

# Journal

## Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

**Gendermarketing – Rollenbilder in der TV-Werbung für Kinder**

**Vom Sinn und Nutzen von Gender-Trainings für angehende Erzieher\_innen**

**Zusammenhänge zwischen Behinderung, Geschlecht und sozialer Lage:**

Wie bestreiten behinderte und nicht behinderte Frauen und Männer ihren Lebensunterhalt?

**Die Vergabe öffentlicher Aufträge als Weg zur Förderung von Gleichstellung in Unternehmen**

**„Gemeinsam sind wir stark?!“ – Frauenforschung im Spannungsfeld von Theorie und Praxis.**

Für Anne Schlüter zum 65. Geburtstag

**Betroffenen-Netzwerke und biografische Forschung.** Das Beispiel der Besatzungskinder in der deutschen Nachkriegsgeschichte





# Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Nr. 37

Koordinations- und Forschungsstelle  
Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW  
Prof./in Dr. Anne Schlüter  
Dr. Beate Kortendiek

c/o Universität Duisburg-Essen  
Bildungswissenschaften  
Berliner Platz 6–8  
45127 Essen  
Tel.: (0201) 183 6134  
Fax: (0201) 183 2118  
[journal@netzwerk-fgf.nrw.de](mailto:journal@netzwerk-fgf.nrw.de)

Redaktion  
Jenny Bünnig, Dr. Beate Kortendiek

Essen, Dezember 2015  
ISSN 1617-2493



<b>Editorial</b>	5
<b>Neue NetzwerkprofessorInnen stellen sich vor</b>	
Prof. Dr. Robin Curtis	6
Prof. Dr. Anke Hinney	9
Prof. Dr. Sigrid Elsenbruch	12
Prof. Dr. Ulf Gebken	13
Jun.-Prof. Dr. Marie Paul	14
Dr. Ratna Noviani – Gastprofessorin an der RUB	15
<b>Forschung, Vernetzung und Aktivitäten</b>	
MittelbauvertreterInnen zur Aktionswoche „Traumjob Wissenschaft“ der GEW	16
Neue Website für <i>Gender Inn</i>	16
Ready for Dialogue. Fachveranstaltung zur Geschlechterdimension in Wissenschaft und Forschung	16
onlinejournal kultur & geschlecht #15	16
Zweites Vernetzungstreffen Gender Studies NRW	17
Studie „Coming-Out im Netz!?“ erschienen	17
<b>Personalia</b>	
Tagung „Professionalität in der Erwachsenenbildung“ anlässlich des 65. Geburtstags von Prof. Dr. Anne Schlüter	18
Prof. Dr. Katharina Walgenbach erhält Ruf für „Bildung und Differenz“	18
Prof. Dr. Marie-Luise Angerer wechselt nach Potsdam	19
Die Weltenfrau. Zum 70. Geburtstag von Prof. Dr. Felizitas Sagebiel	19
Prof.'in Dr. Manuela Günter neue Prorektorin für Gleichstellung und Diversität	21
Promotion von Dr. Karola Wolff zu Diversity	21
Prof. Dr. Alexandra Kautzky-Willer neue Gender-Gastprofessorin an der Uni Bielefeld	21
Eine kritische Intellektuelle: zum Tod von Prof. Dr. Ingrid Galster, Paderborn	22
Gender & Design: zur Pensionierung von Prof. Dr. Uta Brandes	22
<b>Neue Projekte stellen sich vor</b>	
<b>Martina Benischke, Claudia Nikodem</b>	
„Softskill Aufklärung“ – Überlegungen zur Implementierung des Themenkomplexes „sexualisierte Gewalt“ in die Lehrer_innenausbildung	24
<b>Ulrike Schultz</b>	
Portraits von Juraprofessorinnen	25
Die vielen Biografien der Käthe Schirmacher – eine virtuelle Konferenz geht online	26
<b>Kristin Behnke</b>	
Mentoring-Gruppe für Frauen in der Postdoc-Phase der Universitätsallianz Ruhr	26
Gründung des „Doktorand*innen-Netzwerks <i>gender</i> und <i>queer</i> “ an der Universität zu Köln	28
<b>Britt Dahmen</b>	
„DiVers“ – ein E-Learning-Tool zur Diversity-Kompetenz in der Hochschullehre	29

## Beiträge

<b>Susanne Stark, Johanna Kuhn</b> Gendermarketing – Rollenbilder in der TV-Werbung für Kinder	31
<b>Friederike Kuster</b> Vom Sinn und Nutzen von Gender-Trainings für angehende Erzieher_innen	35
<b>Ulrike Schildmann, Astrid Libuda-Köster</b> Zusammenhänge zwischen Behinderung, Geschlecht und sozialer Lage: Wie bestreiten behinderte und nicht behinderte Frauen und Männer ihren Lebensunterhalt?	40
<b>Eva Katharina Sarter</b> Die Vergabe öffentlicher Aufträge als Weg zur Förderung von Gleichstellung in Unternehmen	54
<b>Doris Freer</b> „Gemeinsam sind wir stark?!“ – Frauenforschung im Spannungsfeld von Theorie und Praxis. Für Anne Schlüter zum 65. Geburtstag	58
<b>Elke Kleinau</b> Betroffenen-Netzwerke und biografische Forschung. Das Beispiel der Besatzungskinder in der deutschen Nachkriegsgeschichte	66

## Tagungsberichte

<b>Markus Tünte</b> Doing Gender Research – Geschlechterforscher*innen und Hochschulpolitik	73
<b>Judith Arnau</b> Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Gender Studies	76
<b>Ilke Glockentöger, Anne Warmuth</b> Gender – Schule – Chancengleichheit: Kommen die Jungen zu kurz?	80
<b>Marie-Theres Wacker</b> Frühjüdische Schriften im Kontext – genderspezifische und rezeptionsgeschichtliche Perspektiven	81
<b>Cinur Ghaderi</b> „Gelingendes Leben – aus der Sicht sozialer Berufe“	85
<b>Manuela Kleine</b> Öffentlichkeitstag „Geschlecht, Migration und Sorgearbeit“ des Weiterbildenden Studiums FrauenStudien	87
<b>Ana Rodrigues</b> Emilie Du Châtelet: Laws of Nature – Laws of Morals	89
<b>Renate Klees-Möller</b> Frauen an die Spitze – Kulturwandel leben, Vielfalt fördern, Chancengerechtigkeit stärken	91
<b>Heike Kahlert, Sahra Dornick unter Mitarbeit von Johanna Özogul und Agnes Raschauer</b> Genderforschung und die neue Governance der Wissenschaft	93
<b>Rafaëla Schmid, Daniela Reinhardt</b> Kindheit im Zweiten Weltkrieg. Eine vergleichende Perspektive	96

## Veröffentlichungen

<b>Buchbesprechungen</b>	99
<b>Meike Penkwitt rezensiert</b> Galster, Ingrid (2015): Simone de Beauvoir und der Feminismus	99
<b>Anna Krawitz rezensiert</b> Klinger, Sabine (2014): (De-)Thematisierung von Geschlecht. Rekonstruktionen bei Studierenden der Erziehungs- und Bildungswissenschaften.	101
<b>Neuerscheinungen</b>	103

## Liebe LeserInnen,

zum Jahreswechsel 2015/2016 konnte die aktuelle Ausgabe unseres Journals fertiggestellt werden – diese Zeit „zwischen“ den Jahren regt an, den Blick sowohl zurück als auch voraus zu werfen. Unsere Koordinations- und Forschungsstelle ist nun bereits seit fünf Jahren an der Universität Duisburg-Essen beheimatet. In dieser Zeit haben wir den Forschungsschwerpunkt Hochschul- und Wissenschaftsforschung rund um den Gender-Report ausgebaut und 2015 u. a. ein Statistik-Tool zur Errechnung der Gleichstellungsquote an den Start gebracht. Nicht nur die Forschungsaktivitäten wurden mehr; auch die Anzahl der Geschlechterforscherinnen und -forscher, die sich dem Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW angeschlossen haben, nahm zu. Einige der „Neuen“ stellen sich in dieser Ausgabe vor. Wir begrüßen die Professorinnen Dr. Robin Curtis, Dr. Anke Hinney, Dr. Sigrid Elsenbruch, Dr. Marie Paul und Dr. Ratna Noviani sowie Professor Dr. Ulf Gebken.

Trotz dieser positiven Entwicklungen hat die Geschlechterforschung, die sich aus den Geistes- und Sozialwissenschaften heraus entwickelt hat, „disziplinäre Schwachstellen“. Damit diese Forschungslücken geschlossen werden können, fördert das MIWF NRW ab 2016 neue Genderprofessuren, mit (Teil-) Denominationen in der Medizin, der Physik oder den Wirtschaftswissenschaften. Über diese wichtige Entwicklung werden wir im nächsten Journal ausführlich berichten.

An den Hochschulen ist der Herbst „Hochsaison“ – in unserem Journal spiegelt sich dies in vielfältigen Tagungsberichten wider. So informieren Judith Arnau über kulturwissenschaftliche Perspektiven der Gender Studies, Marie-Theres Wacker über genderspezifische und rezeptionsgeschichtliche Perspektiven im Kontext frühjüdischer Schriften und Markus Tünte über unseren Mittelbauworkshop, der unter dem Titel „Doing Gender Research“ stand und in Kooperation mit dem CEWS in Köln stattfand (hier entstand auch das Foto, welches das Cover schmückt). Es ist nicht möglich, an all diesen Tagungen und Debatten teilzunehmen, daher danken wir den Autorinnen und Autoren, dass sie den LeserInnen durch ihre Berichte einen Einblick in Fragestellungen und Ergebnisse der durchgeführten Veranstaltungen ermöglichen.

In der Rubrik „Beiträge“ stehen Aufsätze im Mittelpunkt, die sich aus unterschiedlichen Blickwinkeln mit Kindheit auseinandersetzen. Im Beitrag von Susanne Stark und Johanna Kuhn wird deutlich, dass die Einteilung in „rosa“ und „blau“ keineswegs antiquiert und überholt ist und die Aufteilung der Kinderwelten in Mädchen und Jungen einer gezielten Produktplatzierung dient. Die Autorinnen zeigen, dass Vermarktungsstrategien im Kontext des sogenannten Gendermarketings in der Werbung verstärkt an der Tagesordnung sind. Friederike Kuster nähert sich dem Thema Kindheit auf der Basis einer Reflexion über Gender-Trainings mit zukünftigen Erzieherinnen und Erziehern. In diesen Trainings steht die vergeschlechtlichte Wirklichkeit in den Kindertageseinrichtungen im Zentrum und die Arbeit am Verständnis von Geschlechtsrollen zielt auf eine Unterstützung der Kinder. Der Blick von Elke Kleinau auf Kindheit ist ein historischer; sie forscht zu Nachkriegskindheiten und „Besatzungskindern“ in der deutschen Nachkriegsgeschichte.

Wie bestreiten behinderte und nicht behinderte Frauen und Männer ihren Lebensunterhalt? Mit dieser Frage setzen sich Ulrike Schildmann und Astrid Libuda-Köster auseinander, indem sie dem Zusammenhang zwischen Behinderung, Geschlecht und sozialer Lage empirisch auf der Basis von Mikrozensus-Daten nachgehen. Eine potenzierte soziale Benachteiligung behinderter Frauen und Männer ist nämlich erst dann stichhaltig, wenn vergleichbare Aussagen über die soziale Lage nicht behinderter Männer und nicht behinderter Frauen zur Verfügung stehen.

Nicht nur Jahreswechsel, sondern auch Geburtstage sind Anlässe zum Rückblick. Wir möchten daher Doris Freer danken, die mit ihrem kritischen Beitrag aus der Sicht einer kommunalen Gleichstellungsbeauftragten – anlässlich des 65. Geburtstags von Anne Schlüter – den Slogan „Gemeinsam sind wir stark“ hinterfragt. Hat die Ausdifferenzierung in Frauenpolitik/Gleichstellungspolitik auf der einen und Frauenforschung/Geschlechterforschung auf der anderen Seite zur Schwächung oder Stärkung oder gar zu „Parallelwelten“ geführt? Deutlich wird hier, dass das Netzwerken, der Austausch zwischen Theorie und Praxis, organisiert werden muss. Wir hoffen, dass unsere Öffentlichkeitsarbeit – die Zeitschrift GENDER, die verschiedenen Datenbanken und nicht zuletzt das Journal – dazu beitragen.

*Ihnen allen wünschen wir eine anregende Lektüre und einen guten Start ins Jahr 2016!*

*Ihre Anne Schlüter und Beate Kortendiek  
Essen, Jahreswechsel 2015/2016*

## Neue NetzwerkprofessorInnen stellen sich vor

### Prof. Dr. Robin Curtis

Professorin für Theorie und Praxis audiovisueller Medien an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf



#### Zur Professur

Seit 2012 bin ich W2-Professorin für „Theorie und Praxis audiovisueller Medien“ am Institut für Medien- und Kulturwissenschaft an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Als Professorin der Medien- und Kulturwissenschaft steht für mich die Reflexion über die Bedeutung und Funktion von Medien und deren Wirkung auf kulturelle Prozesse im Mittelpunkt meiner Arbeit. In der heutigen Medienlandschaft sind kulturelle Prozesse nicht von Prozessen der Interkulturalität zu trennen, denn Menschen *und* Medien reisen und sind somit als grundsätzlich mobile Phänomene zu verstehen. Ein Seminar zur Geschichte des deutschen Films wäre z.B. ohne eine Einbettung in den europäischen Kontext undenkbar, was konkrete historische Ereignisse und ästhetische Strömungen angeht, die gesamt-europäisch konzipiert werden müssen. Medienspezifische Kulturformen sind somit als kulturelle Begegnungsräume zu verstehen, die es ermöglichen, die Auswirkungen von Wandlungen über die Zeit sowie die Unterschiede zwischen Kulturen (inner- und außereuropäisch) zu begreifen.

Zugleich sind Fragen der Selbstpositionierung als aktive und prozessuale Praxis, die in einem Wechselwirkungsverhältnis mit audiovisuellen Medien stehen, dabei nicht zu vernachlässigen. Insofern haben Fragen der „Gender“- sowie der postkolonialen Theorie meine medienwissenschaftliche Arbeit seit Beginn meines Studiums in Kanada zutiefst beeinflusst. Bereits 1986/87 im Kontext meiner frühen Auseinandersetzung mit der Geschichte der feministischen Filmtheorie haben ein Forschungsaufenthalt in Berlin und ein Projekt zur Geschichte der Zeitschrift *Frauen und Film* den ersten Kontakt zu meiner späteren Doktormutter, Gertrud Koch, vermittelt. Die Erforschung der Bedingungen des Sichtbarwerdens des Subjekts hat sich bis zum heutigen Tag sowohl in meinen Publikationen (wie zum Beispiel im soeben erschienenen Band *The Autobiographical Turn in Germanophone Documentary and Experimental Film*, der sich mit den spezifischen diskursiven Bedingungen des Subjekts im deutschen Kontext befasst) als auch in meiner Tätigkeit im DFG-geförderten Netzwerk zum Thema „Szenographien des Subjekts“ fortgesetzt.

#### Zur Person

Ich bin Kanadierin aus Toronto und lebte seit Oktober 1989 in Berlin und seit August 2012 nun in Düsseldorf. Ein Studium der *Cinema Studies und German Languages and Literature* habe ich 1989 an der University of Toronto mit einem *Honours Bachelor of Arts* abgeschlossen, ein weiteres Studium an der Freien Universität Berlin 1996 als *Magister Artium* in der Theaterwissenschaft und in den Nordamerikastudien vollendet. Ebenfalls an der Freien Universität wurde ich 2003 in der Filmwissenschaft (*summa cum laude*) promoviert und 2015 an der Heinrich-Heine-Universität in der Medienwissenschaft habilitiert. Zwischen 2010 und Anfang 2012 habe ich als *Adjunct Professor* im Global Academic Center Berlin der New York University unterrichtet. Bis Juni 2011 nahm ich als Feodor-Lynen-Stipendiatin der Alexander von Humboldt Stiftung eine Forschungs Kooperation zum Begriff der Montage

mit dem Visual Studies Department der State University of New York at Buffalo wahr. Zwischen 2002 und 2010 war ich an der Freien Universität Berlin als wissenschaftliche Mitarbeiterin im DFG-geförderten Sonderforschungsbereich „Kulturen des Performativen“ beschäftigt. Davor war ich von 1996 bis 2002 an der Universität für Film und Fernsehen Potsdam-Babelsberg als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Studiengang AV-Medienwissenschaft tätig.

## Zur Forschung

In meiner zweiten Monografie befasste ich mich mit einer Umbestimmung des Konzepts der Immersion in digitalen sowie analogen Medien, die ich nicht als ahistorisches, sondern als historisch und kulturell situiertes Phänomen betrachte. Immersion wird gewöhnlich als Effekt einer möglichst umfassenden Simulation der externen Welt verstanden, die durch eine Verbindung der illudierenden Kapazitäten verschiedener Medien mit Strategien des Realismus entsteht. Ich interessiere mich stattdessen einerseits für die Bedingungen des „internen“ Realismus, d. h. für die Parameter der Wahrnehmung, die stimuliert werden, um eine solche Erfahrung der ästhetischen Überwältigung zu bewirken. Sowohl die Synästhesie (bzw. die Intermodalität der Wahrnehmung) wie die Einfühlung sind hierfür zentral, denn sie hinterfragen beide die Stabilität der Trennung zwischen Subjekt und Objekt, die in den herkömmlichen Theorien der Immersion implizit ist. Andererseits untersuche ich die Kraft des bewegten Bildes, viszerale Reaktionen hervorzurufen, die ebenso in der Abstraktion zu lokalisieren ist wie in der detailreichen Abbildung. Somit strebe ich eine neue Bestimmung der Trennlinie zwischen Abstraktion und Repräsentation an. Hier bieten ausgewählte Beispiele von Computerspielen Zugang zu extrem komplexen räumlichen Konstellationen, die für das Projekt von großem Interesse sind. Sowohl die Erkenntnisse der Computerspielforschung als auch die Beispiele einiger ausgewählter Spiele, die durch ihre komplexe Räumlichkeit bestechen, bilden einen wichtigen Bestandteil meiner Forschung in diesem Gebiet.

Meine momentane Forschung widmet sich einer Neubestimmung des Abstraktionsbegriffs. Entscheidend für den Ansatz des Projektes ist, dass es sowohl aus bildwissenschaftlicher als auch aus philosophischer und naturwissenschaftlicher Sicht lanciert wird. Es prüft die sehr unterschiedlichen gegenwärtigen Bildpraxen, die durch bildgebende Verfahren einerseits und ästhetische Erfahrung andererseits veranschaulicht werden. Unabhängig davon, ob

das Abstrakte als Teil einer binären Zuordnung mit dem Konkreten, dem Figürlichen, dem Darstellenden, dem Abbildenden, dem Objektiven, dem Realistischen oder auch dem Mimetischen als dessen Gegensatz gekoppelt wird – wenn man die zeitbasierte Erfahrung, die das Bewegtbild voraussetzt, betrachtet, wird deutlich, dass eine gänzlich neue Auseinandersetzung mit dem, was im Bereich der Imagination durch die visuelle Abstraktion ermöglicht wird, erforderlich ist.

## Aktuelle Publikationen

### Bücher

- *Conscientious Viscerality: The Autobiographical Stance in German Film and Video*. Berlin: Gebrüder Mann Verlag/Edition Imorde, 2006.
- *The Autobiographical Turn in Germanophone Documentary and Autobiographical Film*. Hg. Robin Curtis und Angelica Fenner. Rochester: Camden House Press, 2014.
- *Synchronisierung der Künste*. Hg. Robin Curtis, Gertrud Koch und Marc Siegel. München: Fink Verlag, 2013.
- *Synästhesie-Effekte: Zur Intermodalität der ästhetischen Wahrnehmung*. Hg. Robin Curtis, Marc Glöde und Gertrud Koch. München: Fink Verlag, 2011.
- *Einfühlung: Zu Geschichte und Gegenwart eines ästhetischen Konzepts*. Hg. Robin Curtis und Gertrud Koch. München: Fink Verlag, 2009. (Eine englische Übersetzung von *Einfühlung: Zu Geschichte und Gegenwart eines ästhetischen Konzepts (in Auswahl)* ist in *Art in Translation Volume 6, Number 4, December 2014* erschienen.)
- Sonderheft „Immersion“, *montageAV*. HeftherausgeberInnen Robin Curtis und Christiane Voss, 17/2/2008.
- *Deixis und Evidenz*. Hg. Horst Wenzel und Ludwig Jäger in Zusammenarbeit mit Robin Curtis und Christina Lechtermann. Freiburg: Rombach Verlag, 2008.
- *Umwidmungen: architektonische und kinematografische Räume*. Hg. Gertrud Koch in Zusammenarbeit mit Robin Curtis und Marc Glöde. Berlin: Vorwerk 8 Verlag, 2005.
- Sonderheft „Erinnern/Vergessen“, *montageAV*. HeftherausgeberInnen Robin Curtis und Jörg Frieß, 11/1/2002.

### Herausgeberschaft/Redaktion (Zeitschriften):

- *Pop: Kultur & Kritik*, Transcript Verlag. [www.pop-zeitschrift.de/](http://www.pop-zeitschrift.de/) (seit 2012).
- *nachdemfilm.de*, Internet-Zeitschrift, Berlin. [www.nachdemfilm.de/](http://www.nachdemfilm.de/) (2000–2012).

- montageAV. Zeitschrift für Theorie und Geschichte audiovisueller Kommunikation, Schüren Verlag. [www.montage-av.de/archiv.html](http://www.montage-av.de/archiv.html) (1997–2009).

#### Wissenschaftlicher Beirat (Zeitschrift):

- nachdemfilm.de, Internet-Zeitschrift, Berlin. [www.nachdemfilm.de/](http://www.nachdemfilm.de/)

#### Artikel

- „Das Vergessen, die Materie und das Selbst: Demenz im Dokumentarfilm“. Alte im Film und auf der Bühne. Neue Altersbilder und Altersrollen in den darstellenden Künsten. Hg. Henriette Herwig und Andrea von Hülsen-Esch. Bielefeld: Transcript Verlag.
- „Historical Reenactments und historisch spezifische Strategien der Verortung in der Geschichte“. Prinzip Wiederholung. Zur Ästhetik von System- und Sinnbildung in Literatur, Kunst und Kultur aus interdisziplinärer Sicht. Hg. Karoly Csurik und Joachim Jacob. Bielefeld: Aisthesis Verlag.
- „Immersion and Abstraction“. Immersion in the Visual Arts and Media. Hg. Burcu Dogramaci und Fabienne Liptay. Amsterdam: Rodopi Verlag.
- „Autobiographical Film as Immersive Performance“. Sich selbst aufs Spiel setzen. Spiel als Technik und Medium der Subjektivierung. Hg. Christian Moser und Regine Strätling. München: Wilhelm Fink Verlag.
- „Erstarrung, die Pose und das Altern“. Pop: Kultur und Kritik 6 (Frühjahr 2015). 78–82.
- „Copy and Paste: On Matthias Müller and Christoph Girardet“. German Film @ Canada Blog. Goethe Institut (<http://blog.goethe.de/arthousefilm/archives/327-Copy-Paste-On-Matthias-Mueller-Christoph-Girardet.html>).
- „Introduction to: Joseph Imorde’s ‘Empathy in Art History’“. Art in Translation Volume 6, Number 4, December 2014. 378–379.
- „Introduction to: Kirsten Wagner’s ‘Animating Architecture: Empathy and Architectonic Space’“. Art in Translation Volume 6, Number 4, December 2014. 400–401.
- „Whither Autobiography? The Difficulties of Saying ‘I’ in the German Context“ (zusammen mit Angelica Fenner). The Autobiographical Turn in Germanophone Documentary and Autobiographical Film. Hg. Robin Curtis und Angelica Fenner. Rochester: Camden House Press, 2014. 1–37.
- „Compression/Repression: Distinguishing Between the Animate and the Inanimate“. Bilder animierter Bewegung/Images of Animate Movement. Hg. Sigrid Leyssen und Pirkko Rathgeber. München. Wilhelm Fink Verlag, eikones Reihe, 2013. 113–134.
- „Is the Movement of the Film Image a Sign of Vitality?“ Touching and Being Touched. Kinesesthesia and Empathy in Dance and Movement. Hg. Gabriele Brandstetter, Gerko Egert und Sabine Zubarik. Berlin u. Boston: DeGruyter, 2013. 249–262.
- „Synthese des Materials: Immersion durch Abstraktion“. Synchronisierung der Künste. Hg. Robin Curtis, Gertrud Koch und Marc Siegel. München: Fink Verlag, 2013. 129–144.
- „Viszeralität und Monotonie: Girls, Spring Breakers“ Pop: Kultur und Kritik 3 (Herbst 2013). 66–20
- „The Environmental Self and its Travels Through Imaginary Landscapes“. Urban Landscape Observatory: Blicklandschaften. Hg. Christophe Girot und Fred Truniger. Berlin: jovis Verlag, 2012. 157–174.
- „Einführung und Abstraktion in the Moving Image“. Science in Context. Special Issue: Empathy and Einführung. Hg. Susan Lanzoni, Robert Brain und Allan Young, 2012. 425–446.
- „Learning to Live with Abstraction: Filmic Abstraction and Sensory Intermodality“. Habitat in Habitat III: Synaesthesia and Kinaesthetics. Hg. Joerg Fingerhut, Sabine Flach und Jan Söffner. Bern: Peter Lang Verlag. 155–170.
- „Popular Synesthesia: Reviews of The Hidden Sense: Synesthesia in Art and Science, by Cretien van Campen and Wednesday is Indigo Blue: Discovering the Brain of Synesthesia, by Richard E. Cytowic and David M. Eagleman“. The Senses and Society, Volume 6, Issue 2. 236–239.
- „Synästhesie und Immersion: Räumliche Effekte der Bewegung“. Synästhesie-Effekte. Zur Intermodalität der ästhetischen Wahrnehmung. Hg. Robin Curtis, Marc Glöde und Gertrud Koch. München: Fink Verlag, 2010. 131–150.
- „Immersionseffekte: Intermediale Involvement in Film und digitale Medien“. Ausweitung der Kunstzone. Interart Studies – Neue Perspektiven der Kunstwissenschaften. Hg. Kristiane Hasselmann und Markus Rautzenberg. Bielefeld: Transcript Verlag, 2010. 201–220.
- „Einführung in die Einführung“. Einführung – Zu Geschichte und Gegenwart eines ästhetischen Konzepts. Hg. Robin Curtis und Gertrud Koch. München: Fink Verlag, 2009. 11–30.

#### Kontakt und Information

Univ.-Prof. Dr. Robin Curtis  
Theorie und Praxis  
audiovisueller Medien  
Medien- und Kulturwissen-  
schaft  
Heinrich-Heine-Universität  
Düsseldorf  
Universitätsstraße 1  
40225 Düsseldorf  
Tel.: (0211) 81 13067  
[robin.curtis@uni-duesseldorf.de](mailto:robin.curtis@uni-duesseldorf.de)  
[www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/persoeliche-seite-robin-curtis](http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/persoeliche-seite-robin-curtis)

## Prof. Dr. Anke Hinney

Professorin für Molekulargenetik von Adipositas und Essstörungen am Universitätsklinikum Essen



### Zur Professur

Frau Prof. Dr. rer. nat. Anke Hinney, Diplombiologin, ist Inhaberin der W2-Professur „Molekulargenetik von Adipositas und Essstörungen“. Sie leitet die Forschungsabteilung Molekulargenetik an der Klinik für Psychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie des Kindes- und Jugendalters des Universitätsklinikums Essen. Sie ist Expertin im Feld der molekulargenetischen Studien bei komplexen Störungen mit einem Fokus auf dem Kindes- und Jugendalter (z. B. Adipositas, Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätssyndrom, Essstörungen). Sie vertritt die Molekulargenetik dieser Störungen auch unter Berücksichtigung von geschlechtsspezifischen Aspekten in Forschung und Lehre. Sie war und ist (Mit-)Antragstellerin und stellvertretende Koordinatorin von Verbund- und Einzel-Forschungsprojekten. Zudem ist sie an internationalen Konsortien zu molekulargenetischen Analysen bei komplexen Krankheiten beteiligt. Sie ist Mitglied an der Medizinischen Fakultät und dem Zentrum für Biomedizinische Forschung (ZMB; [www.uni-due.de/zmb/members/hinney/overview.shtml](http://www.uni-due.de/zmb/members/hinney/overview.shtml)), zudem kooptiertes Mitglied der Fakultät für Biologie.

### Zur Person

Nach dem Studium der Biologie (Diplom; 1984 bis 1990) an den Universitäten Bielefeld, Tübingen und Sussex/UK promovierte sie 1993 am

Institut für Anthropologie und Humangenetik der Eberhard-Karls Universität Tübingen; ihre Habilitation zu „Molekulargenetik in der Kinder- und Jugendpsychiatrie“ schloss sie 2008/09 an der Klinik für Psychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie des Kindes- und Jugendalters des Universitätsklinikums Essen ab. Seit 1995 leitete sie das Molekulargenetische Labor der DFG-Klinischen Forschungsgruppe „Genetische Mechanismen der Gewichtsregulation“ an der Klinik für Psychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie des Kindes- und Jugendalters der Philipps-Universität Marburg. Seit 2004 ist sie Leiterin der Forschungsabteilung „Molekulare Genetik“ der Klinik für Psychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie des Universitätsklinikums Essen. 2012 hat sie den Ruf auf die o. g. W2-Professur angenommen.

### Aktuelle Forschungsprojekte

Störungen der Gewichtsregulation (Adipositas, Essstörungen) stellen ein großes gesundheitspolitisches Problem dar. Die Prävalenz von Adipositas ist weltweit hoch, Folgeerkrankungen und reduzierte Lebenserwartung stellen die Gesellschaft vor massive Probleme. Das Auftreten von Essstörungen hat in den letzten Jahren zugenommen. Bei Magersucht (Anorexia nervosa) handelt es sich um die kinder- und jugendpsychiatrische Störung mit der höchsten Mortalität (bis zu 20%). Die Lebensqualität von Personen, deren Gewicht sich an den Extremen der Verteilung befindet, ist deutlich eingeschränkt. Die genannten Störungen beinhalten somit auch wichtige gesellschaftliche Fragestellungen. Frau Hinney arbeitet als Grundlagenforscherin in der biomedizinischen Forschung und liefert hier Bausteine für die geschlechtsspezifische Erforschung komplexer Krankheiten, die auch aus psychologischer und sozialer Perspektive stark beforscht werden.

Genetische Mechanismen sind bei der Gewichtsregulation und bei psychiatrischen Störungen im Kindes- und Jugendalter relevant. Schon seit Jahren beschäftigt die Forschungsgruppe von Frau Hinney die Frage, warum Frauen in den Extremen der Gewichtsverteilung häufiger zu finden sind. Seit die Forschungsgruppe 1995, unter Leitung von Prof. Johannes Hebebrand, heute Direktor der Klinik für Psychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie des Kindes- und Jugendalters des Universitätsklinikums Essen, mit den molekular-

genetischen Analysen (am Universitätsklinikum Marburg, Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie des Kindes- und Jugendalters) begonnen hat, konnten immer wieder geschlechtsspezifische Unterschiede bei den molekulargenetischen Mechanismen der Gewichtsregulation identifiziert werden.

So analysieren die Mitglieder der AG beispielsweise derzeit genetische Varianten für die Essstörung Anorexia nervosa (AN) hinsichtlich ihrer Relevanz für die Gewichtsregulation. Dabei stellte sich heraus, dass die genetischen Varianten für AN mit der größten Relevanz für die Gewichtsregulation vor allem im weiblichen Geschlecht eine Assoziation zeigen, deutlich weniger im männlichen Geschlecht (Hinney et al., eingereicht). Die Prävalenz der Anorexia nervosa steigt in der Bevölkerung. Da die Behandlungsoptionen eingeschränkt sind und die AN mit einer hohen Mortalität einhergeht, ist die Erforschung der biologischen, auch geschlechtsspezifischen Mechanismen dieser Erkrankungen relevant. Mit dem besseren Verständnis der Erkrankung werden Hoffnungen verknüpft, Prävention, Diagnose und Therapie verbessern zu können.

Das Geschlechtsverhältnis bei der AN von 10:1 zulasten der Mädchen hat die Arbeitsgruppe in der Vergangenheit veranlasst, die Östrogenrezeptoren molekulargenetisch zu analysieren, leider damals ohne relevantes Ergebnis (Rosenkranz, Hinney et al. 1998). Bei der diesjährigen Europäischen Tagung für Kinder- und Jugendpsychiatrie in Madrid stellte die sogenannte Mädchenwendigkeit der Magersucht eine zentrale Frage dar. Von den geschlechtsspezifischen Analysen kann ein besseres Verständnis solcher psychischen Störungen erwartet werden, die mit einer Knaben- oder Mädchenwendigkeit einhergehen. Hierunter fallen neben der AN insbesondere die häufige Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung (Geschlechtsverhältnis ca. 1:4 zulasten der Jungen) und affektive Störungen (1:2 zulasten der Mädchen). Es darf angenommen werden, dass ein nicht unerheblicher Anteil der Ursachen solcher Geschlechtsunterschiede auf molekulargenetischer Ebene gefunden werden kann.

Geschlechtsgetrennte genetische Analysen führt die AG seit vielen Jahren durch. Im Folgenden finden sich einige Beispiele:

(1) Die AG konnte zeigen, dass bestimmte Mutationen im Melanocortin 4 Rezeptorgen (MC4R-Gen), einem Hauptgen für die Gewichtsregulation, bei (weiblichen) Trägerinnen einen deutlich stärkeren Effekt auf das Körpergewicht haben als bei Männern (ca. 30 kg bei Frauen versus 15 kg bei Männern; Dempfle, ... Hinney et al. 2004).

- (2) Da das mütterliche Gewicht eine stärkere Korrelation zum Gewicht des Kindes hat als das väterliche wurden die rein mütterlich vererbten mitochondrialen Gene näher betrachtet. Es zeigte sich ein schwacher Zusammenhang zwischen genetischer Variation an kernkodierten mitochondrialen Genen und Adipositas (Knoll, ... Hinney 2013). Das mitochondriale Genom selber zeigte allerdings keine Varianten, die mit Adipositas assoziiert sind (Knoll, ... Hinney 2014).
- (3) Zudem analysiert die AG seit vielen Jahren verschiedene geschlechtswendige Störungen: Anorexia nervosa, Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung (ADHS), Polyzystisches Ovarialsyndrom (PCOS).

### Auswahl von Publikationen mit Genderbezug (alphabetisch)

*Researcher ID: D-6953-2011; Summe der Zitationen: 8017; H index: 48*

- Albayrak Ö, ... Hinney A; Psychiatric GWAS Consortium: ADHD Subgroup. Common obesity risk alleles in childhood attention-deficit/hyperactivity disorder. *Am J Med Genet B Neuropsychiatr Genet.* 2013;162B:295–305. doi: 10.1002/ajmg.b.32144.
- Berndt SI, ... Hinney A, ... et al. Genome-wide meta-analysis identifies 11 new loci for anthropometric traits and provides insights into genetic architecture. *Nat Genet.* 2013 May;45(5):501–12. doi: 10.1038/ng.2606. Epub 2013 Apr 7.
- Boraska V, ... Hinney A, ... et al. A genome-wide association study of anorexia nervosa. *Mol Psychiatry.* 2014;19:1085–94. doi: 10.1038/mp.2013.187.
- Bradfield JP, ... Hinney A, ... et al. A genome-wide association meta-analysis identifies new childhood obesity loci. *Nat Genet.* 2012;44:526–31. doi: 10.1038/ng.2247.
- Dempfle A, Hinney A et al. Large quantitative effect of melanocortin-4 receptor gene mutations on body mass index. *J Med Genet.* 2004;41:795–800.
- Föcker M, ... Hinney A, ... et al. Comparison of metabolic profiles of acutely ill and short-term weight recovered patients with anorexia nervosa reveals alterations of 33 out of 163 metabolites. *J Psychiatr Res.* 2012;46:1600–9. doi: 10.1016/j.jpsychires.2012.08.015.
- Håvik B, ... Hinney A, ... et al. DCLK1 variants are associated across schizophrenia and attention deficit/hyperactivity disorder. *PLoS One.* 2012;7:e35424. doi: 10.1371/journal.pone.0035424.

- Hinney A et al. Genome-wide association study in German patients with attention deficit/hyperactivity disorder. *Am J Med Genet B Neuropsychiatr Genet.* 2011;156B:888–97. doi: 10.1002/ajmg.b.31246.
- Hinney A, Volckmar AL. [Perspectives of genetic research in eating disorders using the example of anorexia nervosa]. *Psychother Psychosom Med Psychol.* 2015;65:8–10. doi: 10.1055/s-0034-1394405.
- Jarick I, ... Hinney A. Genome-wide analysis of rare copy number variations reveals PARK2 as a candidate gene for attention-deficit/hyperactivity disorder. *Mol Psychiatry.* 2014;19:115–21. doi: 10.1038/mp.2012.161.
- Knoll N, ... Hinney A. Mitochondrial DNA variants in obesity. *PLoS One.* 2014;9:e94882. doi: 10.1371/journal.pone.0094882.
- Knoll N, ... Hinney A. Gene set of nuclear-encoded mitochondrial regulators is enriched for common inherited variation in obesity. *PLoS One.* 2013;8:e55884. doi: 10.1371/journal.pone.0055884.
- Mühlhaus J, ... Hinney A, ... et al. Do common variants separate between obese melanocortin-4 receptor gene mutation carriers and non-carriers? The impact of cryptic relatedness. *Horm Res Paediatr.* 2012;77:358–68. doi: 10.1159/000338999.
- Sánchez-Mora C, ... Hinney A, ... et al. Case-control genome-wide association study of persistent attention-deficit hyperactivity disorder identifies FBXO33 as a novel susceptibility gene for the disorder. *Neuropsychopharmacology.* 2015;40:915–26. doi: 10.1038/npp.2014.267.
- Scherag A, ... Hinney A, Reinehr T. SDCCAG8 obesity alleles and reduced weight loss after a lifestyle intervention in overweight children and adolescents. *Obesity (Silver Spring).* 2012;20:466–70. doi: 10.1038/oby.2011.339.
- Schimmelmann BG, Hinney A et al. Bipolar disorder risk alleles in children with ADHD. *J Neural Transm.* 2013;120:1611–7. doi: 10.1007/s00702-013-1035-8.
- Rosenkranz K, Hinney A et al. Systematic mutation screening of the estrogen receptor beta gene in probands of different weight extremes: identification of several genetic variants. *J Clin Endocrinol Metab.* 1998;83:4524–7.
- Vogel CI, ... Hinney A. Common variants near MC4R: exploring gender effects in overweight and obese children and adolescents participating in a lifestyle intervention. *Obes Facts.* 2011;4:67–75. doi: 10.1159/000324557.
- Wojciechowski P, ... Hinney A, ... et al. Impact of FTO genotypes on BMI and weight in polycystic ovary syndrome: a systematic review and meta-analysis. *Diabetologia.* 2012;55:2636–45. doi: 10.1007/s00125-012-2638-6.

#### Kontakt und Information

Univ.-Prof. Dr. rer. nat.  
 Anke Hinney  
 Universitätsklinikum Essen  
 (AöR)  
 Klinik für Psychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie des Kindes- und Jugendalters  
 Leiterin der Forschungsabteilung Molekulargenetik  
 LVR-Klinikum Essen  
 Virchowstraße 174  
 45147 Essen  
 Tel.: (0201) 7227 716 (Labor)  
 oder 7227 342 (Büro)  
 anke.hinney@uni-due.de  
 www.uni-due.de/zmb/members/hinney/overview.shtml



## Prof. Dr. Sigrid Elsenbruch

Professorin für Experimentelle Psychobiologie, Institut für Medizinische Psychologie und Verhaltensimmunbiologie, Medizinische Fakultät, Universität Duisburg-Essen

### Vita

- Diplom-Studiengang Psychologie, Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf (1993–1996, Vordiplom 1996)
- Master of Science (M. Sc., 1998) und Doctor of Philosophy (Ph. D., 1999) im „Biological Psychology Ph.D. Program“, University of Oklahoma Health Sciences Centre, U.S.A. (1996–1999)
- Wissenschaftliche Assistentin, Institut für Medizinische Psychologie, Universitätsklinikum Essen (2000–2004 und 2007–2009)
- Visiting postdoctoral research fellow, Intestinal Disease Research Program, McMaster University, Kanada (2001)
- Habilitation und Venia Legendi für Medizinische Psychologie (2004)
- Kommissariat als geschäftsführende Direktorin, Institut für Medizinische Psychologie, Universitätsklinikum Essen (2004–2007)
- Heisenberg-Stipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft (2009–2010)
- Heisenberg-Professur für Experimentelle Psychobiologie, gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (2011–2014)
- W3-Professur für Experimentelle Psychobiologie, Medizinische Fakultät, Universität Duisburg-Essen
- Theysohn N, Schmid J, Icenhour A, Mewes C, Forsting M, Gizewski ER, Schedlowski M, Elsenbruch S, Benson S. Are there sex differences in placebo analgesia during visceral pain processing? A fMRI study in healthy subjects. *Neurogastroenterol Motil.* 2014; 26 (12):1743–53.
- Wegner A, Elsenbruch S, Rebernik L, Roderigo T, Engelbrecht E, Jäger M, Engler H, Schedlowski M, Benson S. Inflammation-induced pain sensitization in men and women: Does sex matter in experimental endotoxemia? *Pain* 2015 Jun 3. [Epub ahead of print]
- Labrenz F, Icenhour A, Thürling M, Schlamann M, Forsting M, Timmann D, Elsenbruch S. *Neurobiol Learn Mem.* 2015 May 21; 123: 92–99. Sex differences in cerebellar mechanisms involved in pain-related safety learning.
- Elsenbruch S. How positive and negative expectations shape the experience of visceral pain. *Handb Exp Pharmacol.* 2014; 225: 97–119.
- Elsenbruch S, Enck P. Placebo effects and their determinants in gastrointestinal disorders. *Nature Reviews Gastroenterology & Hepatology* (in press).
- Elsenbruch S, Schmid J, Kullmann JS, Kattoor J, Theysohn N, Forsting M, Kotsis V. Visceral sensitivity correlates with decreased regional gray matter volume in healthy volunteers: a voxel-based morphometry study. *Pain* 2014 Feb;155(2):244–9.
- Benson S, Kattoor J, Kullmann JS, Hofmann S, Engler H, Forsting M, Gizewski ER, Elsenbruch S. Towards understanding sex differences in visceral pain: enhanced reactivation of classically-conditioned fear in healthy women. *Neurobiol Learn Mem* 2014;109:113–21.
- Benson S, Kotsis V, Rosenberger C, Bingel U, Forsting M, Schedlowski M, Gizewski ER, Elsenbruch S. Behavioural and neural correlates of visceral pain sensitivity in healthy men and women: does sex matter? *Eur J Pain* 2012;16(3):349–58.

### Forschungsschwerpunkte

- Psychologische und neurobiologische Grundlagen chronischer viszeraler Schmerzen
- Geschlechterunterschiede in der Pathophysiologie chronischer Schmerzen
- Psychobiologie von Placebo- und Nozeboeffekten
- Furchtkonditionierung, Extinktionslernen und Schmerzvermeidung bei chronischen abdominalen Schmerzen
- Stress, Stressbewältigung und Krankheitsverhalten bei chronischen Erkrankungen

### Veröffentlichungen zu Geschlechterunterschieden bei Schmerzen

- Icenhour A, Elsenbruch S, Benson S. Biologische und psychosoziale Einflussfaktoren auf geschlechterbezogene Unterschiede beim Schmerz. *GENDER* 2015; 2:11–28.

### Kontakt und Information

Prof. Dr. Sigrid Elsenbruch,  
Ph. D.  
Heisenberg-Professor of  
Experimental Psychobiology  
Universitätsklinikum Essen  
(AöR)  
Institute of Medical Psychology  
& Behavioral Immunobiology  
Hufelandstraße 55  
45122 Essen  
Tel.: (0201) 723-4502  
sigrid.elsenbruch@uk-essen.de

## Prof. Dr. Ulf Gebken

Professor für Sozialwissenschaften des Sports an der Universität Duisburg-Essen



### Zur Professur

Im September 2014 habe ich die Professur für „Sozialwissenschaften des Sports“ an der Universität Duisburg-Essen am Campus Essen angetreten. Schwerpunkte werden die „Integration im und durch Sport“ sowie die Entwicklung geschlechtersensibler offener Kinder- und Jugendsportprojekte insbesondere für junge Flüchtlinge sein. Mit dem 1. Essener Kinder- und Jugendsportkongress am 26. Februar 2016 wird der dritte Akzent der Professur, die Vernetzung von Schulen, Sportvereinen, Jugendhilfe und freien Trägern (Straßenfußballprojekten), gestartet.

### Zur Person

Nach dem Studium des Lehramts für berufsbildende Schulen an den Universitäten Hamburg und Oldenburg und dem zweiten Staatsexamen folgte von 1995 bis 2003 die wissenschaftliche Mitarbeit in der Sport- und Schulpädagogik der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, von 2006 bis 2009 die Übernahme einer Vertretungsprofessur für Sportdidaktik an der Universität Hannover und seit 2009 die Leitung des Projektes „Kicking Girls“ mit der Gründung, dem Aufbau und der Leitung des An-Institutes „Integration durch Sport und Bildung“ an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Nach der Promotion 2002 zu „Erziehung zum sozialen Handeln im Schulsport“ und der Habilitation 2011 mit dem Thema „Sozialraumorientierter

Schulsport“ habe ich viele Jahre als Herausgeber an der Zeitschrift Sportpädagogik mitgewirkt. Mein besonderes Interesse gilt der Integration von Mädchen mit Migrationshintergrund im und durch Fußball. In Zusammenarbeit mit der Laureus Stiftung, dem Deutschen Fußball-Bund und mehreren Landesregierungen konnten in den vergangenen zehn Jahren zahlreiche lokale Projekte zur Förderung dieser Zielgruppe entwickelt und aufgebaut werden.

### Aktuelle Forschungsprojekte

Stiftungen, die Beauftragte für Migration, Integration und Flüchtlinge der Bundesregierung, Landesregierungen und Kommunen fördern das Projekt „Kicking Girls – Soziale Integration von Mädchen durch Fußball“. An bundesweit 220 Standorten entwickeln und bauen wir die vier Bausteine, Fußball-AG für Mädchen, Turniere/Wettkämpfe, Ausbildung jugendlicher weiblicher Coaches und Fußball-Camps für Mädchen, auf und untersuchen die Gelingensbedingungen für das Mitspielen und die Integration der Mädchen mit Migrationshintergrund.

Darüber hinaus werden offene Sportangebote für Kinder und Jugendliche in Zusammenarbeit mit dem Institut für Stadtteilentwicklung, Sozialraumorientierte Arbeit und Beratung der Universität Duisburg-Essen, der Anneliese-Brost-Stiftung sowie die Sprachförderung durch Sport und Bewegung für junge Flüchtlinge in Kooperation mit dem Projekt ProDaZ der Universität Duisburg-Essen entwickelt, durchgeführt und evaluiert.

### Neuere Veröffentlichungen

- Gebken, Ulf & Kuhlmann, Bastian (2015). Schulsport in der Migrationsgesellschaft. In Rudolf Leiprecht & Anja Steinbach (Hrsg.). Schule in der Migrationsgesellschaft. Schwalbach: Wochenschau Verlag, S. 265–280.
- Gebken, Ulf & Köttelwesch, Ellen (2015). Von anderen lernen. In Werner Schmidt (Hrsg.). Dritter Kinder- und Jugendsportbericht. Schorndorf: Hofmann, S. 486–502.
- Gebken, Ulf & Vosgerau, Söhnke (Hrsg.). (2014). Fußball ohne Abseits. Ergebnisse und Perspektiven des Projekts ‚Soziale Integration von Mädchen durch Fußball‘. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden (Bildung und Sport, Schriftenreihe des Centrums für Bildungsforschung im Sport (CeBiS), 4).

- Althoff, Katharina & Gebken, Ulf (2014). Mädchen mittendrin – Soziale Integration von Mädchen durch Fußball. In A. R. Hofmann & M. Krüger (Hrsg.). Rund um den Frauenfußball. Münster: Waxmann (Edition global-lokale Sportkultur, 30), S. 165–174.
- Althoff, Katharina, Gebken, Ulf., Kuhlmann, Bastian & Vosgerau, Söhnke (2014). Mädchen mittendrin – Empirische Ergebnisse eines integrativen Mädchenfußballprojektes in Nordrhein-Westfalen. In Silke Sinning u. a. (Hrsg.). Frauen- und Mädchenfußball im Blickpunkt. Empirische Untersuchungen – Probleme und Visionen. Münster [u. a.]: Lit-Verlag (Forum Frauen- und Mädchenfußball, 1), S. 169–185.
- Gebken, Ulf & Kuhlmann, Bastian (2013). SchülerInnen als ExpertInnen. In D. Kuhlmann (Hrsg.). Schulsport öffnen – Strukturen, Lernorte, Akteure. Seelze: Friedrich Verlag, S. 10–15.
- Gebken, Ulf & Vosgerau, Julika (2013). Soziale Integration. In D. Kuhlmann (Hrsg.). Schulsport öffnen – Strukturen, Lernorte, Akteure. Seelze: Friedrich, S. 16–21.
- Gebken, Ulf & Meyer, Annegret (2013). Die Talentshow – ein Projekt auch für Sportmuffel. In Detlef Kuhlmann (Hrsg.). Schulsport öffnen – Strukturen, Lernorte, Akteure. Seelze: Friedrich, S. 117–119.
- Gebken, Ulf (2010). Soziallernen – Methoden sozialen Lernens. In Harald Lange & Silke Sinning (Hrsg.). Handbuch Methoden im Sport. Lehren und Lernen in der Schule, im Verein und im Gesundheitssport. Balingen: Spitta, S. 537–547.
- Gebken, Ulf & Neuber, Nils (Hrsg.). (2009). Anerkennung als sportpädagogischer Begriff. Baltmannsweiler: Schneider.

**Kontakt und Information**

Prof. Dr. Ulf Gebken  
 Universität Duisburg-Essen  
 Institut für Sport- und  
 Bewegungswissenschaften  
 Gladbecker Straße 182  
 45141 Essen  
 Tel.: (0201) 183 7610  
 ulf.gebken@uni-due.de

**Jun.-Prof. Dr. Marie Paul**

Juniorprofessorin für Quantitative Methoden in den Wirtschaftswissenschaften, Universität Duisburg-Essen

**Vita**

- Studium der Volkswirtschaftslehre (Diplom 2003) und der französischen Philologie (Zwischenprüfung 1999) an der Georg-August-Universität Göttingen; Auslandssemester an der Université de Poitiers (Frankreich)

- Doktorandenstudium am Center for Doctoral Studies in Economics der Universität Mannheim (Promotion 2009); Forschungsaufenthalt an der University of Wisconsin, Madison, USA.
- Wissenschaftliche Hilfskraft am Zentrum für Europäische Wirtschaftsforschung (ZEW) von 2004 bis 2007, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Goethe-Universität Frankfurt von 2005 bis 2007, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg von 2007 bis 2010, Akademische Rätin auf Zeit an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg von 2010 bis 2011.
- Seit 2011 Juniorprofessorin für Quantitative Methoden in den Wirtschaftswissenschaften, Fakultät für Betriebswirtschaftslehre, Universität Duisburg-Essen

**Arbeitsschwerpunkte****Empirische Arbeitsmarktökonomik:**

- Evaluation von arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen
- Erwerbsbiografien von Frauen
- Lohneffekte flexibler Beschäftigungsverhältnisse

**Angewandte Mikroökonomie:**

- Evaluationsmethoden
- Paneldatenökonomie
- Markov Chain Monte Carlo-Simulationsverfahren

**Veröffentlichungen**

- Paul, M. (2015) „Is there a Causal Effect of Working Part-time on Current and Future Wages?“, *Scandinavian Journal of Economics*, im Erscheinen.
- Fernandez-Kranz, D., M. Paul und N. Rodriguez-Planas (2015) „Part-time Work, Fixed-term Contracts, and the Returns to Experience“, *Oxford Bulletin of Economics and Statistics*, im Erscheinen.
- Paul, M. (2015) „Many Dropouts? Never Mind! Employment Prospects of Dropouts from Training Programs“, *Annals of Economics and Statistics*, im Erscheinen.

- Biewen, M., B. Fitzenberger, A. Osikominu und M. Paul (2014) „The Effectiveness of Public Sponsored Training Revisited: The Importance of Data and Methodological Choices“, *Journal of Labor Economics*, 32, 837–897.
- Fitzenberger, B., O. Orlanski, A. Osikominu und M. Paul (2013) „Déjà Vu? Short-Term Training in Germany 1980–1992 and 2000–2003“, *Empirical Economics*, 44 (1), 289–328.
- Waller (Paul), M. (2008) „On the Importance of Correcting Reported End Dates of Labor Market Programs“, *Schmollers Jahrbuch (Journal of Applied Social Science Studies)* 128, 213–236.
- Biewen, M., B. Fitzenberger, A. Osikominu, R. Völter und M. Waller (Paul) (2006) „Beschäftigungseffekte ausgewählter Maßnahmen der beruflichen Weiterbildung in Deutschland – eine Bestandsaufnahme“, *Zeitschrift für ArbeitsmarktForschung (Journal for Labour Market Research)* 39, 365–390.

**Kontakt und Information**

Jun.-Prof. Marie Paul  
 Universität Duisburg-Essen  
 Mercator School of  
 Management  
 Fakultät für Betriebswirt-  
 schaftslehre  
 Lotharstraße 65  
 47057 Duisburg  
 Tel.: (0203) 379 4788  
 marie.paul@uni-due.de  
 www.msm.uni-due.de/qmw

**Dr. Ratna Noviani – Gastprofessorin an der RUB****Marie-Jahoda-Gastprofessur im Wintersemester 2015/2016**

Dr. Ratna Noviani lehrt und forscht an der Grauiertenschule Universitas Gadjah Mada (UGM), Yogyakarta/Indonesien im Bereich Medien- und Kulturwissenschaft. In ihren interdisziplinär ausgerichteten Forschungsarbeiten befasst sie sich mit Medien und der Repräsentation von Politik, mit Medien, Geschlecht und Sexualität sowie mit der Jugend- und Popkultur Indonesiens. Darüber hinaus ist sie Mitherausgeberin des *Indonesian Feminist Journal*. Ihr gegenwärtiges Forschungsinteresse richtet sich auf die Reflexion soziopolitischer Problemstellungen hinsichtlich geschlechts- und medienpolitischer Fragen in dem mehrheitlich muslimischen Land Indonesien.

Die Marie-Jahoda-Gastprofessur für Internationale Genderforschung an der Ruhr-Universität Bochum wurde 1994 unter dem Vorzeichen eingerichtet, grundlegende Impulse für eine internationale, interdisziplinäre und innovative Genderforschung zu geben. Zwei Mal jährlich wird dafür eine international renommierte Wissenschaftlerin/ein international renommierter Wissenschaftler auf die Gastprofessur eingeladen.

**Kontakt und Information**

Luise Malchert  
 Koordinatorin der internationalen Marie-Jahoda-Gastprofessur  
 Lehrstuhl für Soziologie/Soziale Ungleichheit und Geschlecht  
 Ruhr-Universität Bochum  
 Sitz: Universitätsstraße 134  
 Tel.: (0234) 32 22986  
 marie-jahoda-chair@rub.de  
 www.sowi.rub.de/jahoda/

## Forschung, Vernetzung und Aktivitäten



### Kontakt und Information

Dipl.-Päd. Meike Hilgemann  
meike.hilgemann@netzwerk-  
fgf.nrw.de

### MittelbauvertreterInnen zur Aktionswoche „Traumjob Wissenschaft“ der GEW

Die Gewerkschaft für Erziehung und Wissenschaft (GEW) hatte vom 02. bis zum 06. November zur Aktionswoche „Traumjob Wissenschaft – Dauerstellen für Daueraufgaben“ aufgerufen. Die MittelbauvertreterInnen des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW haben aus den Ergebnissen der Zukunftswerkstatt „Doing Gender Research – Geschlechterforscher\*innen und Hochschulpolitik“, die Anfang Oktober stattfand, das folgende Statement abgeleitet und beteiligen sich damit an der Selfie-Aktion der GEW: „Wir fordern Sicherheit, Freiräume und Solidarität! Gute Forschung benötigt Zeit für Kreativität, Freiheit von ökonomischen Zwängen und Austausch auf Augenhöhe. Der Mittelbau braucht dazu Denkräume, finanzielle Sicherheit und eine Stärkung der Mitbestimmung.“

### Neue Website für *Gender Inn*

Die neue Website für *Gender Inn* ist online. *Gender Inn* ist eine von Prof. Beate Neumeier (Universität zu Köln) veröffentlichte Datenbank für akademische Publikationen auf dem Gebiet der Gender Studies in der Literaturwissenschaft und in benachbarten Disziplinen wie Geschichte, Philosophie, Psychologie, Soziologie, Politik, Pädagogik und vielen mehr. Sie können die Website über folgenden Link aufrufen: [www.genderinn.org](http://www.genderinn.org)

### Kontakt und Information

Frederic Rukes  
General Assistant for Gender  
Forum  
Universität zu Köln  
Englisches Seminar  
Albertus-Magnus-Platz  
50923 Köln  
[gender-forum@uni-koeln.de](mailto:gender-forum@uni-koeln.de)

### Ready for Dialogue. Fachveranstaltung zur Geschlechterdimension in Wissenschaft und Forschung

Die Fachveranstaltung „Ready for Dialogue“ zur Geschlechterdimension in Wissenschaft und Forschung hat am 5. November 2015 in Berlin erfolgreich stattgefunden. Die Tagung erfreute sich einer großen Nachfrage und brachte 120 Vertreterinnen und Vertreter nationaler und europäischer Zusammenschlüsse, Forschungseinrichtungen und Förderorganisationen zusammen, die sich für die Integration der Geschlechterdimension in Wissenschaft und Forschung einsetzen. Zentraler Diskussionspunkt war der Vorschlag für einen neuen strategischen Dialog der zentralen Stakeholder des Wissenschaftssystems. Weitere Informationen finden Sie in auf der Veranstaltungswebseite [www.ready-for-dialogue.de](http://www.ready-for-dialogue.de) in unserem Blitzlicht „Ready for Dialogue“.

Die Vortragspräsentationen wurden unter dem jeweiligen Vortragstitel verlinkt und stehen Ihnen ebenfalls als PDF auf der Veranstaltungswebseite unter der Rubrik „Programm“ zur Verfügung. Die Veranstaltungswebseite wird mit weiteren Informationen in deutscher und englischer Sprache kontinuierlich erweitert und aktualisiert.

### Kontakt und Information

Zerrin Küçük  
BMBF-Projekt „Ready for  
Dialogue“  
Essener Kolleg für  
Geschlechterforschung  
Universität Duisburg-Essen  
Universitätsstraße 12  
45117 Essen  
Tel.: (0201) 183-4931  
[zerrin.kuecuk@uni-due.de](mailto:zerrin.kuecuk@uni-due.de)  
[www.uni-due.de/ekfg](http://www.uni-due.de/ekfg)

### onlinejournal kultur & geschlecht #15

Die aktuelle Ausgabe des onlinejournal kultur & geschlecht enthält unter anderem Beiträge zur Öffnung und Schließung von Räumen der Sagbarkeit innerhalb der Gerichtsformation des NSU-Prozesses, zu biopolitischen Prekarität und filmischer Handlungsmacht in den Filmen von Todd Haynes, zu Blick und Handlung im perspektivkritischen Spiel und zur Frage, wie Daten den Fußball beeinflussen.

Das onlinejournal kultur & geschlecht ist ein transdisziplinäres Forum für Nachwuchswissenschaftler/innen der RUB, die zu Geschlechterfragen und deren Kontexten forschen. Es wird am Lehrstuhl für „Medienöffentlichkeit und Medienakteure mit besonderer Berücksichtigung von Gender“ des Instituts für Medienwissenschaft der Ruhr-Universität Bochum von Astrid Deuber-Mankowsky und Anja Michaelsen herausgegeben sowie von der Fakultät für Philologie und dem Rektorat der RUB gefördert.

**Kontakt und Information**

Dr. Anja Michaelsen  
Ruhr-Universität Bochum  
Institut für Medienwissenschaft  
Universitätsstraße 150  
44801 Bochum  
anja.michaelsen@rub.de  
www.rub.de/ifm

---

## Zweites Vernetzungstreffen Gender Studies NRW

Am 27. November 2015 fand das diesjährige „Vernetzungstreffen Gender Studies NRW – Zentren und Studiengänge“ an die Ruhr-Universität Bochum statt, zu dem die Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW und der Studiengang Gender Studies an der RUB gemeinsam eingeladen hatten. Die ca. 30 TeilnehmerInnen von insgesamt zehn vertretenen Studiengängen und Zentren tauschten sich an diesem Tag über aktuelle Aufgaben und Herausforderungen der Einrichtungen und Studiengänge aus. Darüber hinaus stellten Prof. Dr. Katja Sabisch und Maximiliane Brand als Gastgeberinnen des Treffens das Konzept und die Arbeitsweise des Studiengangs Gender Studies an der Ruhr-Universität Bochum genauer vor. Das nächste Vernetzungstreffen ist für den 9. Dezember 2016 an der Universität Paderborn geplant.

**Kontakt und Information**

Dr. Beate Kortendiek  
Netzwerk Frauen- und  
Geschlechterforschung NRW  
Universität Duisburg-Essen  
Berliner Platz 6–8  
45127 Essen  
Tel.: (0201) 183-6134  
beate.kortendiek@netzwerk-  
fgf.nrw.de  
www.netzwerk-fgf.nrw.de

---

## Studie „Coming-Out im Netz!?“ erschienen

Auch heute noch gilt Heterosexualität in Deutschland weitgehend als „natürliche Norm“. Das hat zur Folge, dass das sogenannte Coming-Out zum Teil queer-lesbischer Biografien wird und dabei oftmals mit großen emotionalen Herausforderungen sowie mit Auseinandersetzungen mit sich und dem sozialen Umfeld verbunden ist. Das Internet hält in diesem Zusammenhang verschiedene Angebote bereit, die bei der Bearbeitung dieser Herausforderungen möglicherweise unterstützend wirken können. Die Studie „Coming-Out im Netz!? Die Bedeutung des Internets im Coming-Out queer-lesbischer Frauen“ von Ulrike Roth (Universität Münster) fragt deshalb, wie queer-lesbische Personen das Internet während ihres Coming-Outs nutzen und inwiefern das Internet ein hilfreiches Instrument darstellt, um Herausforderungen zu bewältigen. Die Studie wurde in Kooperationsarbeit mit der LAG Lesben in NRW e.V. veröffentlicht.

**Kontakt und Information**

Ulrike Roth  
Westfälische Wilhelms-Universität Münster  
Institut für Kommunikations-  
wissenschaft  
Bispinghof 9–14  
48143 Münster  
ulrike.roth@uni-muenster.de

## Personalia

### Tagung „Professionalität in der Erwachsenenbildung“ anlässlich des 65. Geburtstags von Prof. Dr. Anne Schlüter

„Professionalität in der Erwachsenenbildung – Herausforderungen und Entwicklungen“, das Thema der gemeinsam vom Deutschen Institut für Erwachsenenbildung (DIE) und dem Fachgebiet Erwachsenenbildung/Bildungsberatung des Instituts für Berufs- und Weiterbildung der Fakultät für Bildungswissenschaften durchgeführten Veranstaltung am 5. Oktober 2015 war gewählt, um anlässlich des 65. Geburtstags von Anne Schlüter eines ihrer zentralen Themen – die Professionalität und Professionalisierung – im Kontext gesellschaftlicher und bildungspolitischer Rahmensetzungen zu behandeln.

Denn gerade Anne Schlüter hat mit ihrem biografischen Ansatz immer wieder das Thema „Profession“ und „Professionalisierung“ bearbeitet, so wenn sie sich dafür interessiert(e), wie Menschen eine Berufsidentität in der Erwachsenenbildung ausbilden, modellieren und tradieren. Das Thema zielt darüber hinaus auf zentrale Fragen für die äußerst heterogene aktuelle Erwachsenenbildungslandschaft. Es betrifft Wissenschaft und Praxis in ihren Bemühungen um Professionalität gleichermaßen: Es betrifft lernende Organisationen, Lernende und Organisierende, zielt auf (professionelle) Selbstentwürfe und Fremdbilder der Profession.

Die beabsichtigte Diskussion kam durch interessante, provozierende Positionen in Gang: So sei es der Erwachsenenbildung nicht wirklich gelungen, Interpretationsdominanz für das Feld der Weiterbildung zu generieren (Prof. Dr. Josef Schrader). Professionalisierung sei kein Begriff mehr, da er auf Entwicklungsziele, heute aber Effizienz als Leitmotiv gelte. Der Professionsbegriff habe sich zu einer sinnentstellten Floskel entwickelt (Prof. Dr. Wiltrud Gieseke). Vor dem Hintergrund von Organisationsmanagement, Steuerungsmodellen, Evaluationsvorgaben und Effizienzsteigerungen im Weiterbildungsmarkt fokussierte sich am Ende die Diskussion auf die Persönlichkeit der ErwachsenenbildnerInnen als Lehrende, als Beratende, als Organisierende – ganz so, wie es Anne Schlüter selbst in ihrem Beitrag zu „Leitungshandeln und Mikropolitik“ angedacht hatte, bereitet sie doch in ihrem eigenen pädagogischen Handeln ihre Studierenden darauf vor, sich in Organisationen bewusst so klug zu bewegen, dass sie sich kreativ Gestaltungsmöglichkeiten und Handlungsspielräume eröffnen.

Zum Abschluss der Tagung wurde die von Dr. Nicole Justen und Babette Mölders herausgegebene Festschrift „Professionalisierung und Erwachsenenbildung. Selbstverständnis – Entwicklungslinien – Herausforderungen“ feierlich an Prof. Dr. Anne Schlüter übergeben. (Uta C. Schmidt)



### Prof. Dr. Katharina Walgenbach erhält Ruf für „Bildung und Differenz“



Prof. Dr. Katharina Walgenbach hat zum 1. Oktober 2015 den Ruf auf die Professur „Bildung und Differenz“ an der FernUni in Hagen angenommen. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Bildung und soziale Ungleichheiten, Heterogenität, Intersektionalität und Geschlechterforschung. In Nordrhein-Westfalen hatte sie von 2010 bis 2014 bereits die Professur für „Gender und Diversity in Erziehungs- und Sozialwissenschaft“ am Institut für Erziehungswissenschaft an der Bergischen Universität Wuppertal inne.

**Kontakt und Information**  
 Prof. Dr. Katharina Walgenbach  
 FernUniversität in Hagen  
 Fakultät für Kultur- und Sozialwissenschaften  
 Institut für Bildungswissenschaft und Medienforschung  
 Lehrgebiet Bildung und Differenz  
 Universitätsstraße 33  
 58084 Hagen  
 katharina.walgenbach@fernuni-hagen.de

## Prof. Dr. Marie-Luise Angerer wechselt nach Potsdam

Marie-Luise Angerer, die von 2000 bis 2015 als Netzwerkprofessorin für Gender und Medien an der Kunsthochschule für Medien in Köln war (von 2007 bis 2009 als Rektorin), hat einen Ruf an die Universität Potsdam angenommen. Sie hat nun den Lehrstuhl für Medientheorie/Medienwissenschaft im Studiengang Europäische Medienwissenschaft am Institut für Künste und Medien der Universität Potsdam inne.



## Die Weltenfrau. Zum 70. Geburtstag von Prof. Dr. Felizitas Sagebiel



Felizitas Sagebiel am See Genezareet (Foto: Carola Bauschke-Urban).

Felizitas Sagebiel, Bergische Universität Wuppertal, ist eine Frau von Welt, eine Weltenfrau der besonderen Art. Sie überschreitet Grenzen innerhalb der Disziplinen, zwischen den Universitäten und Nationen. Sie ist in der ganzen Welt zu Hause. Wie kaum eine andere kennt sie die Wissenschaft und deren Organisationsteams aus der Perspektive von internationalen Tagungen und wissenschaftlichen Vereinigungen. Seit 2002 hat sie

insgesamt – sage und schreibe – 75 Vorträge auf Tagungen in der ganzen Welt gehalten, mindestens drei pro Jahr. Aber es können auch sieben wie in 2009 und 2012 oder sogar acht wie in 2006, 2008 und 2014 gewesen sein. Dies hält sie offensichtlich frisch und neugierig. Bezogen auf die Länder und Kontinente sieht es so aus – sie hat in folgenden Ländern Vorträge gehalten: In Europa zehn in Großbritannien, acht in Spanien, vier in Österreich und Italien, drei in Frankreich, zwei in den Niederlanden, Polen, Nord-Zypern und der Schweiz, einen in Schottland, Griechenland, Russland, Norwegen, Dänemark, Finnland, Belgien. In den USA sechs, in Australien drei, in der Türkei zwei, in Afrika je einen in Uganda, Tunesien, Südafrika, in Asien je einen in Süd-Korea, Thailand, in Süd-Amerika je einen in Brasilien und Argentinien, je einen in Neuseeland, Kanada, Japan, Iran, Israel, Mauritius. Das prädestiniert sie wahrlich für eine Forschung zur Bedeutung von Netzwerken, Wissenschafts- und Organisationskulturen, und dies sind in der Tat einige ihrer Forschungsschwerpunkte.

Zur Person in aller Kürze: Felizitas Sagebiel wurde am 07. November 1945 70 Jahre alt. Alterslos scheint sie zu sein, mit einem bewegten universitären Leben in mehreren Universitäten. Sie hat Sozialwissenschaften an der Universität Erlangen-Nürnberg studiert und war von 1971 bis 1973 in der sozialwissenschaftlichen Begleitforschung einer sozialtherapeutischen Modellanstalt tätig und dann bis 1978 wissenschaftliche Assistentin am Institut für forensische Psychiatrie der Freien Universität Berlin. Promoviert hat sie 1978 an der Technischen Universität Berlin mit einem kriminal- und organisationssoziologischen Thema der Strafvollzugsreform. 1979 war sie Assistentin der Deutschen Gesellschaft für Soziologie zur Vor- und Nachbereitung des 19. Deutschen Soziologentages in Berlin und übersiedelte dann an die Bergische Universität Wuppertal. Ihr Arbeitsschwerpunkt war bis 1984 die Kriminalsoziologie, hier die Sozialtherapie, Beratung, Gruppenarbeit, Bewährungshilfe, ambulante und stationäre Therapie für Delinquente.

Über zehn Jahre lang forschte und publizierte sie anschließend zu Geschlechterfragen im Studium älterer Menschen. Von 1987 bis 2010 war sie zudem an der Universität in Wuppertal für die Koordination des SeniorInnenstudiums zuständig und von 2003 bis 2011 Sprecherin der Bundesarbeitsgemeinschaft Wissenschaftliche Weiterbildung für Ältere in der Deutschen Gesellschaft für Wissenschaftliche Weiterbildung und Fernstudium e. V.

Sie hat dies alles bewerkstelligt mit der gleichzeitigen Erziehung von zwei Söhnen, größtenteils als Alleinerziehende.

Nach der Wende 1989 folgte eine qualitative Studie zu interpersonellen Beziehungen, vor allem Frauenfreundschaften im deutschen Transformationsprozess. In den 1990er Jahren hat sie dann ihren Schwerpunkt auf die Geschlechterforschung verlagert, hier vor allem auf Netzwerke und Gender, aber auch im breiteren Spektrum von Bildung, Studium, Organisation, lebenslangem Lernen, Gender and Engineering sowie Institutionalisierung von „Women's and Gender Studies“.

Felizitas Sagebiel ist eine ‚Spitzenfrau‘ in der Einwerbung von Forschungsprojekten<sup>1</sup> aus den Europäischen Forschungsprogrammen mit äußerst vielfältigen Erfahrungen in der internationalen und interdisziplinären Kooperation.<sup>2</sup> Sie ist höchst bewandert in der Formulierung von Abstracts, in der Organisation von Panels und Streams auf internationalen Tagungen. Ohne Scheu und scheinbar mühelos kann sie Personen in unterschiedlichen Konstellationen zusammenbringen, meist Frauen, mit denen sie offensichtlich gern und produktiv zusammenarbeitet. Seit 2000 beschäftigt sie sich besonders intensiv mit dem Themenbereich Gender und Ingenieurwissenschaften. Der Fokus ihrer eingeworbenen EU-Drittmittelprojekte aus dem 5., 6. und 7. Rahmenprogramm sind Geschlechterfragen in den Ingenieurwissenschaften in Ausbildung und Beruf. Sie hat die Ingenieurwissenschaften um die Geschlechterperspektive buchstäblich erweitert und ist hier im internationalen Zusammenhang und Vergleich eine der zentralen Pionierinnen. Aufgrund ihrer herausragenden internationalen Forschungsleistungen wurde sie an der Universität Wuppertal zur außerplanmäßigen Professorin ernannt.

In vielfältigen Auseinandersetzungen vielseitig gestählt ist für sie die Kennzeichnung, eine Feministin zu sein, eine hervorragende Auszeichnung.

Als Wissenschaftlerin reist Felizitas Sagebiel nicht nur zu Tagungen, sondern bleibt meist länger vor Ort, um Land und Leute und die Sehenswürdigkeiten der Region kennenzulernen. Sie reist mit dem Laptop im Gepäck, kennt die Fluggesellschaften der Welt mit ihrem Service-Personal und kauft und liest Bücher von Frauen ihres jeweiligen Ziellandes, um tiefere Einblicke und ein Gespür für die Besonderheiten des Landes zu bekommen. Offensichtlich fühlt sie sich in der Welt und auf Reisen zu Hause, furchtlos und weltgewandt kommt sie überall zurecht. Man könnte den Eindruck gewinnen, Leben bedeutet für sie, auf Tagungsreise zu sein. Sie interessiert sich aber nicht nur für die sozialen Verhältnisse in der Welt, sondern in hohem Maße auch für Kunst und Textilien, hier auch für die Kunst von Frauen, deren Malerei und Installationen. Sie kennt die Museen, Kunst und Kultur ihrer Reiseländer, denn so es irgend geht, besucht sie auch Ausstellungen und Kunstwerke der jeweiligen Länder, immer mit besonderem Blick auf die Frauen.

Felizitas Sagebiel ist eine ungewöhnlich international interessierte und vernetzte feministische Wissenschaftlerin, sie ist eine internationale Wissenschaftlerin par excellence. Wenn es einen Preis für internationale Frauenvernetzung geben sollte, wäre sie die Erste, die ihn erhalten müsste. Dies ist noch nicht genug. Felizitas Sagebiel verharrt nicht forschend in der Wissenschaft, sie geht nicht nur in die weite Welt, sondern hat sich viele Jahre lang wissenschaftspolitisch für die Veränderung der strukturellen Bedingungen für Frauen an ihrer Universität und in der Region eingesetzt. Viele Jahre engagierte sie sich in Hochschulgremien für die Gleichstellung: im Senat, in der Senatskommission für Studium und Lehre, in der Hochschulkommission für Forschung und wissenschaftlichen Nachwuchs, im Personalrat, im Fachbereichsrat, in der Gleichstellungskommission und in Berufungskommissionen. Sie initiierte 1989 die erste Offene Frauenhochschule an der Universität Wuppertal zum Thema „Frauen untereinander“ und organisierte Ringvorlesungen zu Frauenforschung (1985–1988) und Geschlechterforschung (2011–2012). Hochschulübergreifend war sie in einem Arbeitskreis des Hauptpersonalrats von NRW aktiv und im Arbeitskreis Wissenschaftlerinnen NRW. Von 1986 bis 1989 leitete sie ein Lehrforschungsprojekt zu den kommunalen Frauenbeauftragten. Für ihr Engagement in der Frauen- und Geschlechterforschung sowie in der Gleichstellung erhielt sie 2008 den Gleichstellungspreis der Bergischen Universität Wuppertal.

Sie ist assoziierte Professorin im Netzwerk Frauen und Geschlechterforschung NRW und seit 2009 Mitglied des Beirats des Netzwerks, im Beirat des LIT Verlags (Reihe „Bildung, Hochschule, Innovation“) und seit 2004 im Vorstand (Sprecherin) der Bundesarbeitsgemeinschaft Wissenschaftliche Weiterbildung für Ältere (BAG WiWA) in der Deutschen Gesellschaft für wissenschaftliche Weiterbildung und Fernstudium e.V. Von ihren aktuellen Veröffentlichungen seien hier die folgenden hervorgehoben:

- Sagebiel, Felizitas (2014): Academic women leaders’s career and their Potenzial as gendered organizational change agents. In: Prpić, Katarina; van der Weijden, Inge; Asheulova, Nadia: Researching Scientific Careers, St.Petersburg, S. 85–114
- Sagebiel, Felizitas (Hrsg.) (2013): Organisationskultur und Macht. Veränderungspotenziale und Gender, Münster: LIT-Verlag
- Bauschke-Urban, Carola; Kamphans, Marion; Sagebiel, Felizitas (Hrsg.) (2010): Subversion und Intervention. Wissenschaft und Geschlechter(un)ordnung. Opladen: Verlag Barbara Budrich. Darin: Sagebiel, Felizitas: Zur Funktion von Männernetzwerken für die Karriere von (Ingenieur-)Wissenschaftlerinnen, S. 279–301

Felizitas Sagebiel ist eine Sozialwissenschaftlerin mit ausgeprägtem Frauenbewusstsein, die sich gern und bewusst als Feministin bezeichnet. Im Vorstand der Stiftung „Aufmüpfige Frauen“ tritt sie nach-

<sup>1</sup> An folgenden EU-Forschungsprojekten war Felizitas Sagebiel leitend und koordinierend beteiligt: INDECS. Potentials on Interdisciplinary Degree Courses in Engineering, Information Technology, Natural and Socio-Economic Sciences in a Changing Society (2001–2002), WomEng: Creating Cultures of Success for Women Engineers (2002–2005), PROMETEA: Empowering Women Engineers Careers in Industrial and Academic Research (01.11.2005–31.12.2007), MOTIVATION: Promoting positive images of SET in young people under gender perspective (01.01.2008–31.12.2009), TENDER: Meta-analysis of gender and science research (01.05.2008–30.11.2010).

<sup>2</sup> Wissenschaftliche Vereinigungen, mit denen Felizitas Sagebiel als Referentin und Organisatorin von Panels und Streams verbunden ist: European Sociological Association (ESA); International Sociological Association (ISA); Conference of the European Association for the Study of Science and Technology (EASST); Society for Social Studies of Science (4S); Canadian Coalition of Women Engineering; Science; Trade and Technology (CCWESTT); Women in Engineering Programs and Advocates Networks (WEPAN); Gender in Higher Education; Gender; Work and Organization; Equality; Diversity and Inclusion (EDI); International Conference of Women Engineers and Scientists (ICWES); Women’s World; Gender and Science and Technology Association (GASAT); European Feminist Research; Gender and Education; World Federation of Engineering Organizations (WFEO/FMOI); Société Européenne pour la Formation des Ingénieurs (Sefi); Education and Information Systems; Technologies and Applications (EISTA); International Technology; Education and Development Conference (INTED); Frauen in Naturwissenschaft und Technik (FINUT); European Consortium for Political Research (ECPR).

haltig für möglichst radikale und originelle feministische Preisträgerinnen ein. Sie ist als internationale ‚Weltenfrau‘ selbst eine ‚aufmüpfige Frau‘ par excellence. (Sigrid Metz-Göckel, Carola Bauschke-Urban)

#### Kontakt und Information

Prof. Dr. Sigrid Metz-Göckel  
sigrid.metz-goeckel@  
tu-dortmund.de

Prof. Dr. Carola Bauschke-Urban  
carola.bauschke-urban@  
sk.hs-fulda.de

## Prof.'in Dr. Manuela Günter neue Prorektorin für Gleichstellung und Diversität



Die Universität zu Köln hat eine neue Prorektorin für Gleichstellung und Diversität. Prof. Dr. Manuela Günter hat die Nachfolge von Prof. Dr. Anja Steinbeck angetreten, die Rektorin an der Heinrich-Heine-Universität in Düsseldorf geworden ist. Professorin Dr. Manuela Günter studierte Neuere Deutsche Literatur, Philosophie, Soziologie und Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München, wo sie 1995 promovierte. Bis 1997 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin in einem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekt an der LMU, bis 2001 wissenschaftliche Assistentin am Institut für deutsche Sprache und Literatur I der Universität zu Köln, 2001

wurde sie hier zur Akademische Rätin ernannt. Ihre Habilitation wurde gefördert durch ein Lise-Meitner-Habilitationsstipendium des Landes NRW. 2007 erhielt sie die Venia Legendi im Fach Neuere deutsche Literaturwissenschaft und 2011 wurde sie zur außerplanmäßigen Professorin ernannt. Zwischen 2013 und 2015 war sie dezentrale Gleichstellungsbeauftragte der Philosophischen Fakultät der UzK. Da Manuela Günter einen Forschungsschwerpunkt im Bereich Gender Studies hat, gehört sie auch dem Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW an.

#### Kontakt und Information

Prof.'in Dr. Manuela Günter  
Prorektorin für Gleichstellung  
und Diversität  
Universität zu Köln  
Albertus Magnus-Platz  
50932 Köln  
Tel.: (0221) 470 2495 (Sekt.)  
prorektorat-gleichstellung-  
diversitaet@verw.uni-koeln.de

## Promotion von Dr. Karola Wolff zu Diversity

Karola Wolff von der Universität Duisburg-Essen und langjähriges Mitglied des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW hat ihre Dissertation mit dem Titel „Diversity als Wahrnehmungsphänomen – Studierendenvielfalt und ihre Bedeutung für den Lehr-Lernprozess aus der Perspektive von Hochschullehrenden“ abgeschlossen. Darin untersucht sie, ob bzw. wie „Vielfalt“ von Studierenden in der Wahrnehmung von Lehrenden entsteht und welche Bedeutung dies für das Lehren und die Gestaltung von Lehrangeboten an Hochschulen hat.



#### Kontakt und Information

Dr. Karola Wolff  
karola.wolff@uni-due.de

## Prof. Dr. Alexandra Kautzky-Willer neue Gender-Gastprofessorin an der Uni Bielefeld



Im Wintersemester 2015/2016 lehrt Prof. Dr. Alexandra Kautzky-Willer als Gender-Gastprofessorin an der Fakultät für Biologie an der Universität Bielefeld. Im Rahmen der Lehrveranstaltung wird es auch um ihre Spezialgebiete Endokrinologie und Stoffwechsel gehen, in denen geschlechtsspezifische Unterschiede besonders auffällig sind. Der interdisziplinäre, wissenschaftliche Zugang der Gender Medicine erforscht biologische und psychosoziale Unterschiede zwischen Männern und Frauen, die sowohl das Gesundheitsbewusstsein als auch die Entstehung

**Kontakt und Information**  
[www.uni-bielefeld.de/biologie/  
 Gleichstellung/gender.html](http://www.uni-bielefeld.de/biologie/Gleichstellung/gender.html)  
[www.uni-bielefeld.de/gender/  
 gendergastprofessur.html](http://www.uni-bielefeld.de/gender/gendergastprofessur.html)

und Wahrnehmung von, wie auch den Umgang mit Krankheiten betreffen („bio-psycho-soziales Modell“). Klinisch relevante neue Kenntnisse sollen in die klinische Praxis Eingang finden und zu einer männer- bzw. frauengerechten optimierten Behandlung führen.

## Eine kritische Intellektuelle: zum Tod von Prof. Dr. Ingrid Galster, Paderborn

Ingrid Galster war von 2000 bis 2009 als Professorin für Romanische Literaturwissenschaften am Institut für Romanistik der Universität Paderborn tätig und hat sich unmittelbar nach ihrer Berufung dem Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW angeschlossen.

Sie hat Romanistik, Germanistik, Philosophie und Pädagogik in Düsseldorf, Duisburg und Aix-en-Provence studiert und erwarb ihre Licence in *Lettres modernes* sowie das Erste Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien. Ihre wissenschaftliche Laufbahn hat sie mit der Promotion zur Dr. phil. 1984 an der Katholischen Universität Eichstätt begonnen. Für diese Arbeit zur Rezeption von Sartres Theater im kulturpolitischen Kontext der deutschen Besatzung von Paris erhielt sie 1986 den Straßburgpreis. Ihre Habilitationsschrift hat sie zum Thema *Aguirre oder Die Willkür der Nachwelt* geschrieben und damit einen einflussreichen Beitrag zur Forschung in der Geschichtsfiktion geliefert, dessen wissenschaftlicher Stellenwert durch die Übersetzung ins Spanische (*Aguirre o La posteridad arbitraria*, 2011) noch einmal deutlich erhöht worden ist.

Ingrid Galster war eine streitbare Intellektuelle, die sich als Feministin verstand und sich insbesondere mit dem französischen Feminismus wissenschaftlich auseinandersetzte. So trug sie mit ihrem Beitrag „Französischer Feminismus: Zum Verhältnis von Egalität und Differenz“ zum „*Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*“ (Becker/Kortendiek 2010) bei. Bereits schwer erkrankt arbeitete sie an dem Buch „Simone de Beauvoir und der Feminismus“, welches 2015 erschien und zu dem Meike Penkwitt eine Rezension für unser Journal verfasst hat (siehe Rezensionen). Mit diesem letzten Buch zu Simone de Beauvoir und zu ihren eigenen Forschungen im Kontext der Frauen- und Geschlechterforschung hat sie einen Band zusammengestellt, in dem ihre Haltung und ihr Denken nachvollziehbar sind.

Professorin Dr. Ingrid Galster ist am 27. September 2015 verstorben – ihre Gedanken bleiben.

(Beate Kortendiek)



## Gender & Design: zur Pensionierung von Prof. Dr. Uta Brandes

Uta Brandes hat an der Köln International School of Design der TH Köln (ehemals FH Köln) über zwanzig Jahre hinweg den Schwerpunkt „Gender & Design“ systematisch auf- und ausgebaut und gehört mittlerweile zu den einflussreichsten Genderforscherinnen im Bereich Design. Sie ist Sozialwissenschaftlerin und hat sich früh mit den neuen Medien beschäftigt, auch hier war sie eine der ersten Frauen. Im Verlauf ihrer Forschungen hat sie sich zunehmend in einem sehr umfassenden Sinn mit Design-Themen aus der Geschlechterperspektive befasst und wurde hier buchstäblich bahnbrechend. Als sie ihre Netzwerkprofessur im Jahr 1995 in Köln antrat, war sie die erste Professorin weltweit, deren Denomination Gender &

Design den Genderaspekt in das Design explizit einbrachte. Denn Design-Studiengänge haben – im Gegensatz zu vielen anderen Studiengängen – die Genderperspektive erst sehr spät für ihre Disziplin entdeckt.

---

Uta Brandes hat systematisch zu vielen Unternehmen national und international weitreichende Kontakte geknüpft. Dabei sind zahlreiche Forschungs- und Lehrprojekte entstanden (eine Szenario-Studie für die Volkswagen AG zu Gendermobilität im Jahr 2025, eine Genderuntersuchung zum Sitz- und Kommunikationsverhalten im Büro für die Wilkhahn AG, eine umfassende Studie zur Hotelkultur in Bezug auf Business-Frauen, um nur einige wenige zu nennen). Nicht zuletzt durch diese Projekte und durch die enge Verbindung zwischen wissenschaftlicher Arbeit und praktischen (Berufs-)Perspektiven eröffnete sie ihren Studierenden zukunftssträchtige Arbeitsfelder im Design innerhalb und außerhalb der Hochschule.

Sie initiierte zudem das „international Gender Design Network“ (iGDN), das in Kooperation mit der renommierten Parsons The New School for Design in New York gegründet wurde und mittlerweile als gemeinnütziger Verein anerkannt ist.

2014 fand die zweite internationale Gender-Design-Konferenz mit angeschlossener Ausstellung in Hongkong statt, die vom Design Institute for Social Innovation der Hong Kong Polytechnic University mitorganisiert und finanziell gefördert wurde. Darüber hinaus kuratierte sie diese und weitere Ausstellungen, „GenderTalks“ oder Konferenzen als Begleitung dieser Ausstellungen. Ihre regelmäßigen Aufenthalte in Hongkong haben ihr diese Stadt zur zweiten Heimat werden lassen; ihre internationale Ausrichtung und Beweglichkeit ist bewundernswert. Ihr weiter Blick, ihre Originalität, Spontaneität und unerschöpfliche Energie sind ein Angebot, ja ein ‚Geschenk‘ für ihr Umfeld, besonders auch für ihre Studierenden, die sie sehr vermissen werden; dies wird nicht zuletzt in einem eigens zum Abschied gedrehten Video – einschließlich des ‚Uta-Songs‘ – deutlich.

Es ist ein Armutszeugnis der TH Köln, diesen innovativ aufgebauten Forschungsbereich und somit die Netzwerkprofessur zu Gender & Design mit der Pensionierung von Prof. Dr. Uta Brandes nicht fortzuführen. Tröstlich ist, dass eine Wissenschaftlerin, die so viel bewegt hat, auch mit der Pensionierung das Forschen, das Denken und das Initiieren nicht lässt; so ist zum Beispiel aktuell ein Schwerpunktheft der Zeitschrift GENDER sowie ein grundlegendes Buch zu Gender & Design im Birkhäuser Verlag in Planung.

*(Beate Kortendiek/Sigrid Metz-Göckel)*

## Neue Projekte stellen sich vor

---

### Martina Benischke, Claudia Nikodem „Softskill Aufklärung“ – Überlegungen zur Implementierung des Themenkomplexes „sexualisierte Gewalt“ in die Lehrer\_innenausbildung

„Wenn dir bewusst ist, wie du bestimmte Dinge verarbeiten kannst, mit wem du darüber reden kannst, dann bist du geschützt davor“ (zit. nach Linus Dietz in Gernert 2010: 264). Damit Schüler\_innen dieses Bewusstsein entwickeln können, bedarf es spezieller Kompetenzen aufseiten des Lehrpersonals, das in diesem Zusammenhang eine wichtige Bezugsperson darstellt.

Vor dem Hintergrund der Aktualität öffentlicher Debatten über sexualisierte Gewalt – sei es in pädagogischen Institutionen oder im familiären Umfeld – soll das hier in Kürze dargestellte Konzept die Thematisierung grundlegender Fragestellungen und Auswirkungen der Debatte auf die pädagogische Praxis von Lehrpersonen aufgreifen. Die Frage, auf welche Weise Lehrpersonen die positive Entwicklung ihrer zukünftigen Schüler\_innen vor dem Hintergrund der Thematik „sexualisierte Gewalt“ ermöglichen können, steht im Zentrum der Überlegungen. Dabei geht es sowohl um die theoretische Aufarbeitung des Themenkomplexes als auch um die Betrachtung gesellschaftlicher und entwicklungspsychologischer Grundlagen. Nicht zuletzt stellt die Selbstreflexion einen wichtigen Bestandteil der Entwicklung unterstützender Kompetenzen im Lehramtsberuf dar. Soziale Entwicklungen berücksichtigend, die die gesellschaftliche Realität und somit auch den Umgang mit sexualisierten Themen beeinflussen (vgl. BZgA 2004: 24), werden Begrifflichkeiten wie „Generation Porno“, „Sexualpädagogik“, „Körper“, aber auch „Macht“ als Struktureigenschaft menschlicher Beziehungen thematisiert und die Reflexion darüber für die Tätigkeit als angehende Lehrperson relevant gemacht.

Die Humanwissenschaftliche Fakultät der Universität zu Köln bietet einen guten institutionellen Rahmen, in dem es möglich sein kann, die Bedingungen, das Auftreten, die Effekte und Folgen sexualisierter Gewalt ebenso wie die Überprüfung eigener theoretischer Konzepte zu analysieren und zu hinterfragen. Ziel ist es, auf der Grundlage dieses Wissens konkrete Handlungsmöglichkeiten zu erarbeiten und auf diese Weise zukünftige Lehrpersonen in ihren Aufgaben und Kompetenzen als Bezugspersonen zu stärken. Wie eine entwicklungsförderliche Beziehung aussehen kann, welche Kommunikationselemente notwendig sind und wie die Lehrperson auf „sexualisierte Situationen“ reagieren kann, sind zentrale Inhalte. Auf diese Weise können Kenntnisse über schulische Prävention sexualisierter Gewalt und den Aufbau entwicklungsförderlicher Beziehungen den Eintritt in den Berufsalltag von Lehrpersonen begleiten – Prävention findet dabei sowohl mit Blick auf die Schüler\_innen als auch auf die Verantwortung der Lehrpersonen statt: In Bezug auf Erstere kann Prävention durch eine entwicklungsförderliche Beziehungen zu Lehrpersonen, durch die Stärkung der Selbstbilder und die Zusammenarbeit der Lehrer\_innen mit Beratungsstellen und Eltern geschehen. Bezüglich der Lehrpersonen bedeutet Prävention eine gezielte Schulung von Kompetenzen, die in Alltagssituationen einen entwicklungsförderlichen Umgang mit den Schüler\_innen von Beginn ihrer Lehrtätigkeit an ermöglichen – die Bezeichnung „Softskill Aufklärung“ bezieht sich auf eben diese Überlegung.

Die Implementierung der Thematik in die Ausbildung von Lehrpersonen könnte somit zur Prävention sexualisierter Gewalt beitragen, indem Kompetenzen entwickelt und gestärkt werden, die dem (Selbst-) Schutz von Schüler\_innen dienen.

Wünschenswert wäre ein Angebot von Lehrveranstaltungen im Semesterturnus, sodass alle Lehramtsstudierenden mit den notwendigen Kompetenzen in ihren Beruf starten können. Es handelt sich um ein durch Gleichstellungsgelder finanziertes Projekt der Universität zu Köln, das von Dr.'in Claudia Nikodem und M. A. Martina Benischke konzipiert und durchgeführt wird.

**Kontakt und Information**  
Dr.'in Claudia Nikodem  
nikodem@uni-koeln.de

Martina Benischke, M. A.  
martina.benischke@uni-koeln.de

## Ulrike Schultz Portraits von Juraprofessorinnen

Im Kontext des Forschungsvorhabens JurPro der FernUniversität in Hagen zu den Bedingungen von Professorinnenkarrieren in der Rechtswissenschaft<sup>1</sup> sind auch Videointerviews mit Juraprofessorinnen aufgezeichnet worden. Die Rechtswissenschaft ist mit rund 16 Prozent Professorinnen nach wie vor ein Fach mit einem besonders geringen Anteil an weiblichen Lehrenden. Die Portraits zeichnen die Lebensläufe herausragender Rechtswissenschaftlerinnen nach und geben Aufschluss über deren berufliche Motivationen. Damit werden Rollenmodelle für den wissenschaftlichen Nachwuchs aufgezeigt. Um auch die historische Perspektive der Entwicklung in der Rechtswissenschaft zu erfassen, sind Frauen unterschiedlicher Generationen in das Projekt einbezogen worden.

Als erste Interviewpartnerin stellte sich ganz spontan die profilierteste Spezialistin zu Genderfragen im Recht, Prof. Dr. Susanne Baer, zur Verfügung, die an der Humboldt Universität in Berlin die Professur für Öffentliches Recht und Geschlechterstudien inne hat und seit 2011 als Richterin am Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe tätig ist.

Auch Jutta Limbach, eine der ersten Juraprofessorinnen in Deutschland und die bekannteste schlechthin, quasi die Nestorin in der Rechtswissenschaft, war zum Gespräch bereit. Nach mehr als 20-jähriger Tätigkeit als Juraprofessorin im Zivilrecht an der Freien Universität in Berlin und einigen Jahren in der Politik als Berliner Justizsenatorin wurde sie zunächst Vizepräsidentin und dann Präsidentin des Bundesverfassungsgerichts und nach ihrem Ausscheiden bei Erreichen der Altersgrenze Präsidentin des Goetheinstituts. Über Jahrzehnte hat sie sich für Frauenrechte und Gleichstellung engagiert und sich nie gescheut, das auch heute noch in der Rechtswissenschaft verpönte Etikett „Feministin“ für sich zu verwenden. Mit 81 Jahren kommentiert sie unverändert wach die Entwicklung der Geschlechterrechte und -politik in Deutschland.

Das aktuelle Wunderkind der Rechtswissenschaft stellt Lena Rudkowski dar, die mit 25 Jahren die jüngste Juniorprofessorin in der Rechtswissenschaft in Deutschland wurde, nachdem sie mit 24 Jahren im Versicherungsrecht promoviert hatte, und 2015 mit 29 Jahren habilitiert worden ist.

Als Nächste wird Ursula Nelles folgen, die fünfzehn Jahre als Professorin für Strafrecht und Strafprozessrecht an der Universität Münster lehrte, ehe sie 2006 zur Rektorin der Hochschule gewählt wurde. Mit vielen Ideen hat sie offensiv und sehr erfolgreich Frauenförderung betrieben – an der Universität und im Rahmen des Deutschen Juristinnenbundes, dessen 1. Vorsitzende sie von 1997 bis 2001 war.

Weitere Interviews sind geplant. Die Mittel für das Projekt sind aus dem Gleichstellungskonzept der FernUniversität bereitgestellt worden.

Die Videos dokumentieren hochspannende Karrieren von Wissenschaftlerinnen, die wichtige Beiträge zur gesellschaftlichen Entwicklung geleistet haben und leisten; es wird die Entwicklung der Geschlechterfragen im Recht diskutiert, und nebenbei finden sich auch interessante Geschichten der Vereinbarkeit von Familie und Beruf.

Mit Herta Däubler-Gmelin, bekannte Politikerin, ehemalige Justizministerin und streitbare Juristin, die Honorarprofessorin an der Freien Universität Berlin und Gastprofessorin an der RWTH Aachen ist, wurde ergänzend, anlässlich eines Vortrags an der FernUniversität, ein Interview zu ihrem frauenpolitischen Engagement geführt.

Die Videostreams sind abrufbar über die Projektseite von JurPro ([www.fernuni-hagen.de/jurpro/portraits.shtml](http://www.fernuni-hagen.de/jurpro/portraits.shtml)) und über das Internetportal Recht und Gender ([www.fernuni-hagen.de/rechtundgender](http://www.fernuni-hagen.de/rechtundgender)). Dieses ist 2012 eingerichtet worden, um durch Gespräche mit Expertinnen und Experten der Rechtswissenschaft die vielfältigen Facetten der Geschlechterfragen im Recht zu beleuchten und plastisch zu illustrieren sowie um diese Expertinnen und Experten vorzustellen. Mittlerweile sind 22 Interviews abrufbar. Das Portal ist bereits im Journal des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung (Nr. 29/2011, S. 15 f.) vorgestellt worden. Die letzten beiden Interviews haben kürzlich stattgefunden mit Dr. Anja Schmidt von der Universität Leipzig zum Thema „Pornographie: Verbot – Regulierung – Freigabe“ und mit Doris Liebscher von der Humboldt Universität in Berlin zur „Anwendung des Antidiskriminierungsrechts in der Praxis und die Arbeit der Humboldt Legal Clinic“.

Auf der Website [www.fernuni-hagen.de/rechtundgender](http://www.fernuni-hagen.de/rechtundgender) finden sich unter der Rubrik „Vorträge“ ergänzend Videostreams von Interviews und Veranstaltungen zu Genderfragen im Recht. Auf der Website JurPro [www.fernuni-hagen.de/jurpro](http://www.fernuni-hagen.de/jurpro) sind Videostreams der Präsentationen auf den beiden Tagungen zum Vorhaben JurPro eingestellt, zum einen von der zweisprachigen Projekttagung am 13. Juni 2013 unter dem Titel „Mehr (Ge)schlecht als (ge)recht? Geschlecht und Wissenschaftskarriere

<sup>1</sup> De jure und de facto: Professorinnen in der Rechtswissenschaft. Eine Untersuchung der Bedingungen von Professorinnenkarrieren zur Verbesserung der Organisationsstruktur und -kultur in der Rechtswissenschaft (vgl. [www.fernuni-hagen.de/jurpro](http://www.fernuni-hagen.de/jurpro)). Dieses Vorhaben ist mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung unter dem Förderkennzeichen 01FP1159 gefördert worden. Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung liegt bei der Autorin.

<sup>2</sup> Ich war von 2010 bis 2014 Vorsitzende der Legal Profession Group, einer Working Group des Research Committee for the Sociology of Law der International Sociological Association, und koordiniere seit 1994 die vergleichenden Arbeiten einer Women/Gender in the Legal Profession Subgroup (vgl. [rcsl.iscte.pt/rcsl\\_wg\\_professions.htm](http://rcsl.iscte.pt/rcsl_wg_professions.htm); [iwglp.wordpress.com](http://iwglp.wordpress.com)).

#### Kontakt und Information

Ulrike Schultz  
[ulrike.schultz@fernuni-hagen.de](mailto:ulrike.schultz@fernuni-hagen.de)  
[www.ulrikeschultz.de](http://www.ulrikeschultz.de)  
[www.fernuni-hagen.de/jurpro/](http://www.fernuni-hagen.de/jurpro/)  
[www.fernuni-hagen.de/rechtundgender](http://www.fernuni-hagen.de/rechtundgender)

im Recht im Vergleich – More Gender than Justice? Gender and Careers in the (Legal) Academy“, zum anderen von der Projektabschlusspräsentation am 27. Juni 2014 „Zwischen Unwägbarkeiten und Alternativen: Wissenschaftskarriere im Recht“. Dokumentiert sind auch die Sitzungen bei den letzten beiden Treffen der International Working Group on the Legal Professions<sup>2</sup> in Königswinter (2012) und Frauenchiemsee (2014) zu Gender and Careers in the Legal Academy/The First Women Law Professors. Dem internationalen Vergleich ist auch eine besondere Tagung zum Thema gewidmet, die vom 8. bis 11. Mai 2016 in Schönburg/Oberwesel stattfinden wird und die ebenfalls auf der JurPro-Website dokumentiert wird. Viele dieser internationalen Präsentationen enthalten autobiografische Reflexionen über die eigenen Karrieren in der Rechtswissenschaft, haben damit stellenweise den Charakter von Selbstportraits.

---

## Die vielen Biografien der Käthe Schirmacher – eine virtuelle Konferenz geht online

Im Rahmen der Auseinandersetzung mit der Frauenrechtsaktivistin und völkischen Politikerin Käthe Schirmacher wird an vielfältige, bis in die 1970er Jahre zurückreichende wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit Biografie und Werk der ebenso produktiven wie widersprüchlichen Schriftstellerin angeknüpft. Das Experiment einer „virtuellen Konferenz“ zielt darauf, Fragestellungen und Stellungnahmen, die zu Käthe Schirmacher in unterschiedlichen Kontexten und zu unterschiedlichen Zeitpunkten formuliert wurden, im virtuellen Raum zu versammeln und dadurch miteinander ins Gespräch zu bringen. Um dies zu ermöglichen, wurden drei Elemente entwickelt:

- ein Reader, in dem Texte zu Käthe Schirmacher, die bisher nur verstreut vorlagen, an einem Ort greifbar sind,
- eine Bibliografie, die sowohl Werke dokumentiert, die auf Käthe Schirmacher fokussieren, als auch Arbeiten, in denen sie im Kontext breiterer Fragestellungen thematisiert wird, sowie
- eine Sammlung von Statements: Hier berichten Wissenschaftler\_innen, die sich mit Käthe Schirmacher beschäftigt haben, auf unsere Bitte hin über die Geschichte ihrer Forschung zu Schirmacher, über sich verändernde Forschungskontexte, Fragen, Thesen und auch Irritationen bei dieser Arbeit.

<http://schirmacherproject.univie.ac.at/die-vielen-biographien-der-kaethe-schirmacher/>

Mit den Statements wollen wir zum einen eine Kontextualisierung der zum Teil weit zurückliegenden Publikationen zu Käthe Schirmacher ermöglichen, zum anderen aber auch neue Diskussionen zu einer, wie wir glauben, noch längst nicht hinreichend erforschten paradigmatischen Akteurin in den widersprüchlichen Transformationsprozessen der Geschlechterverhältnisse am Beginn des 20. Jahrhunderts anregen. In diesem Sinne hoffen wir nicht nur auf Ergänzung (einige angefragte Beiträge stehen noch aus), sondern auch auf Diskussionen, auf Kommentare ebenso wie auf Ideen zur Weiterentwicklung dieses offenen Projektes.

Engagement und Professionalisierung. Käthe Schirmacher (1865–1930) – Selbstentwürfe zwischen radikaler Frauenbewegung und völkischem Nationalismus – Forschungsprojekt, gefördert vom Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung.

**Kontakt und Information**  
 Institut für Zeitgeschichte Wien  
[schirmacher.zeitgeschichte@univie.ac.at](mailto:schirmacher.zeitgeschichte@univie.ac.at)

---

## Kristin Behnke Mentoring-Gruppe für Frauen in der Postdoc-Phase der Universitätsallianz Ruhr

### Warum Mentoring?

Es existiert mittlerweile eine Reihe von Netzwerk- und Mentoring-Programmen, die sich speziell auf die Förderung von Frauen konzentrieren. Einerseits ergibt sich die Relevanz dieser Programme häufig aus der Tatsache, dass Frauen in dem fraglichen Gebiet unterrepräsentiert sind, in welchem das Mentoring angeboten wird. Eine andere Erklärung für die Existenz von Mentoring-Programmen ausschließlich für Frauen, die hier herangezogen werden kann, ist andererseits die, dass Frauen durchschnittlich eher dazu tendieren, anders mit beruflichen Kontakten umzugehen, als Männer dies tun. Informelle Netzwerke

auf beruflicher Ebene werden von Frauen seltener genutzt als von Männern. Auf der Basis existierender Forschung führt Nelke-Mayenknecht jedoch aus:

*„Netzwerk-Beziehungen spielen eine zentrale Rolle bei der Karriereentwicklung. Sie kanalisieren den Ressourcenfluss und regulieren den Zugang zu Stellen durch gezieltes Mentoring. [...] Die Bildung nicht formal vorgeschriebener Arbeitsbeziehungen ist zur Unterstützung der Erfüllung immer komplexerer Arbeitsaufgaben unabdingbar.“ (Nelke-Mayenknecht, 2008, S. 11–12)*

### **Mentoring<sup>3</sup>: ein Mentoring-Programm für den wissenschaftlichen Nachwuchs im Ruhrgebiet**

Das vorgestellte Mentoring-Programm existiert seit 2009 und ist folglich nicht ganz neu, folgt jedoch der Prämisse, sich stetig weiterzuentwickeln. Es handelt sich hier um eine Initiative des *ScienceCareerNet* Ruhr (SCNR), in der die Universitäten Duisburg-Essen, Bochum und Dortmund eng vernetzt u. a. sowohl Doktorandinnen als auch Post-Doktorandinnen die Chance geben, ihre außerfachlichen Fähigkeiten weiterzuentwickeln und mithilfe dieser Unterstützung einen Weg in die wissenschaftliche Karriere zu finden. Dabei ermöglicht die Kooperation der Ruhrgebietsuniversitäten eine große Vielfalt des Programms, das Frauen sowohl zu unterschiedlichen Zeitpunkten ihrer wissenschaftlichen Karriere als auch in verschiedensten Fachrichtungen fördert (Auferkorte-Michaelis, Petersen, Rudack, Schmohr & Zimmermann, 2012).

#### **Komponenten des Mentoring-Programms**

Das hier im Speziellen vorgestellte, sich über zwei Jahre erstreckende und seit Oktober 2015 laufende, Mentoring-Programm der drei Ruhruniversitäten für Frauen der Geistes-, Wirtschafts-, Bildungs- und Gesellschaftswissenschaften in der Postdoc-Phase hat sich dabei nach und nach zu einem drei Komponenten umfassenden Förderprogramm entwickelt. Im Folgenden werden die Komponenten dieses Mentoring-Programms sowie erste exemplarische Erfahrungen daraus skizziert.

##### **1. Informations- und Weiterbildungsveranstaltungen:**

Eine wichtige Komponente stellen einerseits Großgruppentreffen dar, in denen alle Beteiligten des aktuellen Mentoring-Durchganges zusammenkommen und entweder Fort- und Weiterbildungen durchführen oder selbst, je nach Interessenlage, das Programm für die Gruppe gestalten.

Das erste Treffen diente hier zwar primär dem Kennenlernen und der Vorstellung des Programms, bot jedoch bereits Möglichkeiten zu ersten „Potenzialanalysen“, die aufzeigen sollten, welche vielfältigen Fähigkeiten und Erfahrungen auf einem wissenschaftlichen Karriereweg gefragt sind und über welche die Teilnehmerinnen im Rahmen ihrer individuellen Biografie bereits verfügen. Eine weitere organisierte Aktion war der fakultative Besuch einer Informationsveranstaltung zum Thema Juniorprofessor, in der aus verschiedenen Blickwinkeln durch erfahrene Referent/-innen in das Thema als eine Perspektive des wissenschaftlichen Karriereweges eingeführt wurde.

##### **2. Treffen mit der Peergroup**

Eine weitere Gelegenheit zum Austausch und zur Nutzung insbesondere informeller Ressourcen, wie bspw. eigener Erfahrungen, stellt das Kleingruppentreffen mit der sogenannten Peergroup dar, welche sich in Eigenregie möglichst alle ein bis zwei Monate trifft, um sich auszutauschen, einander auf Veranstaltungen hinzuweisen oder bestimmte, selbst festgelegte Themen zu diskutieren.

Der Fokus des ersten Peergroup-Treffens an der Ruhr-Universität Bochum lag auf der Besprechung allgemeiner Themen sowie auf der Besprechung erster, in dieser Phase des wissenschaftlichen Werdegangs relevanter, Themen (bspw. grobe Skizzierung der Habilitationsvorhaben der Teilnehmerinnen, Thematisierung des Ablaufs von Habilitationsverfahren im Allgemeinen, Publikationsstrategien und Vereinbarkeit von Familie und Beruf). Im Anschluss an das erste Treffen wurden bereits Themen für das nächste Treffen festgelegt. So wurde beschlossen, dass zunächst reihum, wie in einer Art Kolloquium, die Habilitationsvorhaben der fünf Kleingruppenmitglieder präsentiert und kritisch diskutiert werden sollen.

##### **3. Treffen mit der Mentorin/dem Mentor**

Die dritte Komponente des Programms besteht aus Treffen mit einer Mentorin oder einem Mentor, die/der sich bereits einige Karrierestufen über der/dem Mentee befindet. Innerhalb der Mentor/in-Mentee-Beziehung soll in einem eher informelleren Verhältnis die Möglichkeit zur Reflexion des eigenen

Werdegangs ermöglicht und gleichzeitig Unterstützung bei der Planung zukünftiger Karriereschritte in der Wissenschaft gegeben werden. Das erste Treffen mit der Mentorin findet bei der Autorin in wenigen Tagen statt.

### **Zwischenfazit nach den ersten eigenen Erfahrungen oder: Warum lohnt es sich, an einem Mentoring-Programm teilzunehmen?**

Einerseits bietet das Programm die Möglichkeit, sich über die eigene Arbeitsgruppe und Universität hinaus zu vernetzen. Probleme und Herausforderungen, die möglicherweise in ähnlicher Form bei vielen Frauen in der Postdoc-Phase auftreten, können auf verschiedenen Ebenen thematisiert und angegangen werden, bspw. durch Informationen und Coaching in der Großgruppe, informellen Kontakt und Austausch auf Ebene der kleineren Peergroup und durch die Mentoring-Beziehung auf einer weiteren Ebene, die möglicherweise die Chance bietet, einen informellen Einblick in einige implizite wie explizite Voraussetzungen des wissenschaftlichen Karrierewegs zu erhalten. Die Zusammensetzung der einzelnen Mitglieder des Programms zielt darauf ab, dass deren Forschungsschwerpunkte einerseits so breit gesetzt sind, dass keine direkte Konkurrenz besteht und damit ein ungezwungener Austausch möglicherweise deutlich besser möglich ist, als wenn sich Forschungsgebiete überschneiden. Des Weiteren entstehen neben den hochschulübergreifenden andererseits auch interdisziplinäre Kontakte und Netzwerke sowie eine Schulung des Umgangs mit potenziellen späteren Kolleginnen.

Das Programm bietet in vielerlei Hinsicht Chancen, auch eigene Schwerpunkte zu setzen, die für die Einzelperson in ihrer spezifischen Situation persönlich relevant sind. Dementsprechend signalisieren bereits die ersten Wochen als aktiv Teilnehmende an einem der Durchgänge des Programms mentoring<sup>3</sup>, dass die Teilnahme Unterstützung dabei verspricht, vielerlei hilfreiche Erfahrungen zu sammeln, eigene Fähigkeiten zu identifizieren und zu stärken, neue Kontakte zu spannenden Nachwuchsforscherinnen und Perspektiven für die wissenschaftliche Karriere zu entwickeln.

Weitere offizielle Informationen zum Programm mentoring<sup>3</sup> finden sich unter: [www.scn-ruhr.de/mentoring/index.html](http://www.scn-ruhr.de/mentoring/index.html)

### **Literatur**

- Auferkorte-Michaelis, N., Petersen, R., Rudack, H., Schmohr, M. & Zimmermann, U. (2012). Eine Universitätsallianz geht neue Wege: ScienceCareerNet Ruhr – eine Kooperation zur akademischen Personalentwicklung. Personal- und Organisationsentwicklung in Einrichtungen der Lehre und Forschung, 7, 71–74.
- Nelke-Mayenknecht, A. (2008). Kommunikationsstrategien und Netzwerkbeziehungen von Frauen und Männern im Beruf. Gender Politik Online, 1–17.

#### **Kontakt und Information**

Dr. Kristin Behnke  
Universität Duisburg-Essen  
Fakultät für Bildungswissenschaften  
Institut für Psychologie/  
Allgemeine und Sozialpsychologie  
[kristin.behnke@uni-due.de](mailto:kristin.behnke@uni-due.de)

## **Gründung des „Doktorand\*innen-Netzwerks *gender* und *queer*“ an der Universität zu Köln**

Im Mai 2015 wurde an der Philosophischen Fakultät der Universität zu Köln auf Antrag von Prof.'in Dr. Manuela Günter und ihren Mitarbeiterinnen Franziska Ebel und Judith Arnau das „Doktorand\*innen-Netzwerk *gender* und *queer*“ ins Leben gerufen. Ausgangspunkt war die Beobachtung, dass die Gender und Queer Studies noch immer ein ‚Nischen-Dasein‘ innerhalb der universitären Forschungszusammenhänge fristen. Ein großes Problem ist die mangelnde Vernetzung von Doktorand\*innen mit Forschungsschwerpunkt Gender und Queer Studies insbesondere vor dem Hintergrund der grundsätzlich geforderten Interdisziplinarität. Um einer Vereinzelung der Promotionsprojekte entgegenzuwirken, wurde ein offenes Forum geschaffen, das allen Doktorand\*innen der Universität zu Köln die Chance bietet, ihre genderspezifischen Forschungen im fruchtbaren Austausch zu verfolgen. Dabei soll es zum einen darum gehen, eigene Perspektiven durch diejenigen anderer Fachbereiche zu erweitern, zum anderen darum, die inhaltlichen und methodischen Synergieeffekte auszuloten. Auf diese Weise werden Schnittstellen zu anderen Fachkulturen sichtbar und der eigene methodische und inhaltliche Horizont erweitert. Zudem wird das Selbstverständnis der Gender und Queer Studies gestärkt; so möchten wir die Bemühungen der Universität zu Köln, die in ihrem Leitbild festgeschriebene Gleichstellung in der Forschung zu verankern, auch auf der Ebene der Promovierenden unterstützen. Das Netzwerk, zurzeit gefördert durch den Fond der Universität zu Köln zur Umsetzung des gesetzlichen Gleichstellungsauftrags, wird von Dokto-

rand\*innen organisiert und von den Teilnehmenden gestaltet. Im Rahmen regelmäßiger Netzwerktreffen werden Dissertationsprojekte diskutiert, grundlegende Theorien und Begrifflichkeiten erarbeitet sowie aktuelle Forschungsansätze im Bereich Gender und Queer verfolgt. Zudem sind thematische Workshops geplant, zu denen auch externe Gäste eingeladen werden. Nächsten Herbst soll eine Nachwuchstagung die gemeinsamen Bemühungen dokumentieren und darüber hinaus die Anbindung an die Gender- und Queer-Nachwuchsforschung der Region ermöglichen.

Bei Interesse an einer universitätsübergreifenden Vernetzung, zum Beispiel im Rahmen eines gemeinsamen Workshops, freuen wir uns über Ihre Kontaktaufnahme unter [gender-netzwerk@uni-koeln.de](mailto:gender-netzwerk@uni-koeln.de).

#### Kontakt und Information

Judith Arnau, M. A.  
Institut für deutsche Sprache  
und Literatur I  
Universität zu Köln  
Albertus-Magnus-Platz  
50923 Köln  
Tel.: (0221) 470-5227  
[gender-netzwerk@uni-koeln.de](mailto:gender-netzwerk@uni-koeln.de)

## Britt Dahmen „DiVers“ – ein E-Learning-Tool zur Diversity-Kompetenz in der Hochschullehre

*„Jede/r von uns nimmt anders wahr, hat andere Zugänge, lernt anders und hat ein Recht darauf, in dem Anders-Sein ernst genommen und gefördert zu werden. Diese Herausforderung anzunehmen gilt sowohl für Lehrende als auch für Hochschulen.“ (Perko & Czollek, 2008, S. 72)*

Dieser Herausforderung widmeten sich die Universität zu Köln und die RWTH Aachen im Jahr 2014 und entwickelten gemeinsam das internetbasierte Self-Assessment-Tool zur Gender- und Diversity-Kompetenz in der Hochschullehre namens „DiVers“, gefördert durch das Zentrum für Kompetenzentwicklung für Diversity Management in Studium und Lehre (KomDiM).

In dem einjährigen Projekt (Laufzeit 01.01. bis 31.12.2014) stand die Unterstützung und Stärkung der Kompetenzen der Lehrenden an Hochschulen im Umgang mit Vielfalt und Verschiedenheit im Fokus. Das E-Learning-Tool „DiVers“ soll dabei sowohl die Selbstreflexion der Lehrenden in Bezug auf ihre eigene Rollenvielfalt anregen als auch ihr professionelles Handeln im Zusammenhang mit der Gestaltung von Kommunikation und Interaktionen, in der Integration von Gender- und Diversity-Aspekten in die Fachinhalte, in der Wahl von Lehr-/Lernmethoden sowie in der Überprüfung von Leistungen in den Mittelpunkt stellen. Es wurde bewusst Abstand genommen von einer kategorienfokussierenden Darstellung (Geschlecht, Alter, Behinderung etc.), sondern folgende zentrale didaktische Handlungsfelder und damit verbundene übergreifende diversitätsbezogene Herausforderungen identifiziert:

<b>(Selbst-)Wahrnehmung</b>	Wahrnehmung und Bedeutung der eigenen Diversität
	Wahrnehmung und Umgang mit der Diversität der Studierenden
<b>Fachinhalte</b>	Einbezug der Gender und Diversity Studies in Fachinhalte
	Bezugnahme auf Lebenszusammenhänge der Studierenden
<b>Kommunikation &amp; Interaktion</b>	Förderung einer diskriminierungsfreien Kommunikation
	Gestaltung einer diskriminierungsfreien Interaktion und Zusammenarbeit
<b>Lehr- und Lernmethoden</b>	Studierendenzentrierte Haltung unter Berücksichtigung der Vielfalt an Vorerfahrungen, Motivationen und Lernstilen
	Gestaltung einer diversitätsgerechten Lernumgebung
<b>Leistungsüberprüfung</b>	Diversitätsgerechte Leistungsüberprüfung im Hinblick auf Prüfungsformen, Prüfungsdurchführung und Prüfungsbewertung
<b>Rahmenbedingungen</b>	Schaffung eines diskriminierungsfreien Zugangs zu Lehrveranstaltungen
	Gestaltung diversitätsgerechter Rahmenbedingungen

Das E-Learning-Tool ist in drei Bausteine aufgeteilt.

**Self-Assessment-Test:** Es wird empfohlen mit dem Self-Assessment-Test zu beginnen. Hier werden 21 Fragen zur Selbsteinschätzung gestellt. So werden beispielhafte Situationen dargestellt, die bewertet werden sollen, sowie herausfordernde Übungsfragen in Bezug auf Erfahrungen und Diversity-Kompetenzen gestellt, die zum Nachdenken anregen sollen.

**Lernmodule:** Den Hauptbestandteil des Tools bilden sechs Lernmodule zur Aneignung und Vertiefung von Wissen. Jedes Lernmodul beginnt mit einem theoretischen Teil und endet mit praktischen Handlungstipps zu konkreten Fragestellungen, die die eigenen Handlungskompetenzen stärken sollen, sowie

mit weiteren Literaturempfehlungen. Die Lernmodule orientieren sich an den oben genannten sechs didaktischen Handlungsfeldern: (Selbst-)Wahrnehmung, Fachinhalte, Kommunikation und Interaktion, Lehr- und Lernmethoden, Leistungsüberprüfung, Rahmenbedingungen.

**Glossar:** Ein Glossar bereitet die Themenfelder im Hinblick auf die Diversitätsfacetten im Bereich der Hochschule unter Berücksichtigung bereits vorhandener Glossarien auf und erläutert fachspezifische Begrifflichkeiten aus dem Test und den Lernmodulen.

Grundlegendes Ziel von DiVers war und ist es, Lehrende dabei zu unterstützen, die Vielfalt der Lebenslagen von Studierenden als Potenzial für eine qualitativ hochwertige Lehre zu erkennen und zur Umsetzung von entsprechenden Maßnahmen anzuregen.

Hochschullehrende sollen für die Verknüpfung von innovativen Lehr- und Lernkonzepten sensibilisiert und bei der praktischen Umsetzung im Lehralltag unterstützt werden. Dabei kann das E-Learning-Tool ein Auftakt sein für eine weitere Auseinandersetzung mit dem Thema in der Lehre. Absolut sinnvoll und wünschenswert ist die Entwicklung von Präsenzangeboten an Hochschulen, die im Sinne des Blended Learning, das Wissen und die Entwicklung von Diversity-Kompetenz in der Hochschullehre vertiefen und in denen Erfahrungen ausgetauscht und reflektiert werden können.

Das E-Learning-Tool DiVers steht seit 2015 allen Interessierten zur Verfügung. Es ist über die Homepage <http://divers.uni-koeln.de> frei zugänglich (kostenfrei und ohne weitere Vorbedingungen, eine Registrierung ist erforderlich).

Bei Fragen, Anmerkungen oder Anregungen nehmen Sie bitte mit uns Kontakt auf.

**Kontakt und Information**

Projektleitung:  
Dr. Britt Dahmen  
Universität zu Köln  
Referat für Gender-Qualitäts-  
management  
genderqm@verw.uni-koeln.de

Manuela Aye  
RWTH Aachen  
Stabsstelle „Integration  
Team – Human Resources,  
Gender & Diversity Manage-  
ment“ (IGaD)  
genderanddiversity@rwth-  
aachen.de

Susanne Stark, Johanna Kuhn

## Gendermarketing – Rollenbilder in der TV-Werbung für Kinder

Kinder sind für Unternehmen eine attraktive Zielgruppe – längst sind sie Umworbene in TV-Spots, die eigens für Mädchen und Jungen konzipiert werden. Wie viele Rollenklischees stecken in diesen TV-Spots – oder ist die aktuelle Werbewirksamkeit differenziert? Die Vermarktungsstrategie des Gendermarketings ist in den Produktangeboten für Kinder an der Tagesordnung, doch welches Bild zeigt die Werbung? Eine Untersuchung an der Hochschule Bochum analysiert die Geschlechterbilder in der TV-Werbung für die Zielgruppen Mädchen und Jungen – und stößt auf nur wenig differenzierte Ansätze. Die Autorinnen plädieren für mehr Vielfalt.

### Die Spielwaren- und Lebensmittelindustrie setzen auf Rosa und Blau

In der farblichen Gestaltung von Spielsachen setzt man klare Akzente – Pastelltöne, rosa und pink auf der einen Seite, schwarz, grün und blau auf der anderen. Spielzeugabteilungen werden durch Farbgebung getrennt, rosa-glitzernde Dekorationen für Mädchen, klare Metalltöne für Jungen. Der demografische Wandel beschert sinkende Geburtenraten, mehr Produkte müssen an weniger Kundschaft verkauft werden. Eine Vermarktungsstrategie, die an Rollenkonzepte appelliert und ihre Zielgruppen auf (vermeintlich?) geschlechtsspezifische Bedürfnisse und Verhaltensweisen verweist, schafft aus einem Kundenmarkt „Kinder“, zwei getrennte Kundenmärkte für „Mädchen“ und für „Jungen“. Marketingexperten wissen, steigende Segmentierungsraten führen zu mehr Umsatz. Je differenzierter Zielgruppen in genau definierten Segmenten bearbeitet werden, desto größer ist die verkaufte Menge, umso besser ist die Preisdurchsetzung. Lohnend für die Unternehmen, aber auch für die Kundschaft – schließlich möchten wir nicht „so ungefähr das, was wir wollen“, sondern exakt auf unsere Wünsche zugeschnittene Angebote. Und das gilt nicht nur für Erwachsene, Kinder sind ebenso anspruchsvolle Konsumentinnen und Konsumenten.

Der Lebensmittelmarkt ist längst auf den rosa- und blaufarbenen Zug genderdifferenzierter

Produkte aufgesprungen: Bei Suppen hat das junge Publikum zum Beispiel die Wahlmöglichkeit zwischen einer Suppe für Prinzessinnen in rosafarbener Verpackung und einer Suppe für Jungen in einer blauen Feuerwehrverpackung. Backmischungen tragen die Aufschrift „Prinzessin Lillifee – Muffins mit Vanillegeschmack“. Auf der rosafarbenen Verpackung sind Bilder vom fertigen Produkt, welches – wie kaum anders zu erwarten – mit rosa Herzchen als Guss und rosa Förmchen ausgestattet ist. Passend dazu der Werbeslogan der Teigmischung: „Für echte Prinzessinnen ist nur das Beste gut genug“, daneben das Pendant für Jungen: die blaugestaltete Piratenmischung, die Glasur bestückt mit braunen „Kanonenkugeln“: „Piratenstarke Köstlichkeiten für echte Teufelskerle“. Gendermarketing ist hier am Werk.

### Konzept des Gendermarketings

In der Literatur finden wir verschiedene Versionen, wie Gendermarketing verstanden wird. Allgemein ausgedrückt geht Gendermarketing davon aus, dass geschlechtsspezifisch unterschiedliche Bedürfnisse existieren und entsprechend befriedigt werden müssen. Die auf die tatsächlich oder vermeintlich unterschiedlichen Bedürfnisse angepassten Produkte werden auf dem Markt platziert und führen zu einer Differenzierung des Angebots anhand geschlechterorientierter Eigenschaften. Diana Jaffé, eine der Begründerinnen des Gendermarketing-Ansatzes im deutschsprachigen Raum („Der Kunde ist weiblich“) beschreibt das Phänomen als ganzheitlichen Marketing-Ansatz, der primär auf den Gemeinsamkeiten und den Unterschieden zwischen Konsumentinnen und Konsumenten basiert und bei dem interne sowie externe Marketing- und Organisationsprozesse konsequent aufeinander abgestimmt werden. Frauen und Männer leben eben doch nach wie vor (teilweise) in unterschiedlichen Alltagswelten; Gendermarketing strebt an, durch eine optimale Entsprechung der jeweiligen Kundenbedürfnisse Kauf und Markentreue zu erzielen.

Greifen wir obiges Beispiel aus der Lebensmittelindustrie auf, stellt sich jedoch die Frage: Besteht tatsächlich ein Bedürfnis nach geschlechterdifferenzierten Muffins oder Suppen bei Kindern – oder werden nur alte Klischees aufgegriffen, verstärkt und lebendig gehalten, um Vermarktungschancen zu erhöhen?

### **Das kindliche Weltbild und Geschlechteridentität**

Die Differenzierung zwischen Femininität und Maskulinität ist ein wichtiger Faktor der Selbstwahrnehmung, da das Geschlecht bei der Mehrheit der Menschen im Fokus des Selbstempfindens steht. Biologie, Kultur, Sozialisation und individuelle Erfahrungen tragen entscheidend dazu bei. Die eigene Geschlechtsidentität entwickelt sich in den ersten zwei bis drei Jahren, danach dann kann sich ein Kind an vorgegebenen Geschlechterrollen orientieren. Eine Vielzahl von Sozialisationsinstanzen trägt zur Ausbildung von Geschlechterrollen bei Kindern bei, wie z. B. der Kindergarten, die Schule, der Umgang mit anderen Kindern, die Eltern sowie die Medien. Beim Stichwort Medien sind wir wiederum dem Marketing nahe – schließlich setzen Unternehmen die Medien als Werbeträger zur Vermarktung ihrer Produkte ein. Das Medienangebot ist heute kaum noch überschaubar – Print, Hörfunk, Kino, das Internet und nach wie vor das Fernsehprogramm als täglicher Begleiter in den Familien.

### **Fernsehen in deutschen Kinderzimmern**

Die allgegenwärtigen Medien sind in den westlichen Industrienationen „omnipräsent“: Über ein Drittel seines wachen Lebens verbringt der moderne Mensch mit Medien – und dies beginnt bereits in den frühen Kindertagen. Nahezu 100 % der deutschen Haushalte besitzen in 2014 einen eigenen Fernseher, 36 % der Kinder besitzen laut dem Medienpädagogischen Forschungsverbund gar ein eigenes Gerät. Neben fiktionalen Sendungen, Märchen, Fantasy und Serien erklären Sachprogramme wie die „Sendung mit der Maus“, „Willi wills wissen“ oder „Löwenzahn“ den Kindern die Welt – eine nicht zu unterschätzende Sozialisationsinstanz. Das Medium Fernsehen hat seine Rolle als Leitmedium trotz neuer Angebote gehalten. Es gehört zu den drei Haupt-Freizeitaktivitäten neben Hausaufgaben/Lernen und Freunde treffen. Bereits 12.000 Stunden hat ein Jugendlicher im Alter von 15 Jahren vor dem Fernseher verbracht. Kinder nutzen das Fernsehen als Stimmungsmacher und können intensive fiktive

Beziehungen zu Fernsehfiguren eingehen. Es ist ein naheliegender Schluss, dass dieser Medienkonsum das kindliche Weltbild beeinflusst und bei jüngeren Kindern auch die Wahrnehmung der Geschlechterbilder.

Nicht zu vergessen: Ein nicht zu unterschätzender Teil der Fernsehdarbietungen ist Werbung; ca. 25 Milliarden Euro lassen es sich laut dem Zentralverband der deutschen Werbewirtschaft die Unternehmen jährlich kosten, um in die Köpfe der Konsumentinnen und Konsumenten zu gelangen. Laut Statista flattern jährlich knapp 4 Millionen Werbespots in die deutschen Wohnzimmer – und nicht wenige davon richten sich an Kinder. Wie viel der Werbegelder im TV sich an Kinder richtet, ist offiziell nicht bekannt.

Effiziente Werbung orientiert sich an den Bedürfnissen der Zielgruppe: So knüpfen Werbetreibende an den Drang der Kinder an, zu spielen und Abenteuer zu erleben, oder an den Wunsch, ernst genommen zu werden. Die Sachverhalte der TV-Spots sind schnell zu verstehen und Verhalten ist einfach nachzuahmen. Bereits Vorschulkinder können innerhalb kürzester Zeit Werbespots mitsprechen oder mitsingen. Spiegeln die TV-Spots dabei nur die Alltagskultur unserer Gesellschaft wider oder gestalten sie diese? Laut Christina Holtz-Bacha, Professorin für Kommunikationswissenschaften, ist Werbung nicht nur Ausdruck und Spiegel einer Kultur, sondern sie übt selber Einfluss auf diese Kultur aus und arbeitet so am gesellschaftlichen Wertewandel mit. Renate Valtin, Professorin für Erziehungswissenschaften, fand in ihrer Untersuchung bei Grundschülerinnen und Grundschulern heraus, dass auch nach demografischem Wandel, wie der gestiegenen Berufstätigkeit von Frauen, Jungen ihre Stärken in den Kompetenzen „Schnelligkeit“, „körperlicher Stärke“ und „Dominanz“ sehen, obgleich sie sich in diesem Alter kaum körperlich von Mädchen unterscheiden. Diese hingegen betonen ihre Vorzüge in ihrer „Attraktivität“, ihrer „Schönheit“ und ihrer „Fürsorglichkeit“.

### **Große Kaufkraft bei den Kleinen**

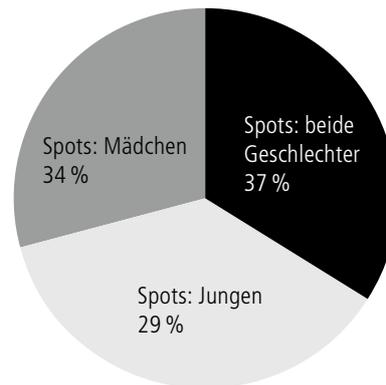
Trotz sinkender Geburtenraten – die Kaufkraft der Kinder nimmt zu. Eltern und Großeltern investieren kräftig in die Kleinen. Die Höhe des Taschengeldes liegt bei deutschsprachigen Kindern im Alter von 4 bis 13 Jahren bei rund 7,23 Millionen Euro. Hinzu kommt der kindliche Einfluss auf die Kaufentscheidungen der Erwachsenen; so bestimmen heute auch bereits die jungen Familienmitglieder mit, welche Geräte der Unterhaltungselektronik ange-

schaftt werden, wohin die Urlaubsreise geht oder welches Essen auf den Tisch kommt. Für die Konsumgüterindustrie besitzen die jungen Zielgruppen also eine enorme Attraktivität, als Kundinnen und Kunden von heute und auch von morgen. Getreu dem Motto „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr“ setzt man auf langfristige Markenbindung: Wer als Kind loyal einer Marke gegenübersteht, tut es im Erwachsenenalter ebenfalls. Vor dem Hintergrund gesättigter Märkte mit einem riesigen Produktangebot wird der Kindermarkt folglich hart umkämpft – wobei durch Kinderprodukte mit klaren stereotypen Geschlechterzuweisungen aus einem Produktmarkt „Kinder“ zwei „Sub-Märkte“, der für Jungen und der für Mädchen, entstehen. Medien, und allen voran Fernsehsendungen und die sie umrahmende Werbung, besitzen, wie oben ausgeführt, ein hohes Identifikationspotenzial mit orientierendem Charakter für Mädchen und Jungen, wobei diese durch ihre hohe Kaufkraft für Unternehmen eine gewinnträchtige Zielgruppe sind. Die TV-Werbung ist eine ideale Plattform, um die Genderorientierung der Produkte weiter fortzuführen.

### Analyse von Kinderwerbespots soll Klarheit schaffen

Im Frühjahr 2015 wurde an der Hochschule Bochum eine empirische Untersuchung von TV-Werbespots für Kinder auf deren geschlechtsspezifische Vermarktungsstrategien hin durchgeführt. Mittels einer Inhaltsanalyse wurden die Sender Disney Channel, Nickelodeon und Super RTL innerhalb von drei Wochen unter die Lupe genommen. Über 800 Spots wurden registriert, was insgesamt zu 91 verschiedenen Werbespots führte. Der Fokus der Untersuchung lag auf der Analyse der Inszenierung der kindlichen Akteure. Zusätzlich wurde bei jedem Spot erfasst, welche Produkte beworben wurden. Last but not least wurden die Werbespots auf ihre Machart getestet.

Werbespots, in denen beide Geschlechter vorkamen, wendeten sich auch an beide Geschlechter, beworbene Produkte waren bspw. Gesellschaftsspiele oder Spielkonsolen. Analog verhielt es sich mit Spots, in denen nur eine Geschlechtszugehörigkeit vorhanden war. So richteten sich Spots mit männlichen Akteuren an Jungen, Spots mit weiblichen Akteurinnen an Mädchen. Waren Produkte personalisiert, galt das gleiche Prinzip. Es ergab sich zahlenmäßig nahezu eine Gleichverteilung der Spots in ihrer Zielgruppenrichtung. Mädchen und Jungen besitzen also eine annähernd gleiche Zielgruppenbedeutung für die werbende Industrie.



In Gestaltungsmerkmalen, wie der Auswahl der Themenwelten, der Farbgebung und dem Einsatz sprachlicher Mittel, zeigen sich Spots mit *geschlechtsgemischten Gruppen* weitgehend genderneutral: Man verzichtet auf eindeutig weibliche oder männliche Attributierungen. Dies gilt jedoch nur für diese oben aufgeführten Gestaltungsmerkmale, ein gänzlich anderes Bild zeigt sich bei der Dominanz der Schauspieler: In geschlechtsgemischten Kindergruppen gibt es von 33 ermittelten Spots lediglich einen, in dem die Mädchenanzahl dominiert. Bei über der Hälfte der Spots dominiert das Geschlechtervorkommen der Jungen. Hier sind Mädchen lediglich in der Peripherie zu finden. Die Dramaturgie der Spots verläuft entsprechend. In über der Hälfte der Spots agieren die Mädchen eher passiv. Ihre Rolle liegt im Zuschauen oder Bewundern der Jungen. Meist ist es ein männlicher Akteur, der zuerst einen Einfall hat oder am Ende des Spots das Spiel gewinnt und so als „Held“ die Manege verlassen darf. Die Präsenz der Geschlechter ist also sowohl quantitativ als auch qualitativ eindeutig nicht gleichstellungsorientiert ausgerichtet.

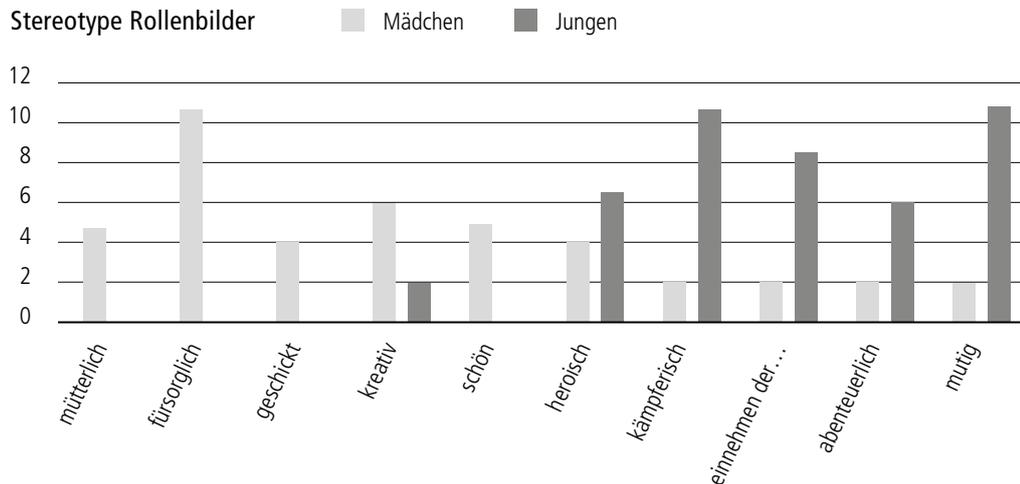
Noch deutlicher wird dies bei den *Spots mit nur einer Geschlechtszugehörigkeit*: Themenwelten wie „Pflege/Schönheit“, „Haushalt“ oder „Märchenwelten“ sind zu 77 % in Mädchenspots vertreten. In über 71 % arbeitet man mit weichen Schnitten, betont harmonischer Atmosphäre und Pastelltönen. Sprachlich dominieren bei knapp 44 % Adjektive wie „niedlich/süß“, „modisch“, „schön“ oder „verzaubert“. Ein paar wenige Ausnahmen machen Hoffnung auf andere kreative Ansätze – zahlenmäßig selten ändern sie den Gesamteindruck der Mädchenspots kaum.

Ein analoges Bild bei den Jungenspots: Angepriesen werden die Produkte zu 100 % in „Science-Fiction“ oder „Technik“-Welten. Über 92 % der Spots weisen harte Übergänge, schnelle Schnitte, dunkle Farben und eine abenteuerliche Atmosphäre auf. Abgerundet wird

das Ganze in 65 % der Fälle mit Adjektiven wie „action“, „kämpferisch“, „stark“ oder „mutig“. Zweidrittel der Spots weisen stereotype Rollenbilder auf: In 62,5 % der Mädchenspots und in 65 % der Jungenspots wird mit althergebrachten Rollenmustern gearbeitet. Mädchen sind besonders mütterlich, fürsorglich und kreativ,

Jungen hingegen kämpferisch, mutig und nehmen die Siegerrolle ein. Interessant ist, dass bei Mädchen in einigen wenigen Ausnahmefällen typisch maskuline Rollenmuster vorhanden sind, bei den jungen männlichen Darstellern dies jedoch in keinem Spot beobachtet werden konnte.

Stereotype Rollenbilder



Wie die Medien generell steht auch die TV-Werbung als eine mögliche beeinflussende Instanz kindlicher Sozialisation immer im Blickpunkt gesellschaftlicher Kritik. Schon vor ca. 25 Jahren mahnte Rainer Neutzling, Soziologe, in seinem Buch „Kleine Helden in Not“ das Dilemma der Jungen an, die händeringend nach Identifikationsfiguren suchen. Diese Lücke scheint die TV-Werbung erkannt und aufgegriffen zu haben. Die actiongeladenen Jungenspots bieten breite Projektionsflächen für kleine Helden.

Die Problematik von stereotypischen Rollenzuweisungen liegt bei Mädchen darin, dass sie eng über schönes Aussehen und konfliktfreie rosa Welten definiert werden. Enge Rollenzuweisungen auch für Jungen: Ein mit Puppen spielender Junge wird eher misstrauisch beäugt, denn als fürsorglicher Vater betrachtet – ist folglich in einem TV-Spot für Puppen als Akteur undenkbar. Als explorative Studie, die im Rahmen einer Masterarbeit im Fachgebiet Marketing an der Hochschule Bochum durchgeführt wurde, können die vorgestellten Ergebnisse keinen Repräsentativitätsanspruch ableiten. Sie sind jedoch als Indikator dafür zu werten, dass TV-Werbung für Kinder durchaus mit stereotypen Geschlechterbildern arbeitet. Im Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung an der TU Berlin wurden in einer Studie 501 T-Shirt-Sprüche auf Mädchen- und Jungen-Kleidung analysiert – man fand gleiche stereotypen Rollenzuweisungen und stützt somit das hier vorgestellte Ergebnis bezüglich der TV-Werbung.

Welchen Stellenwert haben nun die genderorientierten Vermarktungsstrategien der werbetreibenden Unternehmen in der Gesellschaft? Werbung will verkaufen und versteht sich nicht als erziehende Instanz. Marketing setzt die Medien als Werbeträger ein, um Bekanntheit, Sympathie und Image für Marken aufzubauen – fern jeden offiziellen Bildungs- oder Erziehungsauftrags. Dabei gilt, dass nur die Werbung, die auf der Höhe der Zeit kommuniziert, überzeugt. Greifen die Werber also folgerichtig die Bilder, Sprache und Identifikationsschablonen auf, die von den Kindern gewünscht werden? Und nicht nur von den Kindern, auch von ihren Erzieherinnen und Erziehern – schließlich sind es auch die Eltern und Großeltern, die im Supermarkt zugreifen, sie sind die „Gatekeeper“ für Kinderprodukte. Sind es wiederum allein die souveränen Konsumentinnen und Konsumenten, die an der Kasse entscheiden und damit die Produkt- und Werbegestaltung der Unternehmen positiv oder negativ sanktionieren?

Wenn Werbung aber nicht bloß die Alltagskultur der Kinder und Eltern widerspiegelt, sondern diese vielmehr mitgestaltet, zählt nicht nur der ökonomische Gewinn, sondern auch die soziale Verantwortung. Sollten nicht die Unternehmen im Zuge von Corporate-Social-Responsibility-Diskussionen verstärkt über ihre Rolle als Beeinflusser der Alltagswelten über die Medien nachdenken und als verantwortungsbewusste Mitgestalter der kindlichen Erlebniswelten das Spektrum der angebotenen Identifikationsmuster

für Mädchen und Jungen erweitern? Die Werbe- welt würde dann wahrhaftig bunter – und die positiven Reaktionen der Zielgruppen sind gut vorstellbar. Klassiker wie „Pippi Langstrumpf“ und „Peter Pan“ oder moderne Inszenierungen, die uns Kinder- und Jugendfilme (wie zum Bei- spiel die „Wilden Hühner“ von Cornelia Funke) beschenken, zeigen, wie viele Fans Rollenbilder abseits der Geschlechterstereotype haben. Es dürfte kein großes Wagnis für das Marketing im Kinder- und Jugendbereich sein, differenzierte Darstellungen von Mädchen- und Jungenwelten zu spiegeln. Ein so verstandenes Gendermar- keting für Mädchen und Jungen böte soziale Rollenvielfalt – und würde der ökonomischen Dimension bestimmt nicht schaden.

### Literaturhinweise

- Holtz-Bacha, C., Hrsg. (2011): *Stereotype? Frauen & Männer in der Werbung*, 2. Aufl., Wiesbaden, Springer Verlag
- Jaffeé, D./Riedel, S. (2011): *Werbung für Adam und Eva. Zielgruppengerechte Ansprache durch Gender Marketing Communication*, Weinheim, Wiley-Vch Verlag
- MPFS Kim Studie. *Kinder & Medien*. Aufrufbar unter: [www.mpfs.de/fileadmin/KIM-pdf14/KIM14.pdf](http://www.mpfs.de/fileadmin/KIM-pdf14/KIM14.pdf) (Zugriff: 03.03.2015)
- Neutzling, R./Schnack, D. (2011): *Kleine Helden in Not. Jungen auf der Suche nach Männlichkeit*, überarbeitete Aufl., o. O., Rowohlt Verlag
- Valtin, R.: *Selbstbilder & Stereotype von Mädchen & Jungen*. Aufrufbar unter: [www.gender.huberlin.de/publikationen/genderbulletins/texte-37/texte37pkt8.pdf](http://www.gender.huberlin.de/publikationen/genderbulletins/texte-37/texte37pkt8.pdf) (Zugriff: 13.04.2015)
- ZIFG, Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung, TU Berlin, Süße Prinzessinnen und starke Helden, in *CEWS Journal* vom 07.12.2015, Seite 73

**Kontakt und Information**  
 Prof. Dr. Susanne Stark  
 Hochschule Bochum  
 Business Management,  
 focusing on Marketing  
 Lennerhofstraße 140  
 44801 Bochum  
 Tel.: (0234) 32 10 606  
[susanne.stark@hs-bochum.de](mailto:susanne.stark@hs-bochum.de)

Friederike Kuster

## Vom Sinn und Nutzen von Gender-Trainings für angehende Erzieher\_innen

Möglicherweise liegt in der Wahrnehmung eine Übertreibung, aber selten erscheint der Gap, die Kluft zwischen Theorie und Praxis so tief, muten die Sphären von Wissen und Tun so inkommensurabel an wie in der Frage der Geschlechterforschung und der Umsetzung ihrer Resultate.

Während in den außerakademischen lebensweltlichen Milieus das Begriffsungetüm Gender Mainstreaming Achselzucken hervorruft oder angesichts des Medienbashings von Genderforschung und Frauenquote auf tendenzielle Ablehnung trifft, wird freilich auf den Ebenen der öffentlichen Verwaltungen die europaweit verordnete Gleichstellung seit Jahren vorschriftsgemäß – mal mehr, mal weniger leidenschaftlich – exekutiert.

In den Diskursen kritischer Genderforschung und Feminismus hingegen wird diesem unter neoliberalen Vorzeichen ausgeflaggten „Staatsfeminismus“ wiederum mit Skepsis begegnet. So könnte man fast meinen, dass Alltagsbewußtsein und Theorie eine Liaison eingehen: Beiden ist der „Genderismus“ verdächtig. Freilich sind die

Motive nicht identisch. Befürchtet die eine Seite staatliche Umerziehung, eine Art von Gender-Stalinismus, so sieht die andere den findigen Kapitalismus sich der staatlichen Genderpolitik zu Landnahmезwecken bedienen.

Zu einem persönlichen Spagat nötigt der Theorie-Praxis-Graben ebenfalls dann, wenn man als Geschlechtertheoretikerin regelmäßig Gender-Trainings anbietet. Hier nun mäandrieren die Frontlinien nach folgender Logik: Angesichts rhetorisch modernisierter Geschlechterverhältnisse<sup>1</sup> muss nämlich zunächst mit einiger Mühe an dem Aufweis gearbeitet werden, dass es nach wie vor Männer und Frauen gibt, in dem Sinn, dass sie heute noch vielfach über verschiedene Erfahrungs- und Bewegungsspielräume verfügen, unterschiedlichen Rollenerwartungen ausgesetzt und weiterhin mit impliziten geschlechtsspezifischen Erwartungen konfrontiert sind. Damit betreibt man allerdings genau das, was man gerade vermeiden sollte – nämlich Essentialisierungen, um zunächst das sichtbar zu machen, was es anschließend möglichst rasch zu

<sup>1</sup> Den Begriff der rhetorischen Modernisierung der Geschlechterverhältnisse hat Angelika Wetterer geprägt.

dekonstruieren gilt. Dieses Paradox hat auch das Bundesverfassungsgericht, wie immer wieder zu lesen ist, gesehen und mitbedacht, wenn es, das Gender Mainstreaming erläuternd, festhält, dass es wichtig ist, „Geschlechterdifferenzen wahrzunehmen, sie aber nicht als tradierte Rollenzuweisungen zu verfestigen“<sup>2</sup>.

Der Unterschied zwischen Training und Seminar liegt darin, dass im Seminar vermittels gemeinsamer Lektüre und Diskussion eine Vermittlung von Wissensinhalten, wissenschaftlichen Methoden und Argumenten erfolgt. Eine Lernerfolgskontrolle erfolgt in der Regel in Form von Prüfungen.

Ein Training kann dann als erfolgreich angesehen werden, wenn die Vermittlung von Wissen handlungsrelevante Einsichten befördert und mit der persönlichen Sensibilisierung der Teilnehmenden auch Veränderungen in den individuellen Einstellungen und Verhaltensweisen bewirkt werden. Wenn also die Teilnehmenden eines Trainings nicht nur Neues gelernt haben, sondern über erworbenes Wissen hinaus auch zu einer reflektierten Erweiterung bzw. Veränderung ihres Handlungs- und Verhaltensrepertoires gelangt sind.

Dieses Ziel kann allerdings nur bedingt überprüft werden. Die mündlichen und schriftlichen Feedbacks der Teilnehmenden am Ende eines Trainings geben zwar durchaus einen Einblick, sind aber nur bedingt verlässlich. Wie nachhaltig ein Gender-Training letztlich ist, lässt sich leider im Rahmen des Trainings selbst nicht nachhalten. Hierzu müsste es Folgetreffen oder Folgekurse, spezifische follow-ups geben.

Damit sich „etwas“ verändert und persönlich in Bewegung gerät, kommt in Trainings eine Methodenvielfalt zum Einsatz. Das macht sie grundsätzlich vorderhand kurzweiliger und anregender für die Teilnehmenden als herkömmliche Seminare. Wesentliche Methoden im Training sind: Perspektivenwechsel, Reflexion, Übungen, Arbeitsgespräche, Arbeitsgruppen, Kurzvorträge, handlungsorientierte Arbeitsaufgaben und kollegiale Beratung, aber auch der Einsatz visueller Medien wie Bilder, Bildserien und Filme.

Die Basis meiner Beobachtungen bilden seit vier Jahren regelmäßig durchgeführte Gender-Trainings mit angehenden Erzieher\_innen, die am Ende ihrer Ausbildung stehen und sich im Praxisjahr befinden. Es handelt sich um gemischtgeschlechtliche Gruppen von ca. 15 bis 25 Personen, wobei der Anteil der männlichen Teilnehmer bei durchschnittlich zehn bis 15 Prozent mit kontinuierlich steigender Tendenz liegt. Das Alter der Teilnehmenden beläuft sich im Durchschnitt ausbildungsbedingt auf Anfang Zwanzig; in allen Gruppen sind aber auch

einzelne Teilnehmer\_innen im Alter von über 40 Jahren anzutreffen.

Bei den Gender-Trainings handelt es sich um eine Fortbildungsmaßnahme, die im Rahmen der Erzieher\_innen-Ausbildung stattfindet und deshalb für die Teilnehmenden verpflichtend ist. Der „workload“ von anderthalb Tagen ist im Wechsel mit anderen Fortbildungsinhalten insgesamt über vier Tage verteilt, was dem Prozess des Gender-Trainings zugute kommt.

Der Intention der Trainerin, Männer- und Frauenwelten, die vergeschlechtlichte Wirklichkeit zu thematisieren und gemeinsam am Verständnis von Geschlechtsrollen und Geschlechtsrollenbildern zu arbeiten, stellt sich von Seiten der Gruppen zunächst das entgegen, was in der Psychoanalyse als Widerstand bezeichnet wird. Dieser kann vielfältige Formen annehmen und bedient sich im vorliegenden Fall meist aus dem Argumentefundus der o.g. rhetorischen Modernisierung. Die expliziten Vorbehalte zu Beginn des Trainings sehen dementsprechend so aus: Es gibt keinen Unterschied zwischen Männern und Frauen mehr, die Geschlechterdomänen haben sich angeglichen. Die Gesellschaft ist grundtolerant, was sexuelle Identitäten angeht, was man daran sieht, dass Homosexualität „kein Thema“ mehr ist. Lebensentwürfe sind individuelle Entscheidungen und deshalb von niemandem in Frage zu stellen: Eine Frau, die nicht arbeitet und lieber Familienaufgaben übernimmt, ist nicht zu kritisieren. Kurzum: Eine Fortbildungsmaßnahme zu Gender stellt sich gewissermaßen als Anachronismus dar.

Es erscheint mir angemessen hier von Widerstand zu sprechen. Gerade das, was gemeinsam erarbeitet werden soll, wie stark nämlich aktuell in der Gesellschaft das Geschlecht noch Handlungsspielräume und Optionshorizonte sowie den Zugang zu gesellschaftlichen Ressourcen bestimmt und wie tiefgreifend die geschlechtliche Identität das eigene Selbstverständnis, das soziale Beziehungsgeflecht und den individuellen Lebensentwurf bedingt, ist auch genau das, was die Abwehr hervorruft: Geschlecht ist ein Thema, das von vorneherein zu nahe auf den Leib rückt und zu tief in der Seele steckt. Um die geschlechtspädagogische Ebene, die in der Fortbildung angezielt ist, überhaupt erreichen zu können, muss also zunächst einiges an Defensive überwunden werden.

Dieser Wahrnehmung entspricht, dass es in den Kommunikations- und Rhetoriktrainings mit den gleichen Gruppen außer kleineren Schüchternheiten und Hemmungen keine manifesten Widerstände zu überwinden gibt. Dass auch diese Formen von Trainings konkret an der einzelnen Person ansetzen, wird als unproblematisch er-

<sup>2</sup> [www.fhvd.de/fhvd\\_wel/struktur/frauenbeauftragte/Daten/gendermainstreaming.pdf](http://www.fhvd.de/fhvd_wel/struktur/frauenbeauftragte/Daten/gendermainstreaming.pdf), S. 5.

lebt, da die Arbeit an sich selbst hier als eine Herausforderung und im Resultat als ein Kompetenzzuwachs erfahren wird. Mögliche Schwächen und Unzulänglichkeiten können in der Gruppe gezeigt und geteilt werden, da alle gemeinsam an der Optimierung ihrer persönlichen Möglichkeiten arbeiten.

Demgegenüber ist die Situation in den Gender-Trainings, wie gesagt, durchweg eine andere. Freilich ist auch hier das Ziel ein Erwerb von Kompetenz, und zwar von Genderkompetenz. Die angehenden Erzieher\_innen sollten ein Wissen davon haben, dass Geschlecht eine soziale und kulturelle Konstruktion ist und somit veränderbar. D.h., sie sollten in der Lage sein, Geschlechterrollen und Geschlechterrollenbilder kritisch zu hinterfragen sowie ihre eigene Geschlechterrolle zu reflektieren. Auf dieser Grundlage sollten sie im Weiteren die Effekte von Geschlechtsstereotypen in der Kommunikation und der Interaktion innerhalb ihres Berufsfeldes reflektieren können. Das betrifft sowohl die Ebene der kollegialen Zusammenarbeit als auch vor allem die pädagogische Interaktion und Kommunikation zwischen Erzieher\_innen und Kindern. Als eine Fortbildungsmaßnahme zielt ein Gender-Training kurz gesagt darauf, dass die Teilnehmenden zu einer fachlichen Umsetzung genderspezifischer Aspekte in der eigenen Arbeit befähigt werden.

Dieser – freilich nicht explizit verhandelte – Anspruch der Fortbildung trifft anfänglich auf eine gleichfalls implizite tendenzielle Verständnislosigkeit, dass es auch beim Thema Gender um Wissensbestände gehen kann und dass es auf diesem Feld gleichfalls Kompetenzen gibt, die eine pädagogische Fachkraft erwerben kann. Demgegenüber kristallisiert sich in den Einstiegsrunden regelmäßig heraus, dass Gender bzw. das Thema Geschlecht im Wesentlichen nur zwei Aspekte hat: Geschlecht ist ein natürliches Faktum und es war historisch anfällig für Diskriminierungen. Am ersten Punkt ist nichts zu ändern, der zweite ist in unserer Gesellschaft überwunden.

Doch gerade weil dem Thema zuerst mit Reserviertheit begegnet wird, gestaltet sich der Gruppenprozess in der Sensibilisierungsphase zumeist außerordentlich lebendig. Mit der Einstiegsübung zur Perspektivenübernahme werden die Teilnehmenden aufgefordert, einen Geschlechtswechsel imaginär durchzuspielen. Beim Perspektivenwechsel ist die Fähigkeit und Bereitschaft gefordert, sich in die Perspektive des jeweils anderen Geschlechts hineinzusetzen. Das wird als schwierig, aber gleichwohl als reizvoll erfahren. Angestoßen werden dabei eine Reflexion der eigenen Geschlechtsidentität

und eine kritische Sichtung der Geschlechterrollenbilder, die über das eigene und das andere Geschlecht kursieren.

Die Möglichkeit, sich in einem Gender-Training des eigenen geschlechtlichen Standorts bewusst zu werden, schärft die Gendersensibilität. Darüber hinaus führt die Übung des Perspektivenwechsels auch ins Zentrum der Sex-Gender-Problematik. Ist der imaginäre Geschlechtswechsel nur physisch oder auch psychisch? Wechselt eine „weibliche“ Seele in einen „männlichen“ Körper bzw. anders herum? Hat Geschlecht nur mit dem Körper zu tun? Gibt es eigentlich nur zwei Geschlechter? Wie verändert sich mit einem anderen Geschlecht mein persönliches Leben? Habe ich jetzt andere Interessen? Habe ich als Mann/als Frau oder als Schwuler/als Lesbe mehr Nachteile in der Gesellschaft oder vielleicht doch eher Vorteile? Folgt meinem Geschlechtswechsel eine gesellschaftliche Aufwärts- oder Abwärtsbewegung?

Diese Übung zaubert sehr viel handfeste vergeschlechtlichte Realität an die Pinnwand, wobei regelmäßig zur allgemeinen Heiterkeit ein Punkt von Bedeutung ist, den Lacan „ségrégation urinaire“ (Lacan 1966: 500) nennt: die Tatsache, dass der Mensch dem Gesetz der urinalen Segregation untersteht. Während bei Lacan die binäre Logik der Toilettentüren und der Zwang zur Geschlechtsentscheidung im Vordergrund steht, heben demgegenüber in den Trainings die Teilnehmenden auf die „größere Freiheit“ der Männer ab, die noch für das Sexualverhalten zugestanden, für andere gesellschaftliche Bereiche allerdings eher verneint wird.

In der zweiten Phase des Trainings bildet das Konzept des „doing gender“ den thematischen Fokus, das mittels kleinerer Vortragseinheiten eingeführt wird. Hier geht es darum, ein Bewusstsein dafür zu wecken, dass Geschlecht und Geschlechtsidentität unablässig hergestellt werden. Und dies in einem Prozess, dem sich keine\_r entziehen kann und der gleichsam konzentrisch die Ebenen der eigenen Person, der unmittelbaren Bezugspersonen und des sozialen Umfeldes, der Gesellschaft, der Sprache und der gesellschaftlichen Institutionen umfasst. Entscheidend ist, dass „doing gender“ begriffen wird als etwas, das unablässig stattfindet, da Geschlecht als eine kulturelle Konstruktion zu keinem Zeitpunkt fertig, eindeutig und prägnant vorliegt, und gerade deshalb auch die Möglichkeit zu seiner alternativen Modellierung in sich trägt.

Die fachliche Umsetzung genderspezifischer Aspekte in der eigenen Arbeit wird bei Erzieher\_innen, die kurz vor dem Berufseinstieg stehen, zunächst nicht auf der Ebene von Führungs- und Leitungsaufgaben liegen. Den Mittelpunkt ihrer

Tätigkeit bildet vielmehr die tägliche pädagogische Arbeit mit den Kindern.

Genau dabei markiert „doing gender“ aber die relevante Schnittstelle zwischen der (früh-) kindlichen Adaptation an Geschlechternormen und dem pädagogischen Handeln der Betreuungspersonen. Wenn heute unter dem Wort Geschlechtererziehung nur mehr die Erziehung zur Gleichstellung von Mann und Frau oder sogar eine bewusst geschlechtsneutrale Erziehung verstanden sein will, sollte das nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Blaupause der bürgerlich-geschlechtsständischen<sup>3</sup> Erziehung von Mädchen und Jungen noch tief in die Mikrologien des Alltagshandelns, auch des pädagogischen, eingelassen ist. Eine Trennung nach Werkbank und Stricklesel wird man sicher nicht mehr finden, aber schon ein Blick auf das konventionelle Spielzeug- und Leseangebot reicht, um festzustellen, dass die alten geschlechtskonnotierten Zuordnungen von privat/öffentlich, Innenraum/Außenraum, Fürsorge/Abenteuer, Zuwendung/Eigenständigkeit, Tiere/Maschinen noch insistieren, auch gerne farblich markiert.

Trotz dieser beharrlichen Codierungen herrscht freilich zugleich eine neue Unübersichtlichkeit. Es sind, präziser gesagt, aktuelle Ungleichzeitigkeiten von Geschlechterkonzepten im schulischen wie im vor- und außerschulischen Bildungsbereich festzustellen (vgl. Mahs/Rendtorff/Warmuth 2015). Das macht es auch für angehende Erzieher\_innen nicht einfach: Denn einerseits werben Girls'-Days und Kinder-Uni schon früh um die Mädchen für die MINT-Bereiche, andererseits macht die „Pinkifizierung“ der Mädchenwelt auch vor der Kita nicht Halt. Mit den Stereotypen von „richtigen“ Mädchen und „richtigen“ Jungs werden – oft pädagogisch „gut gemeint“ – Anreize gesetzt. Verlage bringen „Erstlesebücher – nur für Jungs“ heraus und drucken Ausmalbücher entweder mit Ponyhof oder Baustelle (vgl. Rendtorff 2015: 11–25).

Aufmerksamkeit für das „doing gender“ bedeutet vor diesem Hintergrund auch: Wie sieht unser Spielzeugangebot aus? Wer bekommt welche Angebote wie schmackhaft gemacht: hier die Raumfahrttritter und dort der rosa Feenreigen? Freilich, so der regelmäßige Einwand aus der Praxis, die tägliche Arbeit zeige immer wieder, dass Jungen und Mädchen sich genau für diese geschlechtsspezifischen Angebote interessieren, und warum sollen sie nicht dürfen, was sie wollen? Geht es also mit „Gender“ letztlich doch um eine Umerziehungsmaßnahme? Nun folgen kindliche Interessen freilich keiner genetischen oder neurologischen Programmierung, sondern formen sich in ihrem sozialen Umfeld unter Ein-

flussnahme der Erwachsenen. Sensibilität für „doing gender“ heißt, sich dieser oft unbemerkten eigenen Einflussnahme – „Hier habe ich was Tolles für die Jungs!“ – bewusst zu werden. Wie viel an Konvention und wie viel an unhinterfragten Selbstverständlichkeiten transportiert mein Reden und Handeln als Erzieher\_in? Es geht darum, Aufmerksamkeit zu entwickeln für die kleinen geschlechtsstereotypisierenden Gesten und Bemerkungen der Alltagsroutine: „Wo sind hier die starken Männer, die mal Tragen helfen können?“ oder „Die Mädchen können gleich mal ein paar Blumen von draußen holen!“. Haben Jungen den vermeintlich größeren Bewegungsdrang und bekommen deshalb zuerst die Regenkleidung angezogen? Werden Mädchen signifikant länger und intensiver getröstet?

Im letzten Teil der Trainingseinheit berichten die Teilnehmenden Fallbeispiele aus ihren Arbeitskontexten, die gemeinsam diskutiert werden. Ob an dieser Stelle das methodisch relativ strikte und disziplinierte Format der „Kollegialen Beratung“ zur Anwendung kommt, hängt davon ab, wie der Gruppenprozess bislang verlaufen ist. Auf jeden Fall aber hat sich durch die zurückliegenden gemeinsamen Arbeitsprozesse – Einzelarbeit, Gruppenarbeit und Plenumsdiskussionen – die Haltung dem Thema Gender gegenüber so weit gelockert, dass die Teilnehmenden sich nicht nur ermutigt fühlen, von Problemsituationen in ihren Einrichtungen zu berichten, in denen Fragen von Geschlecht und Geschlechtsidentität verhandelt werden, sondern die Gelegenheit gerne nutzen, um die Konfliktfälle gemeinsam im Plenum zu besprechen.

Auch hier wiederholt sich eine Beobachtung: Die berichteten „Gender-Fälle“ zeugen von einer Realität rigider geschlechtlicher Rollenerwartungen, erzählen stets von Elterndruck und Elternängsten und den entsprechenden Verunsicherungen der Erzieher\_innen. Das prominenteste Beispiel ist Karneval. Während sich die Mädchen als Piratin oder Polizistin und durchaus auch als Feuerwehrmann oder Raumfahrer verkleiden können, haben die Jungen keineswegs die Freiheit, als Prinz oder Elfenkönig, geschweige denn als Krankenschwester oder Ballerina zu erscheinen. Karneval fungiert zwar als der gesellschaftlich institutionalisierte jährliche Rollentausch, aber es ist keineswegs unproblematisch, wenn Kinder anfangen, spielerisch mit den Geschlechtsrollen umzugehen. Ganz grundsätzlich scheinen Mädchen den Zugewinn an männlich konnotierten Verhaltensweisen – wenn dieser denn gewollt ist – problemlos genießen zu können: Kleidertausch, wilde Spiele, Interesse für Handwerkliches und Technik. Während also die „Maskulinisierung“ der Mädchen – nicht

<sup>3</sup> „Geschlechtsständisch“ ist eine Begriffsprägung von Beck/Beck-Gernsheim und bedeutet, dass der Platz in der Gesellschaft qua Geburt als Junge oder als Mädchen angewiesen wird.

zuletzt ein gesellschaftlich erwünschter Prozess im Sinne des adult-worker-Programms – ganz offensichtlich keine Probleme in den Einrichtungen schafft, so stellt demgegenüber die „Feminisierung“ der Jungen ein vergleichbar großes dar. Unter dem Firnis der rhetorischen Modernisierung, die zudem bevorzugt an großstädtische Milieus gebunden ist, erweist sich gerade der ländlich-kleinstädtische Raum oft noch als eine Welt von kompakter Heteronormativität und latenter Homophobie, die primär die männlichen Kinder betrifft. Der elterliche Geschlechtsrollendruck lastet wesentlich schwerer auf den Jungen als auf den Mädchen, z. T. noch verstärkt durch kulturspezifische Erwartungen. Berichtet wird an dieser Stelle auch, dass die Konflikte mitunter quer durch das Elternhaus verlaufen, wenn Mütter gemeinsam mit den Erzieher\_innen die Söhne in ihren „weichen“ Tendenzen gegen den Vater zu unterstützen versuchen.

Nur selten regelt es sich so, dass ein Vater seinen Sohn, der in der Kita zurechtgewiesen und umgezogen wurde, weil er im Rock erschienen war, am nächsten Tag selbst im Rock in die Einrichtung bringt.

Worum geht es am Ende? Nicht um Umerziehung, sondern um Unterstützung. Um die Unterstützung der Kinder, wenn sie ihre durch Geschlechtskonventionen abgezielten Spielräume erweitern wollen. Es geht nicht um das Verbot, ein Geschlechtswesen sein zu dürfen, sondern darum, die eng geschnürten Geschlechtsrollenkorsetts zu lockern und Explorationsbedürfnisse auch dann nicht zu beschneiden und zu verhindern, wenn sie sich auf das angestammte gegengeschlechtliche Feld erstrecken. Das bedeutet, Selbstentwürfe nicht länger im Namen der Geschlechtszugehörigkeit normativ zu beschränken und dabei bestimmte Aspekte als unpassend zu verwerfen oder gleiche Handlungen und gleiches Verhalten unterschiedlichen Bewertungen zu unterziehen.

Und es geht auch um Unterbrechung. Die in die Alltagsroutinen eingelassenen Stereotype des Sprechens und Handelns im täglichen Umgang mit (Klein-)Kindern nicht gewohnheitsmäßig weiterzugeben, dem raschen Reflex zur geschlechtlichen Vereindeutigung Einhalt zu gebieten und so verfestigte Einstellungen ein Stück weit aufzubrechen.

Das entscheidende Ziel der Fortbildung ist erreicht, wenn den Teilnehmenden die eigene Beteiligung, das unvermeidliche Agieren als Rollenbild und das Weitergeben von unhinterfragten Selbstverständlichkeiten bewusst geworden ist, ebenso wie die Tatsache, dass auch in der Frage von „Gender“ viel Verantwortung bei der einzelnen handelnden Person liegt.

## Literaturverzeichnis

- Lacan, Jacques (1966). *L'instance de la lettre dans l'inconscient*. In: Jacques Lacan, *Écrits*, (S. 493–528). Paris: Éditions du Seuil.
- Mahs, Claudia; Rendtorff, Barbara & Warmuth, Anne-Dorothee (Hrsg.) (2015). *Betonen – Ignorieren – Gegensteuern? Zum pädagogischen Umgang mit Geschlechtstypiken*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Rendtorff, Barbara (2015). *Betonen – Ignorieren – Gegensteuern? Zum pädagogischen Umgang mit Geschlechtstypiken*. In: Claudia Mahs; Barbara Rendtorff & Anne-Dorothee Warmuth (Hrsg.). *Betonen – Ignorieren – Gegensteuern? Zum pädagogischen Umgang mit Geschlechtstypiken*. (S. 11–24). Weinheim/Basel: Beltz Juventa.

## Kontakt und Information

Prof. Dr. Friederike Kuster  
Bergische Universität  
Wuppertal  
Gaußstraße 20  
42119 Wuppertal  
Tel.: (0202) 439 2990  
kuster@uni-wuppertal.de

Ulrike Schildmann, Astrid Libuda-Köster

# Zusammenhänge zwischen Behinderung, Geschlecht und sozialer Lage: Wie bestreiten behinderte und nicht behinderte Frauen und Männer ihren Lebensunterhalt?

Eine vergleichende Analyse auf Basis von Mikrozensus-Daten der Jahre 2005, 2009, 2013

## 1 Einleitung

### 1.1 Die UN-Behindertenrechtskonvention als Bezugsrahmen für die Fragestellungen der Analyse

Ausgangspunkte dieses Beitrages sind frühere wissenschaftliche Beschäftigungen mit der Statistik zur sozialen Lage behinderter Frauen in Deutschland, vor allem im Rahmen einer Sonderauswertung des Mikrozensus 2005 über „Lebenslagen behinderter Frauen in Deutschland“ (Libuda-Köster/Sellach 2009)<sup>1</sup> bzw. mit allgemeinen Fragestellungen zu Verhältnissen von Geschlecht und Behinderung in der gesamten Lebensspanne (zuletzt im Rahmen des gleichnamigen DFG-Projektes<sup>2</sup>, vgl. Schildmann 2013). Eine wesentliche Motivation für die aktuelle Auseinandersetzung mit der Statistik zur sozialen Lage behinderter Frauen resultiert darüber hinaus aus den politischen Anforderungen im Kontext der UN-Konvention über die Rechte behinderter Menschen (UN-BRK), die von den Vereinten Nationen 2006 verabschiedet wurde und in Deutschland 2009 in Kraft getreten ist. Diese Konvention weist, vor allem in Artikel 6, auf geschlechterspezifische Problemlagen und Perspektiven hin. Dort wird festgehalten, dass „Frauen und Mädchen mit Behinderungen mehrfacher Diskriminierung ausgesetzt sind“ und dass ihre Autonomie gefördert und gestärkt werden sollte (vgl. Beauftragte 2009; vgl. dazu ausführlicher Arnade/Häfner 2009; Bretländer/Schildmann 2011).

Unter Bezugnahme auf den ersten Staatenbericht Deutschlands zur Umsetzung der UN-BRK (2011) stellen die Vereinten Nationen (2013) zur Situation behinderter Frauen in Deutschland fest:

*„As to the de facto situation of women with disabilities, there have so far been relatively little data and information all in all<sup>3</sup>. In order to create an awareness of the multiple discrimination faced by women with disabilities and to take measures tailored to this target group, their special situation is to be better catered for“ (United*

*Nations/Committee on the Rights of Persons with Disabilities 2011/13: 14, Punkt 46).*

Die deutsche BRK-Allianz (Alliance of German Non-governmental Organisations on the UN Convention on the Rights of Persons with Disabilities) führt in diesem Zusammenhang aus:

*„More often than women without disabilities or than their male peers, women with disabilities live close to the poverty threshold, face financial hardship and are socially excluded“ (BRK-Allianz – German CRPD Alliance 2014: 11)<sup>4</sup>.*

Vor diesem Hintergrund ist uns daran gelegen, die Entwicklung der gesellschaftlichen Teilhabechancen behinderter Frauen auf der gesamtgesellschaftlichen Ebene, hier: widergespiegelt in der Bevölkerungsstatistik seit 2005, systematisch zu analysieren:

- 2005 als Zeitraum vor der UN-BRK,
- 2009 zum Zeitpunkt der Ratifizierung der UN-BRK durch Deutschland,
- 2013 als erster Zeitraum unter dem politischen Einfluss der UN-BRK, mit der Frage, ob bereits Verbesserungen der Lage sichtbar werden.

In Ergänzung der bereits erwähnten *Mikrozensus-Sonderauswertung 2005* (Libuda-Köster/Sellach 2008) ist an dieser Stelle auf folgende gemeinsame Vorarbeiten für diesen Beitrag hinzuweisen:

- Ausgewählte Daten des Mikrozensus 2009 wurden von uns analysiert für einen gemeinsamen Vortrag über „Ungleiche Teilhabechancen am Arbeitsmarkt?“ im Rahmen der Fachtagung „Forschen mit dem Mikrozensus“ (GESIS/Statistisches Bundesamt, Mannheim, 11. Nov. 2014).
- Ausgewählte Daten des Mikrozensus 2013 wurden von uns analysiert für einen gemeinsamen Fachartikel über „Institutionelle Übergänge im Erwachsenenalter (18–64 Jahre). Eine statistische Analyse über Verhältnisse

<sup>1</sup> Im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ).

<sup>2</sup> „Umgang mit Heterogenität: Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht in der gesamten Lebensspanne“; Leitung: Prof. Dr. Ulrike Schildmann; Förderung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) 2010–2013.

<sup>3</sup> Erwähnt wird hier explizit: „A separate evaluation of the 2005 Microcensus took place in 2009 with regard to the circumstances faced by women with disabilities which revealed initial information on disability-related and female-typical disadvantage structures“ (United Nations/Committee on the Rights of Persons with Disabilities 2011/2013: 14, Punkt 46). Gemeint sein dürfte damit die oben erwähnte Sonderauswertung des Mikrozensus 2005 von Libuda-Köster/Sellach 2009.

<sup>4</sup> Besonders herausgestellt werden in diesem Rahmen „Persons with disabilities with migrant background“ – dazu der Hinweis „the concept of ‚multiple discrimination‘ or ‚intersectional discrimination‘ is not recognized in German law“ (BRK-Allianz – German CRPD Alliance 2014: 11 und Fußnote 19).

zwischen Behinderung und Geschlecht“ in der Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete (VHN) 85, Heft 1/2016.

Diese Vorarbeiten dienen uns nun dazu, die Ergebnisse der letzten drei Mikrozensus-Erhebungen zum Thema Behinderung in Beziehung miteinander zu setzen: Dabei ist auf folgende Differenzierungen hinzuweisen, die unsere vorgenommenen Datenauswertungen kennzeichnen. Sie betreffen die sozialen Strukturkategorien Alter, Geschlecht und Behinderung<sup>5</sup>: Die große Personengruppe der 18- bis 64-jährigen Frauen und Männer, die sich im sogenannten Erwerbsfähigkeitsalter befindet, wird von uns zwar einerseits als Gesamtgruppe betrachtet, andererseits aber in drei Untergruppen eingeteilt, deren Lebenssituationen sich erheblich voneinander unterscheiden. Die Auswertung des Mikrozensus 2005 (vgl. Libuda-Köster/Sellach 2009) hatte ergeben, dass sich das sogenannte Erwerbsfähigkeitsalter<sup>6</sup> von 18 bis 65 Jahren für behinderte Frauen in folgende drei Phasen unterteilen lässt. Daran orientiert charakterisieren wir diese für die weitere Bearbeitung wie folgt:

- 18 bis 27 Jahre: Ausbildung und Einmündung in den Beruf bei Frauen und Männern;
- 28 bis 45 Jahre: aktive<sup>7</sup> Familienarbeit und Erwerbstätigkeit mit großen geschlechterspezifischen Unterschieden zwischen Frauen und Männern; wobei die Vereinbarkeit von Familie und Beruf weitgehend als frauenspezifisches Problem behandelt wird;
- 46 bis 64 Jahre: passive<sup>8</sup> Familienphase und aktive Erwerbsarbeitsphase (vgl. Libuda-Köster/Sellach 2009: 6).

Der vorliegende Beitrag behandelt die Frage, wie erwachsene Menschen in Deutschland ihren persönlichen Lebensunterhalt bestreiten. Entlang der politischen Handlungsstrategien des *Gender Mainstreaming* und des *Disability Mainstreaming* wird differenziert zwischen nicht behinderten und behinderten Männern und Frauen, das heißt, im Folgenden werden die Lebensgrundlagen von vier Vergleichsgruppen analysiert:

1. nicht behinderte Männer,
2. nicht behinderte Frauen,
3. behinderte Männer und
4. behinderte Frauen.

Im Einzelnen untersucht wird, wie behinderte Frauen und Männer im Vergleich zu nicht behinderten Männern und Frauen ihren überwiegenden Lebensunterhalt bestreiten, welche Rolle dabei die eigene (Vollzeit- oder Teilzeit-)Erwerbs-

tätigkeit spielt und über welches persönliche Netto-Einkommen die vier Gruppen im Vergleich miteinander verfügen.

## 1.2 Lebenslagen behinderter Menschen in Deutschland – Perspektiven des Mikrozensus auf eine strukturell definierte Bevölkerungsgruppe

*„Der Mikrozensus – die größte jährliche Haushaltsbefragung in Deutschland und Europa – ist eine Mehrzweckstichprobe, die ausführliche Informationen über die wirtschaftliche und soziale Lage der Bevölkerung Deutschlands liefert. Die Beantwortung der Fragen zur [sic!] Behinderung und Gesundheit ist dabei freiwillig. 2009 haben 81 % [2005 im Vergleich dazu 86 % – d. Verf.] der Befragten Angaben zur Behinderung gemacht. Dies bietet eine solide Basis für die Auswertungen und zusätzlichen Hochrechnungen. Als Hochrechnungsrahmen wurden zusätzlich [...] die Eckwerte der Schwerbehindertenstatistik 2009 verwendet“ (Pfaff u. Mitarb. 2007: 193, ebenso 2012: 232).*

Eine ergänzende Beschreibung des Mikrozensus findet sich beim Institut der deutschen Wirtschaft Köln e. V.:

*„Der Mikrozensus ist eine statistische Erhebung, bei der 1 Prozent der Privathaushalte jährlich nach ihren Lebensbedingungen befragt werden. Der Mikrozensus wird vom Statistischen Bundesamt durchgeführt. Auf Grundlage der Antworten ist eine Schätzung der Gesamtzahl aller amtlich anerkannten behinderten Menschen möglich – also aller Personen mit einem Grad der Behinderung von 20 bis 100. Fragen zur Behinderung werden jedoch nicht in jeder Erhebungswelle gestellt, sondern nur alle vier Jahre“ (Institut der deutschen Wirtschaft Köln e. V. 2015, o. S.).*

Die in dem Publikationsorgan „Wirtschaft und Statistik“ des Statistischen Bundesamtes publizierten Auswertungen der Mikrozensus-Erhebungen 2005 (Pfaff u. a. 2007) und 2009 (Pfaff u. a. 2012) verfolgen tendenziell unterschiedliche inhaltliche Schwerpunkte, sodass keine strenge direkte Vergleichsbasis entwickelt wird. Bezugnahmen der Erhebung 2009 auf die vorangegangene Erhebung 2005 erfolgen also nicht systematisch, sondern eher gelegentlich. Eine vergleichbare Auswertung der Daten 2013 von Seiten des Statistischen Bundesamtes liegt unseres Wissens bei Erarbeitung des vorliegenden Beitrages (noch) nicht vor. Waren laut Mikrozensus 2005 in Deutschland 8,6 Mio. Menschen als behindert amtlich aner-

<sup>5</sup> Zu diesen Strukturkategorien vgl. in der Fachliteratur auch: Schildmann, Ulrike: Strukturkategorien Geschlecht, Alter, Behinderung, in: Hinz, Renate/Walthes, Renate (Hrsg.): *Verschiedenheit als Diskurs*, Tübingen (Narr Francke Attempto Verlag) 2011: 109–118.

<sup>6</sup> Der Begriff ist mit Vorsicht zu benutzen, denn mit ihm geht eine analytische Verengung einher, die eine wesentliche Konstruktion der modernen Gesellschaft ausblendet, nämlich die Strukturen der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung von Produktion und Reproduktion bzw. von bezahlter Erwerbsarbeit und unbezahlter Haus-/familiärer Reproduktionsarbeit. Außerdem suggeriert der Begriff eine einheitliche und durchgängige, auf Erwerbsarbeit konzentrierte Lebensphase, was jedoch den individuellen, männlichen wie weiblichen, Lebensverläufen (mit oder ohne Behinderungen) nur bedingt entspricht.

<sup>7</sup> Gegebenenfalls kann es sich hierbei auch um die erste Phase handeln.

<sup>8</sup> Gegebenenfalls kann es sich hierbei auch um die zweite Phase handeln.

kannt (6,7 Mio. Schwerbehinderte, 1,9 Mio. leichter Behinderte; Männeranteil 54 %; vgl. Pfaff u. Mitarb. 2007: 194), so waren dies 2009 etwa 9,6 Mio., davon 7,1 Mio. Schwerbehinderte, 2,5 Mio. leichter Behinderte (vgl. Pfaff u. Mitarb. 2012: 232). Einer Presseerklärung des Statistischen Bundesamtes zufolge betrug im Jahr 2013 die Anzahl der schwerbehinderten behinderten Personen 7,5 Mio.; leichter Behinderte werden darin nicht erwähnt (vgl. Statistisches Bundesamt 2014). Diese werden in der REHADAT-Statistik des Instituts der deutschen Wirtschaft Köln e.V. mit 2,7 Mio. beziffert.

Für die vorliegende Analyse, die sich auf die Frage konzentriert, wie *18 bis 64 Jahre* alte behinderte Frauen und Männer im Vergleich zu nicht behinderten Frauen und Männern ihren Lebensunterhalt bestreiten, sind vor allem die im Ergebnisbericht zum Mikrozensus 2009 genannten durchschnittlichen *Erwerbsquoten aller vier Vergleichsgruppen* aufschlussreich (vgl. Pfaff u. a. 2012: 235f.):

- nicht behinderte Männer 71 %
- nicht behinderte Frauen 55 %
- behinderte Männer 31 %
- behinderte Frauen 23 %

Je nach einzelnen Altersgruppen (s. o.) variieren diese Anteile jedoch erheblich (vgl. Pfaff

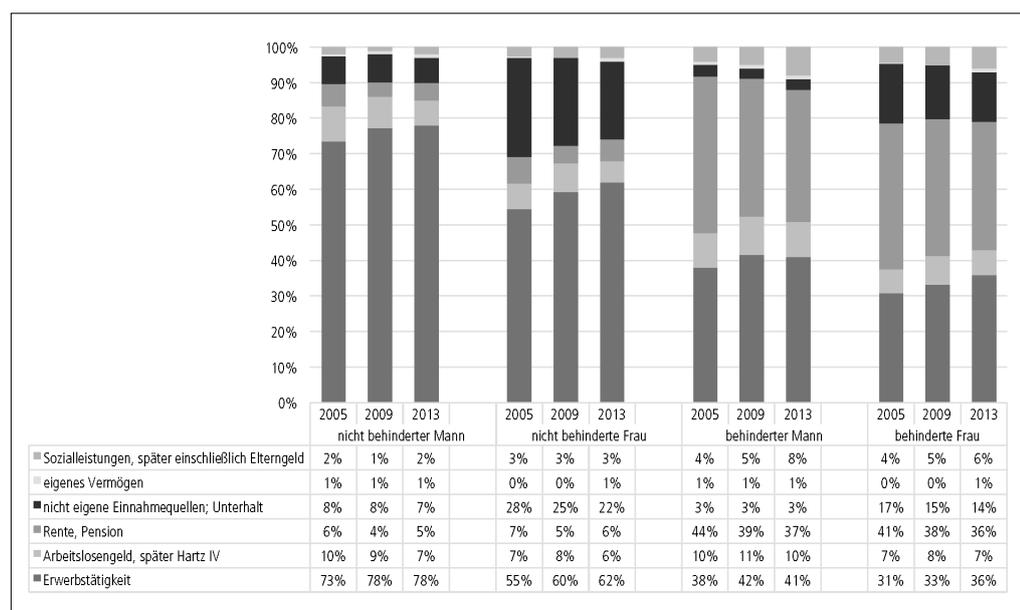
u. a. 2012: 236). Die Erwerbsquoten setzen sich zusammen aus dem Anteil einer jeweiligen Personengruppe, der bereits erwerbstätig ist oder (offiziell) als (auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt) arbeitsuchend gilt. Die genannten Prozentanteile beziehen sich im Mikrozensus 2009 auf *15 bis unter 65 Jahre* alte Personen, während sich die uns vom Statistischen Bundesamt zur Verfügung gestellten und im Folgenden verwendeten Daten nur auf 18- bis unter 65-jährige Personen konzentrieren.

## 2 Wie bestreiten behinderte Männer und Frauen im Vergleich zu nicht behinderten Männern und Frauen ihren überwiegenden Lebensunterhalt?

### Vergleich der Mikrozensus-Daten 2005, 2009 und 2013

Die vier genannten Untergruppen bestreiten ihren überwiegenden Lebensunterhalt aus unterschiedlichen Quellen, die in allen drei hier verglichenen Mikrozensus-Erhebungen (2005, 2009, 2013) unter sechs Kategorien zusammengefasst werden: (1.) Sozialleistungen, (2.) eigenes Vermögen, (3.) nicht eigene Einnahmequellen/Unterhalt, (4.) Rente/Pension, (5.) Arbeitslosengeld I + II bzw. Alo1 + Hartz IV und (6.) Erwerbstätigkeit.

Abbildung 1.0: Überwiegender Lebensunterhalt im Erwerbsfähigkeitsalter (18- bis 64-Jährige):



Über das gesamte Erwerbsfähigkeitsalter hinweg gesehen bestritten zu allen drei Zeitpunkten (2005, 2009, 2013) *nicht behinderte Männer und Frauen* ihren überwiegenden Lebensunterhalt aus eigener Erwerbstätigkeit, wobei diese

Einnahmequelle im Zeitraum zwischen 2005 und 2013 sichtbar an Gewicht zunahm, bei Männern um 5 % (von 73 auf 78 %), bei Frauen sogar um 7 % (von 55 auf 62 %).

Auch bei *behinderten Männern* nahm die Erwerbstätigkeit als wichtigste Einkommensquelle von 2005 über 2009 bis 2013 zu, und zwar von 38 auf 42 bzw. 41 %, bei *behinderten Frauen* von 31 auf 36 %. Jedoch bestritten behinderte Männer und Frauen – über das gesamte Erwerbsfähigkeitsalter hinweg gesehen – ihren überwiegenden Lebensunterhalt nicht aus eigener Erwerbstätigkeit, sondern aus Renten und Pensionen, deren Relevanz jedoch im Zeitraum 2005 bis 2013 sukzessive abnahm, bei behinderten Männern um 7 % (von 44 auf 37 %), bei behinderten Frauen um 5 % (von 41 auf 36 %). Als überwiegende Einnahmequelle sind auch 2013 über die gesamte Altersspanne von 18 bis 64 Jahren für behinderte Frauen (mit 36 %) Renten/Pensionen genauso relevant wie eigene Erwerbstätigkeit (ebenfalls 36 %), während für behinderte Männer im Laufe des Vergleichszeitraums eigene Erwerbstätigkeit etwas wichtiger geworden ist als Renten/Pensionen (41 gegenüber 37 %).

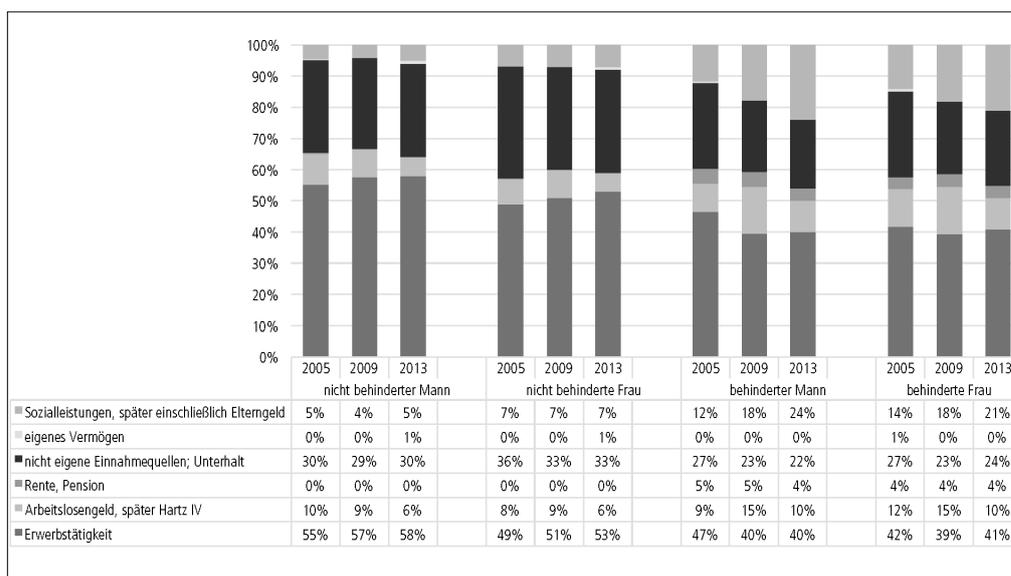
Den Lebensunterhalt aus eigener Erwerbstätigkeit zu bestreiten, gelingt insgesamt weiterhin (mit positiver Tendenz) am ehesten *nicht behinderten Männern*, und mit deutlichem (und zwischen 2005 und 2013 kaum verkleinertem) Abstand zu nicht behinderten Männern *nicht behinderten Frauen*. Deren zweitwichtigste Einnahmequelle besteht allerdings weiterhin, wenn auch zwischen 2005 und 2013 leicht rückgängig, aus nicht eigenen Einnahmen/Unterhalt, was auf die finanzielle Abhängigkeit von einem Partner im Rahmen von unbezahlter Familienarbeit hinweist (nach dem Muster: Vater erwerbstätig, Mutter erzieht Kinder und leistet

unbezahlte Hausarbeit). Zwischen *nicht behinderten und behinderten Männern* hat sich in dieser Frage der Abstand im besagten Zeitraum leicht erhöht und zwar zu Ungunsten behinderter Männer, auch wenn für sie, wie gesagt, die eigene Erwerbstätigkeit inzwischen als überwiegender Lebensunterhalt eine etwas größere Rolle spielt als Renten/Pensionen. Am schwierigsten erscheint die Lage *behinderter Frauen*. Auch wenn sie ihren Lebensunterhalt seit 2005 etwas häufiger durch eigene Erwerbstätigkeit bestreiten können, spielen Renten/Pensionen eine ebenso große Rolle, und darüber hinaus ebenfalls, wie bei nicht behinderten Frauen, ggf. aber in davon unterschiedenen Konstellationen, die nicht eigenen Einnahmequellen/Unterhalt. Dies kann, auf der gesamtgesellschaftlichen Ebene, als erster allgemeiner Hinweis auf intersektionale Diskriminierung (Potenzierung von Benachteiligung auf Basis von weiblichem Geschlecht und Behinderung) behinderter Frauen angenommen werden.

Schließlich sei an dieser Stelle erwähnt, dass laut Mikrozensus-Erhebungen unter den 18- bis 64-jährigen Menschen in Deutschland kaum jemand seinen überwiegenden Lebensunterhalt aus eigenem Vermögen bestreitet. Ob dieses Ergebnis dem Instrument der individuellen Selbstaussagen im Rahmen des Mikrozensus geschuldet ist, sei dahin gestellt.

Vor diesem Hintergrund wird die Frage nach dem überwiegenden Lebensunterhalt im Folgenden für die drei Zeitpunkte 2005, 2009 und 2013 differenziert nach den drei beschriebenen Altersabschnitten 18–27 Jahre, 28–45 Jahre und 46–64 Jahre untersucht.

Abbildung 1.1: Überwiegender Lebensunterhalt der 18- bis 27-Jährigen



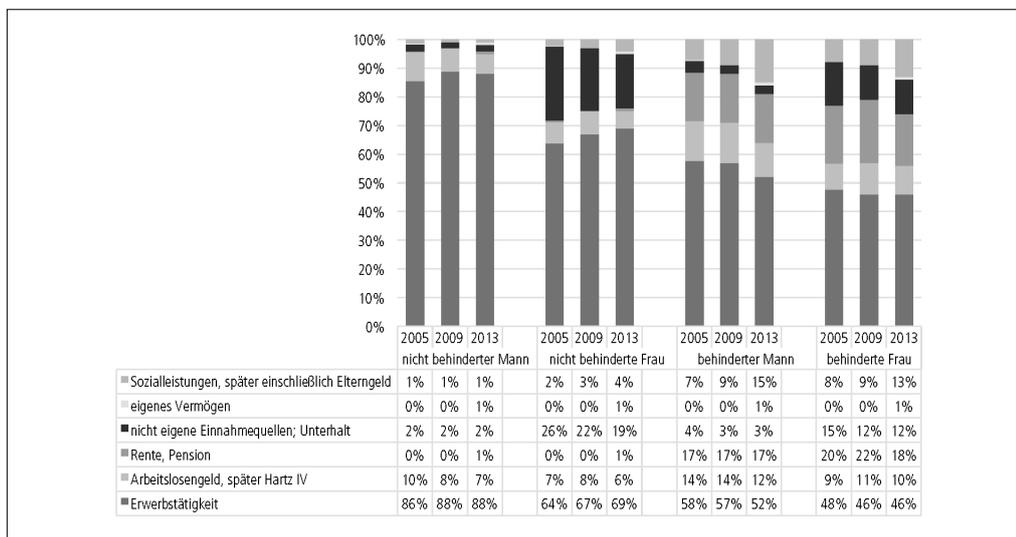
In der ersten Phase des so genannten Erwerbsfähigkeitsalters (18–27 Jahre) bestreiten alle vier Untergruppen zu allen drei Erhebungszeitpunkten ihren überwiegenden Lebensunterhalt aus eigener Erwerbstätigkeit. Jedoch sind die Unterschiede zwischen den vier Gruppen erheblich und weisen leichte zeitliche Variationen auf: Bei *nicht behinderten Männern* stieg die Relevanz der Erwerbstätigkeit für den eigenen Lebensunterhalt in diesem Zeitraum sukzessive von 55 auf 58 % an, bei *nicht behinderten Frauen* von 49 auf 53 %. *Behinderte Männer* dieser Altersgruppe erlebten dagegen eine entgegengesetzte Tendenz: Von ihnen bestritten den überwiegenden Lebensunterhalt aus eigener Erwerbstätigkeit 2005 noch 47 %, 2009 und 2013 jedoch nur noch 40 %. Bei *behinderten Frauen* schwankten diese Anteile zwischen 42, 39 und 41 %. Es stellt sich also heraus, dass der Faktor Behinderung hier noch vergleichsweise stärker zur Wirkung kommt als der Faktor Geschlecht. Zwar spielen Renten/Pensionen für behinderte Männer und Frauen schon in diesem Alter (anders als für nicht behinderte Personen) eine sichtbare Rolle, aber vor allem wird von behinderten Menschen, anders als von nicht behinderten, immer häufiger der überwiegende Lebensunterhalt aus Sozialleistungen bestritten: bei *behinderten Frauen*

war dies 2005 in 14 %, 2009 in 18 % und 2013 in 21 % der Fälle so, bei behinderten Männern in 12, 18 und 24 %. Diese Einkommensquelle fällt bei *nicht behinderten Männern und Frauen* dieser Altersgruppe mit ungefähr 6 % kaum ins Gewicht. Auch fallen Arbeitslosenbezüge bei behinderten Frauen und Männern (mit erheblichen Schwankungen zwischen den drei Erhebungszeiträumen) mehr ins Gewicht als bei ihren nicht behinderten Vergleichsgruppen.

Dagegen bestreiten ihren überwiegenden Lebensunterhalt aus nicht eigenen Einnahmequellen/Unterhalt in dieser Altersgruppe mehr nicht behinderte als behinderte Personen, was bei ersteren ggf. auf längere Ausbildungszeiten (v. a. Studium u. ä.) zurückzuführen ist.

Insgesamt scheinen in dieser Altersgruppe die Einnahmequellen zur Bestreitung des überwiegenden Lebensunterhalts vor allem negativ durch den Faktor Behinderung beeinflusst zu werden, was nicht nur mit aktuellen Problemlagen der betreffenden Personen zu tun haben könnte, sondern auch mit bereits unter erschwerten Bedingungen durchlaufenen Bildungsprozessen, insbesondere in Sondereinrichtungen (Kindertagesstätten und Schulen) für behinderte Menschen, mit vergleichsweise niedrigen Schulabschlüssen (vgl. Pfaff u. a. 2012: 237f.).

Abbildung 1.2: Überwiegender Lebensunterhalt der 28- bis 45-Jährigen



In dieser Altersgruppe wird der überwiegende Lebensunterhalt von allen vier Untergruppen weiterhin durch eigene Erwerbstätigkeit bestritten, jedoch werden die Abstände zwischen den Gruppen größer: *Nicht behinderte Männer* nehmen die Spitzenposition ein (2005: 86 %, 2009: 88 %; 2013: 88 %). *Nicht behinderte Frauen* fallen dagegen deutlich ab (2005: 64 %, 2009: 67 %, 2013: 69 %). Letztere bestreiten

ihren überwiegenden Lebensunterhalt in dieser Lebensphase, die durch die Vereinbarkeit(-sproblematik) von Beruf und Familienarbeit charakterisiert wird, wenn auch mit einem sichtbaren Abwärtstrend (26 – 22 – 19 %), weiterhin – an zweiter Stelle – durch nicht eigene Einkommensquellen/Unterhalt, worin sich vor allem die Kombination aus Teilzeit-(Berufs-)Arbeit und unbezahlter Hausarbeit ausdrückt. Diese Ein-

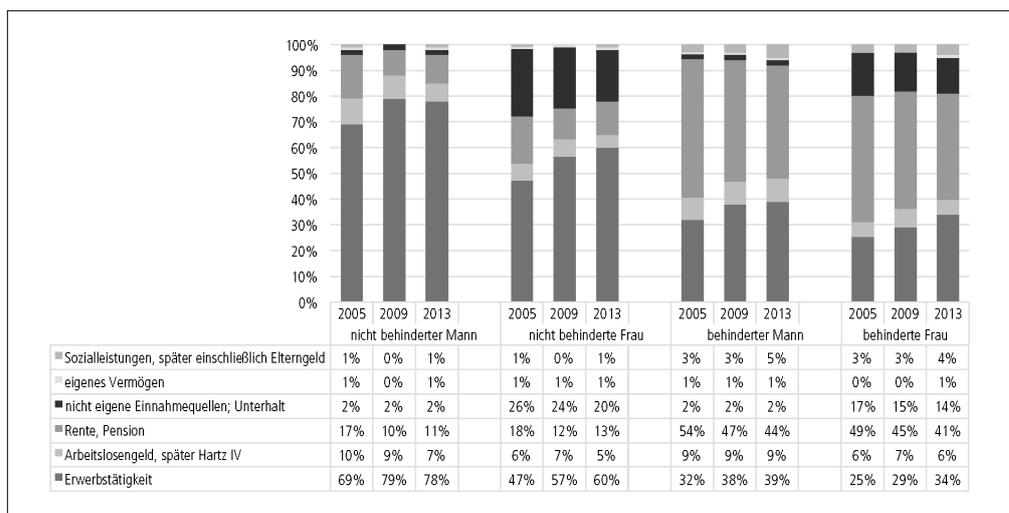
nahmequelle spielt für nicht behinderte Männer dieser Altersgruppe, in der Familien gegründet werden, eine statistisch zu vernachlässigende Rolle. Das Modell des Vaters als Familienernährer und der Mutter als (teilzeitberufstätige) Hausfrau dominiert immer noch.

*Behinderte Männer und Frauen* zwischen 28 und 45 Jahren können ihren überwiegenden Lebensunterhalt weitaus seltener aus eigener Erwerbstätigkeit bestreiten, und zwar zwischen 2005 und 2013 mit fallender Tendenz und sichtbar geschlechterspezifischen Unterschieden (Männer 2005: 58 %, 2009: 57 %, 2013: 52 %, Frauen 2005: 48 %, 2009: 46 %, 2013: 46 %). Für diese beiden Gruppen stehen an zweiter Stelle Renten/Pensionen, gefolgt von Sozialleistungen (mit steigender Tendenz zwischen 2005 und 2013) bzw. bei behinderten Frauen (mit fallender Tendenz) gefolgt von nicht eigenen Einnahmequellen/Unterhalt. Diese letztgenannte Einnahmequelle bleibt eine relevante geschlechterspezifisch geprägte Einkommensquelle, wenn auch für nicht behinderte Frauen (s. o.) stärker als für behin-

derte. Ob die Bedeutung dieser Einnahmequelle nach der sogenannten Vereinbarkeitsphase von Beruf und Familienarbeit sinkt, wird weiter unten untersucht.

Festzuhalten bleibt an dieser Stelle: Für *behinderte Frauen* dieser Altersgruppe spielen tendenziell fünf unterschiedliche Einnahmequellen relevante Rollen, für *behinderte Männer* im Vergleich dazu vier, für *nicht behinderte Frauen* drei, für *nicht behinderte Männer* zwei. Bestreiten am einen Ende der Skala nicht behinderte Männer zwischen 28 und 45 Jahren ihren überwiegenden Lebensunterhalt weitestgehend aus eigener Erwerbstätigkeit oder Arbeitslosengeld (Alo1 bzw. Hartz IV), so bestreiten am anderen Ende der Skala behinderte Frauen ihren überwiegenden Lebensunterhalt entweder aus eigener Erwerbstätigkeit (zwischen 2005 und 2013 mit leicht fallender Tendenz von 48 auf 46 %), Renten (20 – 22 – 18 %), nichteigenen Einkommensquellen (15 – 12 – 12 %), Sozialleistungen (8 – 9 – 13 %) und Alo1/Hartz IV (9 – 11 – 10 %).

Abbildung 1.3: Überwiegender Lebensunterhalt der 46- bis 64-Jährigen



Den überwiegenden Lebensunterhalt aus eigener Erwerbstätigkeit zu bestreiten, wird in der Lebensphase von 46 bis 64 Jahren für keine der untersuchten Vergleichsgruppen, auch nicht für nicht behinderte Frauen nach der Familienphase, leichter, sondern für alle vier hier verglichenen Gruppen schwieriger als in der vorangegangenen Phase, und dies mit zum Teil beachtlichen Dynamiken:

Bei *nicht behinderten Männern* sank das Niveau zwischen der zweiten und dritten Altersgruppe laut Mikrozensus 2005 von 86 auf 69 %, 2009 von 88 auf 79 %, 2013 von 88 auf 78 %. Dagegen erhielten Renten/Pensionen auch für diese Altersgruppe im Vergleich zur vorangegangenen

vermehrt Bedeutung für die Bestreitung des eigenen Lebensunterhaltes (2005: 17 %, 2009: 10 %, 2013: 11 %). Welche (arbeitsmarkt- und sozialpolitischen) Gründe für die genannten Schwankungen ausschlaggebend waren, lässt sich anhand der vorliegenden Daten nicht klären, müsste jedoch ggf. im Zusammenhang mit der Entwicklung von Arbeitslosigkeit und Arbeitslosenunterstützung, für die die drei verglichenen Mikrozensus-Erhebungen keine erheblichen Schwankungen ausweisen, analysiert werden.

Bei *nicht behinderten Frauen* sank das Niveau zwischen der zweiten und dritten Altersgruppe laut Mikrozensus 2005 von 64 auf 47 % (wie bei nicht behinderten Männern um 17 %), 2009 von

67 auf 57 %, 2013 von 69 auf 60 %. Renten/Pensionen werden mit 2005: 18 %, 2009: 12 %, 2013: 13 % sichtbar relevant. Aber vor allem bleibt in dieser Altersgruppe bei nicht behinderten Frauen die Relevanz der nicht eigenen Einnahmequellen, die eher konzentriert auf die sogenannte Familienphase vermutet werden könnten, mit 26 – 24 – 20 % voll erhalten. Das heißt, die Vereinbarkeitsproblematik von Beruf und Familie wird nicht überwunden, sondern setzt sich vermutlich auf zwei Arten fort: Einerseits bestehen Familienpflichten, ggf. in veränderter Form, fort, andererseits sind in der vorangegangenen Lebensphase verpasste berufliche Entwicklungen im Alterszeitraum von 46 bis 64 Jahren von den betreffenden Frauen im Allgemeinen nicht mehr aufzuholen<sup>9</sup>.

*Behinderte Männer* bestreiten ihren überwiegenden Lebensunterhalt in diesem Altersabschnitt nur noch 2005 zu 32 %, 2009 zu 38 % und 2013 zu 39 % aus eigener Erwerbstätigkeit (in der Phase von 28–45 Jahren waren dies zum Vergleich: 58 – 57 – 52%). Nun werden für sie Renten und Pensionen absolut dominant (2005: 54 %, 2009: 47 %, 2013: 44 %).

Bei *behinderten Frauen* nimmt die schon frühere vergleichsweise geringste Relevanz der eigenen Erwerbstätigkeit für den persönlichen Lebensunterhalt noch weiter ab, und zwar 2005 zwischen 48 und 25 %, 2009 zwischen 46 und 29 %, 2013 zwischen 46 und 34 %. Behinderte Frauen kompensieren, wie behinderte Männer, vor allem über Renten/Pensionen: Von 2005 bis 2013 bestritten 49 – 45 – 41 % von ihnen ihren überwiegenden Lebensunterhalt aus Renten/Pensionen, aber auch die nicht eigenen Einnahmequellen spielten für sie (2005: 17 %, 2009: 15 %, 2013: 14 %), ganz anders als für behinderte Männer und in geringerem Maße als für nicht behinderte

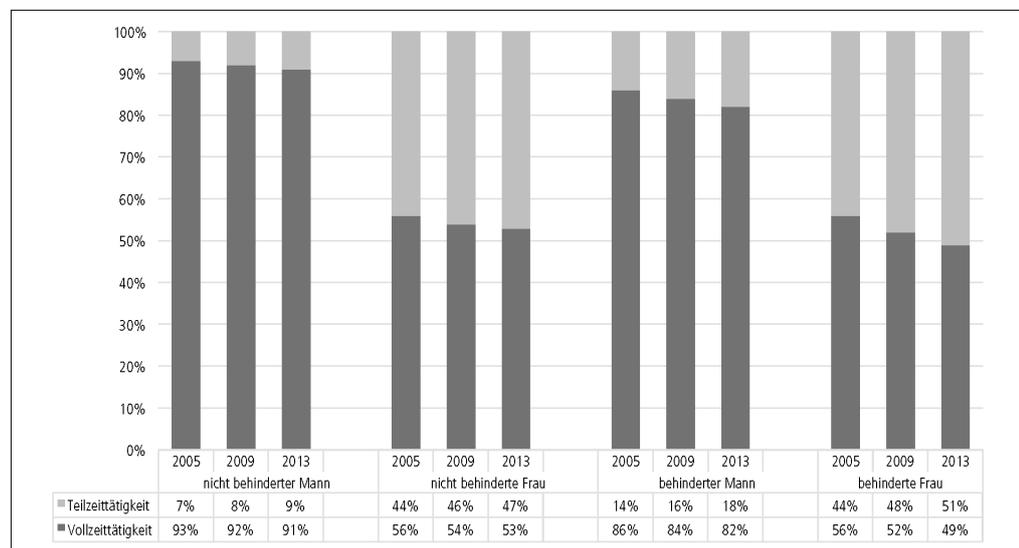
Frauen, die wichtigste Rolle für den eigenen Lebensunterhalt. Damit gehen persönliche Abhängigkeiten einher, die weder für behinderte noch für nicht behinderte Frauen zu unterschätzen sind.

Deutlich geworden ist, dass der überwiegende Lebensunterhalt der Altersgruppe der 46- bis 64-Jährigen nicht mehr nur und ggf. auch nicht hauptsächlich aus eigener Erwerbsarbeit bestritten werden kann, sondern dass er sich ggf. aus mehreren unterschiedlichen Quellen speisen muss, die, wie Arbeitslosengeld I und Renten/Pensionen, in Abhängigkeit von vorangegangener beruflicher Arbeit stehen und finanziell an dieser bemessen werden. Dabei spielt vor allem auch der Umfang der geleisteten Arbeit eine erwähnenswerte Rolle. Zwischen Männern und Frauen bestehen gerade auf dieser Ebene erhebliche Unterschiede. Gefragt wird deshalb im Folgenden nach geleisteter Vollzeit- bzw. Teilzeitarbeit, durch die der überwiegende Lebensunterhalt maßgeblich beeinflusst werden kann.

### 3 Welche Rolle spielt die eigene (Vollzeit- oder Teilzeit-)Erwerbstätigkeit für den überwiegenden Lebensunterhalt nicht behinderter und behinderter Männer und Frauen?

Unter den nicht behinderten und behinderten Männern und Frauen, die auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt tätig sind oder diesem als arbeitssuchend zur Verfügung stehen (s. zu den sehr unterschiedlichen Erwerbsquoten Punkt 1.2), gibt es strukturell gesehen vor allem große geschlechterspezifische Unterschiede. Dabei gibt es zwischen den einzelnen Erhebungszeiträumen – 2005, 2009, 2013 – eine gewisse, jedoch nur geringe Dynamik.

Abbildung 2.0: Beschäftigungsumfang im Erwerbsfähigkeitsalter (18- bis 64-Jährige)



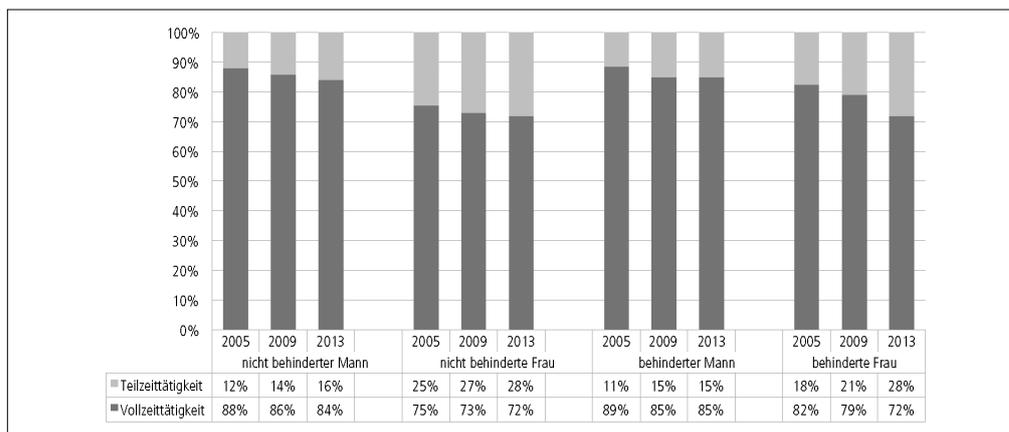
<sup>9</sup> Insbesondere zeichnet sich ab, dass Wiedereinsteigerinnen in ihrer Berufskarriere nicht dort anknüpfen können, wo sie den Beruf zugunsten von Mutterschaft und Familienarbeit verlassen haben. Strukturell verbunden sind damit vergleichsweise schlechtere Arbeitsvertragsstruktur (Befristung und/oder unfreiwillige Teilzeit), niedrigerer Verdienst und Ausschluss von Beförderung und beruflichem Aufstieg.

Vor dem Hintergrund der Frage, wie nicht behinderte und behinderte Männer und Frauen ihren überwiegenden Lebensunterhalt bestreiten, und der Antwort, dass vor allem *nicht behinderte Männer* dies am ehesten aus eigener Erwerbstätigkeit schaffen, ist es nicht verwunderlich zu erfahren, dass in der Gesamtbevölkerungsgruppe der 18- bis 64-Jährigen gerade sie die Gruppe der am meisten Vollzeitbeschäftigten darstellen: 2005 waren 93 % von ihnen vollzeitbeschäftigt, 2009 noch 92 % und 2013 ca. 91 %. *Behinderte Männer* waren 2005 zu 86 %, 2009 zu 84 % und 2013 zu 82 % vollzeitbeschäftigt. Zwischen nicht behinderten und behinderten Männern wird also ein Unterschied in der Vollbeschäftigung deutlich, der darauf hinweist, dass der Faktor Behinderung in der männlichen Erwerbstätigkeit Auswirkungen auf den Umfang der Beschäftigung hat.

Viel stärker als die Kategorie Behinderung wirkt die Kategorie Geschlecht auf den Umfang der Erwerbstätigkeit ein: In der Gesamaltersgruppe waren unter den *nicht behinderten Frauen* 2005 etwa 56 % vollzeitbeschäftigt, 2009 ca. 54 % und 2013 nur 53 %, also etwas mehr als die Hälfte der erwerbstätigen nicht behinderten Frauen. Dass dies der strukturellen Anlage der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung, und zwar auf Seiten der Frauen der Vereinbarkeitsproblematik von

Erwerbs- und familialer Reproduktionsarbeit/Hausarbeit, geschuldet ist, wird vor allem deutlich, wenn im Folgenden die einzelnen Altersgruppen betrachtet werden. Zuvor jedoch sei der Blick auf die Vergleichsgruppe der *behinderten Frauen* gelenkt: In dieser Gruppe ist der Anteil der Vollzeitbeschäftigten unter den 18- bis 64-Jährigen viel geringer als bei den behinderten Männern, aber – mit 56 % im Jahr 2005, 52 % im Jahr 2009 und 49 % im Jahr 2013 – nur etwas geringer als bei nicht behinderten Frauen. Auch dies kann als Hinweis darauf angesehen werden, dass in dieser Frage weniger die Kategorie Behinderung als vielmehr die Kategorie Geschlecht wirksam wird. Jedoch stehen beide Kategorien in Wechselwirkung miteinander; denn die behinderten Frauen, die dem Erwerbsarbeitsmarkt zur Verfügung stehen, sind statistisch gesehen noch seltener vollzeiterwerbstätig als nicht behinderte Frauen. Abgesehen davon, dass aus Vollzeit- bzw. Teilzeitbeschäftigung<sup>10</sup> im Allgemeinen wesentliche finanzielle Unterschiede resultieren, wie im nächsten Kapitel (vgl. Kap. 4) nachgewiesen wird, ist an dieser Stelle zu fragen, ob sich die geschlechterspezifischen Unterschiede durchgängig oder nur in einzelnen Altersgruppen – so vor allem in der mittleren Phase (28–45 Jahre), die vor allem für Frauen als Vereinbarkeitsphase von Beruf und Familie gilt – zeigen.

Abbildung 2.1: Beschäftigungsumfang der 18- bis 27-Jährigen

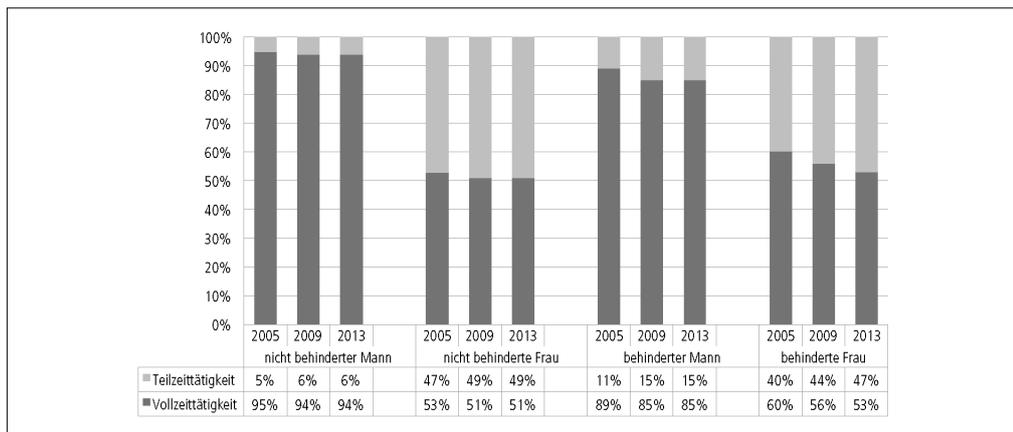


In der Phase der Ausbildung und Einmündung in den Beruf stellt unter denjenigen, die zur Erwerbsbevölkerung gerechnet werden, was für behinderte Jugendliche nicht unbedingt der Fall ist, die Vollzeitbeschäftigung den überwiegenden Beschäftigungsanteil gegenüber der Teilzeitbeschäftigung dar: bei *nicht behinderten Männern* 2005 zu 88 %, 2009 zu 86 % und 2013 zu 84 %; bei *behinderten Männern* 2005 sogar zu 89 %, 2009 und 2013 jeweils zu 85 %. Die Vollbeschäftigung *nicht behinderter Frauen* liegt bereits in

dieser Altersgruppe um mehr als 10 % unter der der männlichen Peers (2005 bei 76 %, 2009 bei 73 %, 2013 bei 72 %) und in den Jahren 2005 und 2009 sogar unterhalb derer der *behinderten Frauen*. Deren Vollbeschäftigung im Alter von 18 bis 27 Jahren lag 2005 bei 82 %, 2009 bei 79 % und 2013 bei 72 %. Sie weist mit 10 % vergleichsweise die größte Absenkung innerhalb des Zeitraumes 2005 bis 2013 auf, was jedoch auf Basis des vorliegenden Datenmaterials nicht eindeutig erklärt werden kann.

<sup>10</sup> In dem Sammelbegriff Teilzeitbeschäftigung verbergen sich unterschiedlichste Teilzeitmodelle mit unterschiedlichen wöchentlichen Arbeitsstunden.

Abbildung 2.2: Beschäftigungsumfang der 28- bis 45-Jährigen

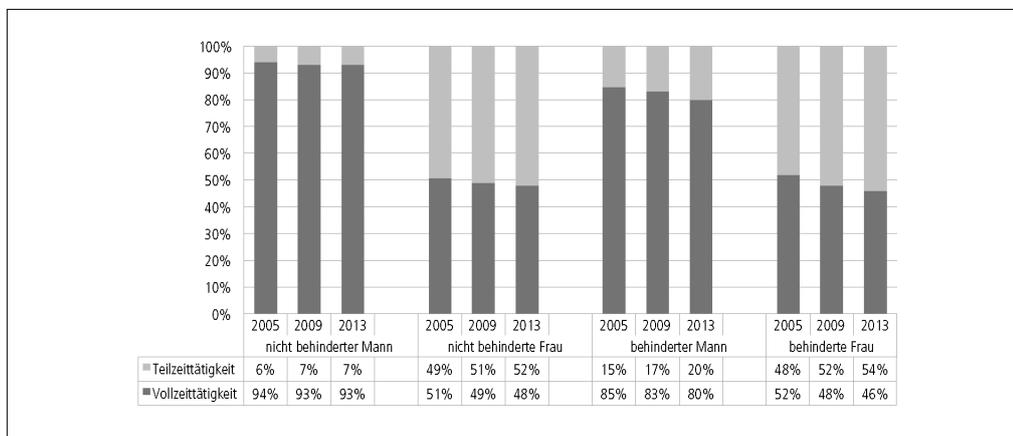


In der Altersgruppe der 28- bis 45-Jährigen drif- tet die Vollbeschäftigung zwischen Männern und Frauen extrem auseinander: In der Gruppe der *nicht behinderten Männer* nimmt sie gegen- über den 18- bis 27-jährigen Männern sichtbar zu und stellt sich zwischen 2005 und 2013 bei 94–95 % als gleichbleibend hoch dar. Bei *behin- derten Männern* liegt sie in dieser Altersgruppe deutlich niedriger (2005 noch bei 89,2 %, 2009 und 2013 jeweils bei 85 %), das heißt die Kate- gorie Behinderung zeigt eine gewisse negative Wirkung.

Ganz anders als für ihre männlichen Peers stellt sich die Vollbeschäftigung für Frauen dar. Wäh- rend in dieser Lebensphase *behinderte Frauen* noch zu 60 % (2005), 56 % (2009) bzw. 53 % (2013) voll erwerbstätig waren, stellt die Gruppe der 28- bis 45-jährigen *nicht behinderten Frauen* die am geringsten vollbeschäftigte, also die am meisten teilzeitbeschäftigte Gruppe dar: 2005 betrug deren Vollbeschäftigung im Vergleich zur Teilzeitarbeit 53 %, 2009 und 2013 jeweils 51 %.

Von den Strukturen der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung, v. a. der Vereinbarkeitsproblema- tik von Beruf und Familie, sind in diesem Lebens- abschnitt nicht behinderte Frauen offenbar noch stärker betroffen als behinderte Frauen; denn häufiger als behinderte Frauen dieser Alters- gruppe leben sie zusammen mit Partnern und haben Kinder (vgl. Pfaff u. a. 2012: 233f.). Zwischen Männern und Frauen öffnet sich also in der mittleren Lebensphase des sogenannten Erwerbsfähigkeitsalters im Zusammenhang von Familiengründung und familialer Reproduktions- arbeit die Schere enorm. Deshalb ist an dieser Stelle zu fragen: Gelingt den betreffenden Frauen nach der sogenannten Familienphase der Wiedereinstieg in den Beruf, können sie in der nachfolgenden Lebensphase zwischen 46 bis 64 Jahren auf- und nachholen, was ihnen durch die Vereinbarung von Beruf und Familie entgan- gen ist, oder verfestigen sich die Strukturen der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung in die nächste Lebens- und Arbeitsphase hinein?

Abbildung 2.3: Beschäftigungsumfang der 46- bis 64-Jährigen



Festzustellen ist, dass auch in der Lebensphase von 46 bis 64 Jahren nicht behinderte erwerbstätige Männer zum überwiegenden Teil vollzeitbeschäftigt sind und bleiben: 2005 waren dies 94 %, 2009 und 2013 jeweils 93 %. Behinderte Männer dieser Altersgruppe bleiben ebenfalls, mit kleinen Abstrichen, überwiegend vollzeitbeschäftigt (2005 zu 85 %, 2009 zu 83 %, 2013 zu 80 %), wobei der Abstand zu ihren nicht behinderten Peers leicht zunimmt.

Auch die Vollzeitbeschäftigung nicht behinderter sowie behinderter Frauen nimmt in dieser Lebensphase (noch) weiter ab: bei nicht behinderten Frauen zwischen 2005 und 2013 um 3 % (von 51 % auf 48 %), bei behinderten Frauen um 6 % (von 52 % auf 46 %). Sowohl nicht behinderte als auch behinderte Frauen sind in dieser Phase, wenn sie auf dem allgemeinen (Erwerbs-)Arbeitsmarkt anzutreffen sind, also überwiegend teilzeitbeschäftigt, und zwar obwohl die sogenannte Vereinbarkeitsphase von Beruf und eigener Familie überwiegend abgeschlossen sein dürfte. Das heißt, die Strukturen der vorangegangenen Vereinbarkeitsphase werden nicht wieder aufgelöst, sondern setzen sich fort,

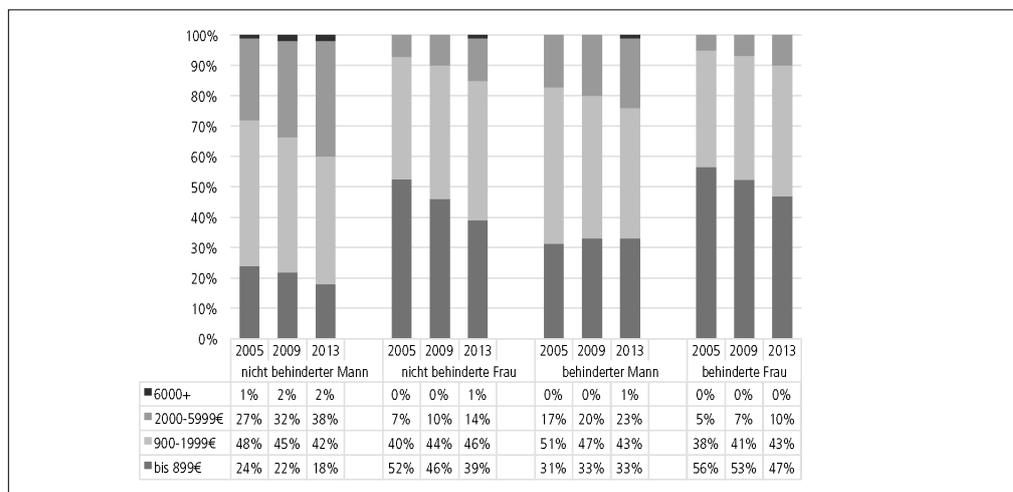
- ggf. mit veränderten und weiterführenden Familienaufgaben (als Großmütter gegenüber den Enkeln oder als Pflegerinnen der eigenen alternden Eltern),
- aufgrund nachlassender eigener Gesundheit sowie eintretender Krankheit und/oder Behinderung
- oder aber der Arbeitsmarkt eröffnet den Berufswiedereinsteigerinnen keine Vollzeit-arbeitsplätze. Dann würde ggf. eine dreifache Diskriminierung greifen: Geschlecht, Behinderung und Alter.

Die hier angestellte genauere Betrachtung von Vollzeit- und Teilzeitbeschäftigung mit ihren geschlechterspezifischen Strukturen sowie behinderungsbedingten Zusammenhängen ist für die Einschätzung der Frage, wie nicht behinderte und behinderte Männer und Frauen ihren überwiegenden Lebensunterhalt bestreiten, besonders wichtig; denn vom Umfang der eigenen Erwerbstätigkeit sind nicht unwesentlich zum einen Löhne und Gehälter, zum anderen aber auch eventuell in Anspruch genommene Renten/Pensionen, Arbeitslosenunterstützungen u.ä. abhängig. Auch beruflicher Aufstieg ist in Teilzeitstellen – mit entsprechenden Auswirkungen auf Sozialleistungen und (gesetzliche) Versicherungen – eher unwahrscheinlich. Es ist also davon auszugehen, dass sich sowohl die geschlechterspezifische Arbeitsteilung als auch behinderungsbedingte Arbeitseinschränkungen auf die Höhe des individuellen Einkommens der vier hier untersuchten und verglichenen Personengruppen auswirken. Dieser Frage wird im vierten Kapitel differenziert nachgegangen.

#### 4 Über welches persönliche Netto-Einkommen verfügen nicht behinderte und behinderte Männer und Frauen im Vergleich miteinander?

Bei der Einteilung der persönlichen Netto-Einkommen in vier Gruppen haben wir uns orientiert an der oben erwähnten Untersuchung „Lebenslagen von behinderten Frauen in Deutschland“ (Libuda-Köster/Sellach 2009, in Anlehnung an den „2. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung“ (2005)): 6000+ Euro; 2000–5999 Euro; 900–1999 Euro, bis 899 Euro.

Abbildung 3.0: Persönliches Nettoeinkommen im Erwerbsfähigkeitsalter (18- bis 64-Jährige)



Über die gesamte Altersspanne zwischen 18 und 64 Jahren gestaltet sich das durchschnittliche persönliche Netto-Einkommen der vier Untergruppen sehr unterschiedlich, wobei vor allem die Kategorie Geschlecht eine dominante Rolle spielt. Vor dem Hintergrund der geschlechterspezifischen Verteilung von Vollzeit- und Teilzeitarbeit und ihrer Folgen für alle sozialversicherungsrelevanten Zahlungen ist dies nicht erstaunlich.

Während die Kategorie 1 des persönlichen Netto-Einkommens (6000+) laut Mikrozensus für keine der vier Untergruppen als besonders erwähnenswert erscheint, ist dies bei Kategorie 2, dem Einkommen zwischen 2000 und 5999 Euro (selbst ohne weitere, wünschenswerte Ausdifferenzierung, s. o.) sichtlich anders: In der Gruppe der *nicht behinderten Männer* waren zwischen 2005 und 2013 ca. 27 – 32 – 38 % dieser Einkommensgruppe zuzuordnen, in der Gruppe der *behinderten Männer* vergleichsweise 17 – 20 – 23 %. Dagegen konnten sich Frauen nur in geringem Umfang dieser Einkommensgruppe zuordnen, *nicht behinderte Frauen* zu 7 % (2005), 10 % (2009) bzw. 14 % (2013), *behinderte Frauen* zu 5 – 7 – 10 % zu den genannten Erhebungszeitpunkten. Alle vier Gruppen konnten ihren Anteil an dieser (sehr großen) Einkommensgruppe (mit welchen internen Differenzierungen auch immer) steigern, wobei an dieser Stelle der Abgleich zwischen allgemeinen Einkommenserhöhungen und Inflationsraten nicht geklärt werden kann.

Die höchsten Anteile aller vier Untergruppen der 18- bis 64-jährigen Bevölkerung befanden sich in Einkommensgruppe 3 (900 bis 1999 Euro) und zwar zu den Erhebungszeitpunkten 2005, 2009 und 2013

- unter den nicht behinderten Männern  
48 – 45 – 42 %
- unter den behinderten Männern  
51 – 47 – 43 %
- unter den nicht behinderten Frauen  
40 – 44 – 46 %
- unter den behinderten Frauen  
38 – 41 – 43 %.

In Einkommensgruppe 4 (bis 899 Euro) befanden sich dagegen 2005, 2009, 2013

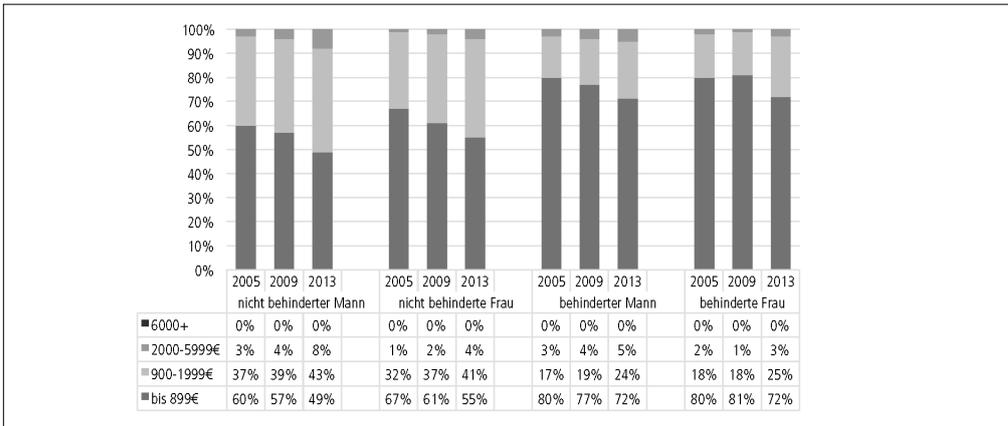
- unter den nicht behinderten Männern nur  
24 – 22 – 18 %
- unter den behinderten Männern  
31 – 33 – 33 %
- unter den nicht behinderten Frauen dagegen  
52 – 46 – 39 %
- unter den behinderten Frauen schließlich  
56 – 53 – 47 %.

Die persönlichen Netto-Einkommensunterschiede sind also insgesamt gesehen beträchtlich, wobei beide Kategorien, Geschlecht und Behinderung, strukturelle Auswirkungen zeigen. Deshalb sind die Einkommensunterschiede zwischen nicht behinderten Männern und behinderten Frauen am größten. Hier sollte nochmals klargestellt werden, dass es sich nicht nur um Einkommen aus eigener Erwerbstätigkeit handelt, sondern, wie in Kapitel 2 ausgeführt, um unterschiedliche Einkommensarten, die vom Statistischen Bundesamt unter sechs Kategorien zusammengefasst wurden (Sozialleistungen, eigenes Vermögen, nicht eigene Einnahmequellen/Unterhalt, Rente/Pension, Arbeitslosengeld I + II bzw. Alo1 + Hartz IV, Erwerbstätigkeit). Je stärker der überwiegende Lebensunterhalt aus eigener Erwerbstätigkeit, und zudem durch Vollzeitbeschäftigung, bestritten werden kann, wie dies bei nicht behinderten Männern am ehesten der Fall ist, umso höher fällt auch das durchschnittliche persönliche Netto-Einkommen aus; oder umgekehrt: Je stärker der überwiegende Lebensunterhalt aus eigener Teilzeitarbeit oder aus Kompensationszahlungen bestritten werden muss, umso niedriger fällt auch das durchschnittliche persönliche Netto-Einkommen aus.

Vor diesem Hintergrund werden im Folgenden die vier Untergruppen in den einzelnen Altersabschnitten betrachtet, um zu ermitteln, wie sich die dargestellten Unterschiede beim persönlichen Netto-Einkommen nicht behinderter und behinderter Männer und Frauen von einem Altersabschnitt zum nächsten hin entwickeln. In den einzelnen Altersabschnitten verlaufen diese Entwicklungen nach unterschiedlichen Mustern.

In der Altersgruppe der 18- bis 27-Jährigen sind fast alle Personen den unteren beiden Einkommensgruppen zugeordnet; Einkommen von 2000 Euro und mehr sind am ehesten bei nicht behinderten Männern zu finden, bilden jedoch insgesamt die Ausnahme. Sehr deutlich wird, dass *nicht behinderte Männer* und *nicht behinderte Frauen* dieser Altersgruppe über höhere persönliche Einkommen verfügen als *behinderte Männer und Frauen*, das heißt, die Kategorie Behinderung zeigt eine deutlich negative Wirkung. Behinderte Frauen und Männer haben damit einen schlechteren Start ins Erwachsenenleben und dessen eigenständige Gestaltung als ihre nicht behinderten Peers.

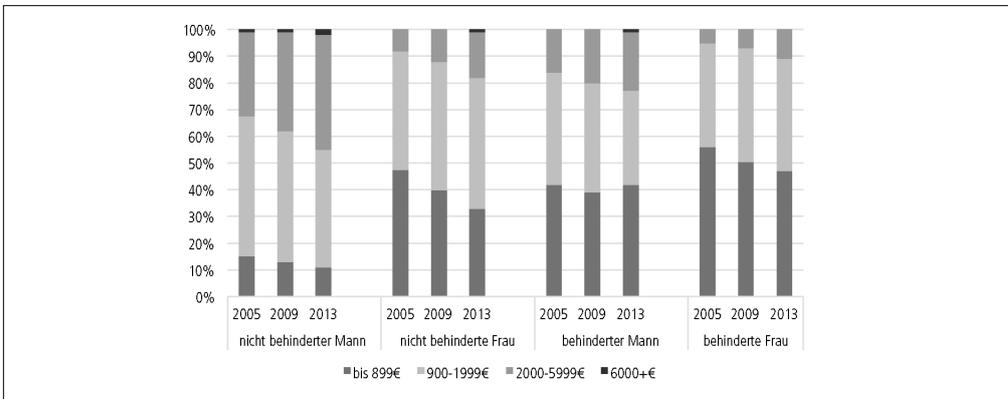
Abbildung 3.1: Persönliches Netto-Einkommen der 18- bis 27-Jährigen



Im Vergleich zur vorangegangenen Altersgruppe ziehen bei der 28- bis 45-jährigen Bevölkerung nicht behinderte Männer den anderen drei Untergruppen davon: Während etwa die Hälfte der *behinderten Frauen* (2005 noch 56 %, 2009 ca. 50 % und 2013 immer noch 47 %) über persönliche Netto-Einkommen von unter 900 Euro verfügen, sind *nicht behinderte Männer* dieser untersten Einkommensklasse am Rande der

Armutsgrenze nur (von 2005 bis 2013 im Abwärtstrend) zu 15 – 13 – 11 % zugeordnet. Insgesamt spiegeln sich in dieser Altersgruppe fundamentale geschlechterspezifische Benachteiligungsstrukturen wider, angelehnt an männliche Vollzeit- und weibliche Teilzeitarbeit, aber auch, etwas schwächer, an behinderungsbedingte Benachteiligungen.

Abbildung 3.2: Persönliches Netto-Einkommen der 28- bis 45-Jährigen

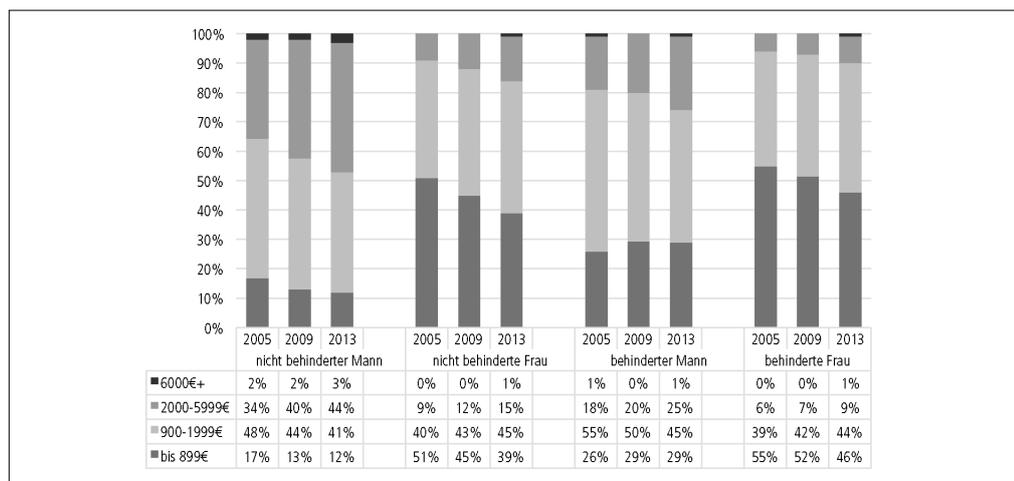


In der Altersgruppe der 46- bis 64-Jährigen schließlich schlagen die geschlechterspezifischen Einkommensstrukturen voll durch: Zu allen drei Erhebungszeitpunkten (2005, 2009, 2013) verfügten am ehesten *nicht behinderte Männer* über persönliche Netto-Einkommen von über 2000 Euro (34 – 40 – 44 %), gefolgt von *behinderten Männern* (18 – 20 – 25 %). *Nicht behinderte Frauen* waren in dieser Gruppe mit 9 – 12 – 15 % vertreten, *behinderte Frauen* nur mit 6 – 7 – 9 %. Während in der Einkommensgruppe von 900 bis 1999 Euro (mit 40 – 50 %) ein großer Anteil aller vier Gruppen anzutreffen ist, befinden sich in der niedrigsten Einkommensgruppe von unter 900 Euro deutlich mehr Frauen als Männer, was als Hinweis auf geschlechter-

spezifische Armutsrisiken von Frauen anzusehen ist: Zu den Erhebungszeitpunkten 2005, 2009 und 2013 verfügten in der Altersgruppe der 46- bis 64-Jährigen über persönliche Netto-Einkommen von unter 900 Euro

- unter den nicht behinderten Männern 17 – 13 – 12 %
- unter den behinderten Männern 26 – 29 – 29 %
- unter den nicht behinderten Frauen 51 – 45 – 39 %
- unter den behinderten Frauen 55 – 52 – 46 %.

Abbildung 3.3: Persönliches Netto-Einkommen der 46- bis 64-Jährigen



Auch wenn die persönlichen Netto-Einkommen aller vier Gruppen im Zeitraum zwischen 2005 und 2013 angestiegen sind, hat sich der Abstand zwischen nicht behinderten Männern als privilegiertester Gruppe und behinderten Frauen als am stärksten benachteiligter Gruppe von 2005 über 2009 bis 2013 nicht wesentlich verändert (unter den Armutsbedrohten betrug er 38 – 39 – 34 Punkte; bei den Besserverdienern 28 – 33 – 35 Punkte).

Abschließend ist festzuhalten: In der dritten Phase des sogenannten Erwerbsfähigkeitsalters können Frauen die Nachteile, die sie aufgrund der zuvor eingegangenen Vereinbarung von Beruf und Familie auf sich genommen haben, nicht wieder ausgleichen. Ihr persönliches Netto-Einkommen ist auch unter den 46- bis 64-Jährigen deutlich geringer als das von Männern.

Nachgewiesen werden konnte, dass besonders behinderte Frauen von strukturellen Benachteiligungen betroffen sind. Die durchgeführte statistische Analyse weist auf strukturelle Wechselwirkungen zwischen den Kategorien Geschlecht – Behinderung – Alter (Lebensphasen) hin.

## 5 Zusammenfassung

Die durchgeführte statistische Analyse zu den unterschiedlichen Lebenslagen nicht behinderter und behinderter Männer und Frauen kommt zu differenzierten empirischen Ergebnissen und eröffnet damit verschiedene neue Perspektiven: Die sozialen Kategorien Geschlecht und Behinderung, im Sinne von Intersektionen, stehen in unterschiedlichen Wechselwirkungen miteinander. Diese werden besonders dann deutlich, wenn als dritte Kategorie das Alter im Sinne von Lebensphasen und/oder -abschnitten (Kindheit, Jugend, frühes, mittleres und höheres Erwachsenenalter)

berücksichtigt wird. Der Fokus unserer Untersuchung lag auf der wissenschaftlichen Analyse der großen Lebensphase des frühen und mittleren Erwachsenenalters (und damit des sogenannten Erwerbsfähigkeitsalters) der 18- bis unter 65-jährigen Frauen und Männer mit und ohne Behinderungen in Deutschland. Diese Lebensphase haben wir, auf Basis einer weiter zurückliegenden wissenschaftlichen Untersuchung (s. o., Libuda-Köster/Sellach 2009), in drei Abschnitte untergliedert: 18 bis 27 Jahre, 28 bis 45 Jahre und 46 bis 64 Jahre.

Auf dem Wege der Auswertung der Mikrozensus-Untersuchungen (2005, 2009, 2013) des (deutschen) Statistischen Bundesamtes konnte eine differenzierte vergleichende Untersuchung der unterschiedlichen Lebensbedingungen nicht behinderter und behinderter Männer und Frauen durchgeführt werden. Damit wurde die gesellschaftliche Makroebene fokussiert: Mithilfe der allgemeinen Bevölkerungsstatistik (hier Mikrozensus) wurde herausgearbeitet, wie in der allgemeinen Bevölkerung Deutschlands Hierarchien produziert werden, nicht nur zwischen Männern und Frauen, sondern auch zwischen nicht behinderten und behinderten Personen, und schließlich, im intersektionellen Sinne, in unterschiedlichen Konstellationen zwischen Geschlecht, ggf. Behinderung und Alter. Die politischen Handlungsstrategien des Gender Mainstreaming wie auch des Disability Mainstreaming dienen in diesem Zusammenhang dazu, alle relevanten Vergleichsgruppen im Blick zu haben; denn soziale Benachteiligungen werden an bestimmten Maßstäben gemessen, konkret: Die potenzierte soziale Benachteiligung behinderter Frauen in Deutschland ist erst dann stichhaltig nachzuweisen, wenn vergleichbare Aussagen über die soziale Lage nicht behinderter

Männer, behinderter Männer und nicht behinderter Frauen zur Verfügung stehen. Auf solche vergleichenden Aussagen legt der vorliegende Beitrag seinen Schwerpunkt.

Der überwiegende Lebensunterhalt der Menschen in Deutschland wird, je nach Bevölkerungsgruppe, in sehr unterschiedlichem Maße aus eigener Erwerbstätigkeit bestritten, und zwar am ehesten von nicht behinderten Männern. Für Frauen, nicht behinderte wie behinderte, ist die Abhängigkeit von „nicht eigenen Einnahmequellen/Unterhalt“ (s.o.) im Sinne der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung noch keineswegs überwunden. Für behinderte Männer und Frauen ist eine deutliche Abhängigkeit von gesetzlichen Versicherungsleistungen u.ä. festzustellen. Wenn diese u.ä. strukturelle Unterschiede bekannt und bewusst sind, reicht es nicht mehr aus (wie dies etwa in der politischen Armutsberichterstattung anklingt), darzulegen, über welche unterschiedlichen durchschnittlichen Netto-Einkommen nicht behinderte und behinderte Männer und Frauen verfügen, um ihr Leben zu gestalten; vielmehr ist der Blick darauf zu richten, auf welchem Wege der überwiegende Lebensunterhalt einzelner Bevölkerungsgruppen bestritten wird (Vollzeit- oder Teilzeitarbeit, nicht eigene Einnahmequellen, staatliche Kompensationsleistungen usw.).

Mit dem vorliegenden Beitrag wurde schließlich versucht, zu einer verbesserten Datenlage über die Lebensbedingungen behinderter Frauen im Sinne der UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK; vgl. Kap. 1) beizutragen. Der hier vorgenommene Vergleich der Mikrozensus-Daten der Jahre 2005 als Zeitraum vor der UN-BRK, 2009 zum Zeitpunkt der Ratifizierung der UN-BRK durch Deutschland, 2013 als erster Zeitraum unter dem politischen Einfluss der UN-BRK, ist jedoch im engeren Sinne noch nicht dazu geeignet, positive Auswirkungen der UN-BRK auf die soziale Lage behinderter Frauen nachzuweisen. Er sollte in den kommenden Jahren möglichst fortgesetzt werden.

## Literatur

- Arnade, Sigrid u. Sabine Häfner (2013): *Netzwerkartikel 3: Kurzfassung aus einem Interpretationsstandard der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen (CRPD) aus Frauensicht. Arbeits- und Argumentationspapier zur Bedeutung der Frauen- und Genderreferenzen in der Behindertenrechtskonvention.* [www.netzwerk-artikel-3.de](http://www.netzwerk-artikel-3.de) (Berlin, März 2009). Abrufdatum: 07.12.2015.
- Beauftragte der Bundesregierung für die Belange behinderter Menschen (2009): *Alle inklusive! Die neue UN-Konvention*, Berlin. [www.behindertenbeauftragte.de/alle-inklusive](http://www.behindertenbeauftragte.de/alle-inklusive). Abrufdatum: 07.07.2010.
- Bretländer, Bettina u. Ulrike Schildmann (2011): *Geschlechtersensible Inklusionsforschung vor dem Hintergrund der neuen UN-Konvention (vor allem Artikel 6, 23, 24, 27, 28).* In: Petra Flieger, Volker Schönwiese (Hrsg.): *Menschenrechte – Integration – Inklusion*, Bad Heilbrunn/Obb. (Klinkhardt), S. 39–45.
- BRK-Allianz – German CRPD Alliance (2014): *Submission by the German CRPD Alliance (BRK-Allianz) for the List of Issues on Germany Committee on the Rights of Persons with Disabilities, 11th session, 31 Mar – 11 Apr 2014.* [www.isl-ev.de](http://www.isl-ev.de). Abrufdatum: 13.05.2014.
- Institut der deutschen Wirtschaft Köln e. V. (2015): *REHADAT-Statistik. Mikrozensus – Ausgewählte Daten.* [www.rehadat-statistik.de/de/behinderung/Mikrozensus/REHADAT-Statistik](http://www.rehadat-statistik.de/de/behinderung/Mikrozensus/REHADAT-Statistik). Abrufdatum: 13.09.2015
- Libuda-Köster, Astrid u. Brigitte Sellach (2009): *Lebenslagen von behinderten Frauen in Deutschland – Auswertung des Mikrozensus 2005 – (Langform und Kurzform).* In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Homepage: [www.bmfsfj.de/BMFSFJ/Service/Publikationen/publikationsliste,did=132950.html](http://www.bmfsfj.de/BMFSFJ/Service/Publikationen/publikationsliste,did=132950.html). Abrufdatum: 10.06.2015.
- Libuda-Köster, Astrid u. Ulrike Schildmann (2016): *Institutionelle Übergänge im Erwachsenenalter (18–64 Jahre). Eine statistische Analyse über Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht.* In: *Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete (VHN)* 85, H. 1/2016, S. 7–24.
- Pfaff, Heiko und Mitarbeiterinnen (2007): *Behinderung und Einkommen. Ergebnis des Mikrozensus 2005.* In: Statistisches Bundesamt, Wiesbaden, Hrsg.: *Wirtschaft und Statistik*, Heft 2/2007, S. 193–199.
- Pfaff, Heiko und Mitarbeiterinnen (2012): *Lebenslagen der behinderten Menschen. Ergebnis des Mikrozensus 2009.* In: Statistisches Bundesamt, Wiesbaden, Hrsg.: *Wirtschaft und Statistik*, März 2012, S. 232–243.
- Schildmann, Ulrike (2011): *Strukturkategorien Geschlecht, Alter, Behinderung.* In: Renate Hinz, Renate Walthes (Hrsg.): *Verschiedenheit als Diskurs*, Tübingen (Narr Francke Attempto Verlag), S. 109–118.
- Schildmann, Ulrike (2013): *Wechselwirkungen zwischen Geschlecht und Behinderung von der frühen Kindheit bis ins hohe Erwachsenenalter.* In: *Behindertenpädagogik* 52, Heft 1/2013, S. 68–81.

**Kontakt und Information**

Dr. Astrid Libuda-Köster  
 Institut für Projektevaluation  
 und sozialwissenschaftliche  
 Datenerhebung  
 Wiesenstraße 29  
 32105 Bad Salzuflen  
 Tel.: (05222) 403 41  
 astrid.libuda-koester@  
 ipse-nrw.de

Prof. Dr. Ulrike Schildmann  
 Wittelsbacherstraße 9  
 10707 Berlin  
 Tel.: (030) 886 791 26  
 ulrike.schildmann@  
 tu-dortmund.de

- Statistisches Bundesamt (2014): Pressemitteilung vom 29.07.2014 – 266/14. 7,5 Millionen schwerbehinderte Menschen leben in Deutschland. [https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressemitteilungen/2015/05/PD15\\_168\\_122.html;jsessionid=4E45414F0836EA5F5321A9EDE906C41E.cae2](https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressemitteilungen/2015/05/PD15_168_122.html;jsessionid=4E45414F0836EA5F5321A9EDE906C41E.cae2). Abrufdatum: 13.09.2015.
- United Nations/Committee on the Rights of Persons with Disabilities (2013): Consideration of reports submitted by States parties under article 35 of the Convention. Initial reports of States parties. Germany. 19. September 2011. [www.isl-ev.de](http://www.isl-ev.de). Abrufdatum: 13.05.2014.

Eva Katharina Sarter

## Die Vergabe öffentlicher Aufträge als Weg zur Förderung von Gleichstellung in Unternehmen

### Einleitung

Erwerbstätigkeit kommt in heutigen Gesellschaften eine zentrale Bedeutung zu; insbesondere die Erwerbsbeteiligung von Frauen ist stark angestiegen. Bei einer genaueren Betrachtung offenbaren sich bedeutende Unterschiede in der Erwerbssituation von Männern und Frauen. Vor dem Hintergrund einer vergeschlechtlichen Arbeitsteilung stehen Frauen in der Realität häufiger als Männer vor dem Problem, familiäre (Pflege-)Verpflichtungen und berufliches Engagement miteinander zu vereinbaren (u. a. Gornick/Meyers 2008; Guerrina 2002; Stratigaki 2004). Sie arbeiten im Durchschnitt weniger Stunden als Männer (Beckmann 2003: 9f.; Statistisches Bundesamt 2012: 30).

In Führungspositionen sind Frauen bis heute unterrepräsentiert (Statistisches Bundesamt 2012: 26). Auch in Vorstands- und Aufsichtsratspositionen sind Frauen nur unzureichend vertreten (Holst/Schimeta 2013). Nicht zuletzt existieren bis heute bedeutende Unterschiede in den Einkommen von Männern und Frauen; so betrug der unbereinigte Gender Pay Gap in Deutschland im Jahre 2014 22 Prozent (Statistisches Bundesamt 2015).

Während im öffentlichen Sektor eine Vielzahl von Bestimmungen existiert, die die Gleichstellung von Männern und Frauen fördern sollen (u. a. Schiek et al. 2002), gerieten in den letzten Jahren die Geschlechterverhältnisse in der Privatwirtschaft in den Fokus staatlicher Gleichstellungspolitik. Dabei wurden verschie-

dene Bereiche aufgegriffen: Ausgehend von der Existenz eines Gender Pay Gaps wurde in den vergangenen Jahren beispielsweise die Einführung eines Entgeltgleichheitsgesetzes debattiert (Bundestag 2011). Um auf eine ausgewogenere Beteiligung von Männern und Frauen in Führungspositionen hinzuwirken, wurde 2015 nach langen und intensiven Debatten das *Gesetz für die gleichberechtigte Teilhabe von Frauen und Männern an Führungspositionen* verabschiedet. Der vorliegende Beitrag widmet sich einem Ansatz, Gleichstellungsmaßnahmen in nicht-staatlichen Unternehmen<sup>1</sup> zu fördern, der bisher in der Literatur weitgehend unbeachtet geblieben ist (Sarter im Erscheinen): die Vergabe öffentlicher Aufträge.

Basierend auf einer Analyse der rechtlichen Entwicklung in Deutschland seit den 1990er Jahren<sup>2</sup> zeigt er auf, dass die Vergabe öffentlicher Aufträge zunehmend als Instrument zur Förderung gleichstellungspolitischer Maßnahmen in Unternehmen begriffen wird.

Ausgehend von einer Betrachtung staatlichen Einkaufs von Gütern und Dienstleistungen wird deutlich, dass eine strategisch ausgerichtete Vergabe öffentlicher Aufträge ein Instrument zur Förderung bestimmter gesellschaftspolitischer Zielsetzungen sein kann. In einem zweiten Schritt werden allgemeine vergaberechtliche Regulierungen skizziert. Daran anschließend beleuchtet der Artikel die Entwicklung gleichstellungspolitischer Vorgaben für die öffentliche Auftragsvergabe. Abschließend werden die wichtigsten Ergebnisse in einem Fazit zusammengefasst.

<sup>1</sup> Der Begriff des Unternehmens bezieht sich im Folgenden auf Nonprofit-Organisationen wie auch For-Profit-Unternehmen.

<sup>2</sup> Teile des Artikels basieren auf einer Analyse der Entwicklung der Landesvergabegesetze, die im Rahmen des von der Hans-Böckler-Stiftung finanzierten Forschungsprojekts „Soziale Standards und öffentliche Vergabe – Regulation und Umsetzung im Europäischen Vergleich“ durchgeführt wurden.

## 1 Der Staat als Konsument

Der Staat ist zugleich ein bedeutender Konsument; 2013 entfielen in Deutschland etwa 33,8 Prozent aller Staatsausgaben auf den Einkauf von Gütern und Dienstleistungen; damit stellten die öffentliche Beschaffung und die Vergabe öffentlicher Aufträge ungefähr 15 Prozent des Bruttoinlandsprodukts (OECD 2015: 137).

Insbesondere in Hinblick auf Dienstleistungen, einem besonders bedeutenden Sektor weiblicher Erwerbstätigkeit, hat die Vergabe öffentlicher Aufträge in den letzten Jahrzehnten an Bedeutung gewonnen: Vor dem Hintergrund, dass finanzielle Ressourcen auf Bundes-, Landes- oder kommunaler Ebene knapp sind, kam es auch zu einer zunehmenden Vermarktlichung von Dienstleistungen (u. a. Bell/Fageda 2007: 519; Bode 2009: 162ff.; Pollitt/Bouckaert 2011: 24f.; Heinrich/Lynn/Milward, 2009: i3ff.).

Dabei spielten insbesondere funktionale Privatisierungen eine bedeutende Rolle. In diesem Zusammenhang gesellte sich zu den traditionell über öffentliche Verträge erbrachten Dienstleistungen eine Reihe weiterer Dienstleistungen (Jasper/Recke 2010). Dies führte zu einer zunehmenden Bedeutung öffentlicher Aufträge: Der öffentliche Sektor ist in diesem Rahmen zwar Auftraggeber, durch die organisatorische und rechtliche Trennung von Auftraggeber und (nicht-öffentlichem) Dritten aber nicht selbst Erbringer der Dienstleistungen. Dienstleistungen werden so zunehmend zum Gegenstand öffentlicher Auftragsvergabe.

Aufgrund ihrer inhärenten Natur bietet die Nutzung öffentlicher Aufträge Ansatzpunkte, explizite Anreize für gleichstellungspolitische Bemühungen von Unternehmen zu setzen und so gleichstellungspolitische Maßnahmen in Unternehmen zu fördern. Durch einen strategischen Einkauf können öffentliche Auftraggeber Einfluss auf Produktions- und Arbeitsbedingungen nehmen. Das Ziel einer sozial verantwortlichen öffentlichen Auftragsvergabe ist dabei der gezielte Einkauf von Produkten und Dienstleistungen anhand bestimmter sozialer Kriterien. Hierdurch wird ein Markt geschaffen, auf dem – je nach Ausgestaltungen der individuellen Vergabepraktiken – Unternehmen, die bestimmte soziale Bedingungen erfüllen, entweder ausschließlich untereinander konkurrieren oder bessere Chancen auf den Zugang zu Aufträgen haben. Dies führt dazu, dass Unternehmen, die bestimmte Kriterien (u. a. gleichstellungspolitische Kriterien) erfüllen, bessere Chancen auf öffentliche Aufträge haben. Hierdurch wird ein ökonomischer Anreiz generiert, beispielsweise Gleichstellung im eigenen Unternehmen zu fördern.

In diesem Sinne wird und wurde die Vergabe öffentlicher Aufträge seit langem gezielt genutzt, um politische Zielsetzungen, wie Energieeffizienz, regionale Wirtschaftsförderung oder die Schaffung von Beschäftigungsoptionen für benachteiligte Gruppen zu fördern (u. a. McCrudden 2007).

In diesem Rahmen können die Kriterien für die Vergabe öffentlicher Aufträge gezielt darauf zielen, betriebliche Gleichstellungspolitiken in den bietenden Unternehmen zu forcieren, indem sie einen Vorteil im Wettbewerb um öffentliche Aufträge bieten.

## 2 Rechtliche Rahmenbedingungen strategischer Auftragsvergabe

Die Vergabe öffentlicher Aufträge unterliegt Regulierungen auf internationaler und europäischer sowie in Deutschland auf Bundes- und Landesebene. Auf internationaler Ebene legt das Government Procurement Agreement (GPA) für die unterzeichnenden Staaten die Prinzipien von Transparenz und Nichtdiskriminierung als Grundpfeiler öffentlicher Auftragsvergabe fest und die ILO Konvention 94 setzt Mindeststandards bezüglich Entlohnung und Arbeitsbedingungen in öffentlichen Aufträgen.<sup>3</sup>

Auch europäische primär- und sekundärrechtliche Regulierungen basieren auf den Prinzipien von Nichtdiskriminierung, Transparenz und Wettbewerb. Im Rahmen europäischer Rechtsetzung und Rechtsprechung ist es dabei rechtlich zulässig, soziale und insbesondere auch gleichstellungspolitische Kriterien bei der Vergabe öffentlicher Aufträge zu berücksichtigen, solange diese die Anforderung von Nichtdiskriminierung und Transparenz erfüllen und im Zusammenhang mit dem Auftragsgegenstand stehen (Sarter im Erscheinen).

In Deutschland setzt das *Gesetz gegen Wettbewerbsbeschränkungen* (GWB) transparente und nichtdiskriminierende Vergabeverfahren als Grundsätze der öffentlichen Auftragsvergabe fest. In diesem Rahmen können „zusätzliche Anforderungen an Auftragnehmer gestellt werden, die insbesondere soziale, umweltbezogene oder innovative Aspekte betreffen, wenn sie im sachlichen Zusammenhang mit dem Auftragsgegenstand stehen und sich aus der Leistungsbeschreibung ergeben. Andere oder weitergehende Anforderungen dürfen an Auftragnehmer nur gestellt werden, wenn dies durch Bundes- oder Landesgesetz vorgesehen ist“ (§ 97.4). Konkretisierungen im Bereich sozialer Kriterien in der Auftragsvergabe sind auf Länderebene festgelegt (Sack/Sarter 2015).

<sup>3</sup> Da Deutschland das GPA, aber nicht die ILO Konvention 94 unterzeichnet hat, sind die Vorgaben des GPA, jedoch nicht der ILO Konvention 94 verbindlich.

### 3 Gleichstellung und öffentliche Auftragsvergabe in Deutschland

Gleichstellungspolitische Erwägungen waren dabei unter den ersten sozialen Kriterien, deren Berücksichtigung in der Vergabe öffentlicher Aufträge in Deutschland rechtlich festgeschrieben wurde. In den 1990er Jahren wurden in Berlin (1990), Brandenburg (1994), dem Saarland (1996), Sachsen-Anhalt (1997) und Thüringen (1998) Landesgleichstellungsgesetze verabschiedet, die Bestimmungen zu Vergabe beinhalteten. Bereits 1994 wurde in Brandenburg die *Verordnung über die bevorzugte Berücksichtigung von Unternehmen bei der Vergabe öffentlicher Aufträge zur Förderung von Frauen im Erwerbsleben* (FrauFöV) verabschiedet, die eine Berücksichtigung gleichstellungspolitischer Maßnahmen sowie der Geschlechterverhältnisse in den Unternehmen als entscheidendes Kriterium bei gleichwertigen Angeboten festschrieb.

Auch das 1996 verabschiedete *Gesetz Nr. 1371 zur Durchsetzung der Gleichberechtigung von Frauen und Männern des Saarlandes* enthält Bestimmungen zur öffentlichen Auftragsvergabe. Es legt fest, dass „durch vertragliche Vereinbarung beziehungsweise Auflagen sichergestellt werden (soll), dass bei der Ausführung des Auftrages beziehungsweise der Verwendung der Mittel die Grundzüge dieses Gesetzes Beachtung finden“ (§ 27.1).

Seit 1999 ist die Vergabe öffentlicher Aufträge in Berlin an die Implementation gleichstellungspolitischer Maßnahmen geknüpft (Abgeordnetenhaus Berlin 2013: 28). So sieht das Landesgleichstellungsgesetz Berlin vor, dass Auftragnehmer bei öffentlichen Aufträgen oberhalb eines bestimmten Schwellenwertes verpflichtet sind, gleichstellungspolitische Maßnahmen durchzuführen. Auch das *Berliner Ausschreibungs- und Vergabegesetz* (BerAVG) sieht eine Verpflichtung zu Gleichstellungsmaßnahmen vor. Die Vorgaben des Landesgleichstellungsgesetzes und des Landesvergabegesetzes sind dabei in der *Verordnung über die Förderung von Frauen und die Vereinbarkeit von Beruf und Familie bei der Vergabe öffentlicher Aufträge* (FFV) konkretisiert.

Nachdem Brandenburg, das Saarland und Berlin in den 1990er Jahren Bestimmungen zu gleichstellungspolitischen Zielsetzungen im Rahmen gleichstellungspolitischer Regulierungen getroffen hatten, kam es seit 2008 zu einer zweiten Welle legislativer Änderungen, die Gleichstellung in der öffentlichen Auftragsvergabe aufgriffen. In diesem Rahmen fanden Frauenförderung und Gleichstellung zunehmend Eingang in Landesvergabegesetze.<sup>4</sup>

So wurden gleichstellungspolitische Aspekte 2009 im *Bremischen Gesetz zur Sicherung von*

*Tariftreue, Sozialstandards und Wettbewerb bei öffentlicher Auftragsvergabe* (TtVG) verankert. 2011 fanden gleichstellungspolitische Aspekte Eingang in das *Thüringer Gesetz über die Vergabe öffentlicher Aufträge* (ThürVgG-) und 2013 wurden sie in den Landesvergabegesetzen Niedersachsens (*Niedersächsisches Gesetz zur Sicherung von Tariftreue und Wettbewerb bei der Vergabe öffentlicher Aufträge*, NTVergG) und Schleswig-Holsteins (*Gesetz über die Sicherung von Tariftreue und Sozialstandards sowie fairen Wettbewerb bei der Vergabe öffentlicher Aufträge*, TTG) aufgenommen (eine detaillierte Betrachtung der Landesvergabegesetze findet sich in Sarter/Sack/Fuchs 2014). Auch das am 01. März 2015 in Kraft getretene *Hessische Vergabe- und Tariftreugesetz* (HVTG) beinhaltet die Möglichkeit, „die Berücksichtigung der Chancengleichheit bei Aus- und Fortbildung sowie im beruflichen Aufstieg“, „die besondere Förderung von Frauen“ sowie „die besondere Förderung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf“ zu fordern (§ 3.2).<sup>5</sup>

### 4 Fazit

In den letzten Jahren gab es erhebliche Debatten um die Frage, welchen Einfluss Politik auf die Unternehmen nehmen sollte, um die Gleichstellung der Geschlechter zu unterstützen. Während etwa die Einführung einer Frauenquote für Aufsichtsräte oder eines Entgeltgleichheitsgesetzes virulente Debatten auslösten, fanden gleichstellungspolitische Erwägungen in den vergangenen Dekaden fast unbemerkt Eingang in einen anderen Bereich staatlichen Handelns: den Einkauf von Gütern und Dienstleistungen.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass seit den 1990er Jahren die meisten Bundesländer rechtliche Möglichkeiten geschaffen haben, bei der Vergabe öffentlicher Aufträge gleichstellungspolitische Maßnahmen in Unternehmen zu fordern oder aber Unternehmen zu bevorzugen, die Maßnahmen zur Frauenförderung und Gleichstellung umsetzen. Beginnend in den 1990er Jahre legten Brandenburg, das Saarland und Berlin in ihren Landesgleichstellungsgesetzen und/oder in eigenen Verordnungen gleichstellungspolitische Bestimmungen für die Vergabe öffentlicher Aufträge fest. Seit den späten 2000er Jahren ist demgegenüber eine zunehmende Integration von gleichstellungspolitischen Aspekten in Landesvergabegesetze zu beobachten.

Ausgehend von einer Verankerung in gleichstellungspolitischen Regulierungen konnten gleichstellungspolitische Aspekte dabei zunehmend Eingang in allgemeine vergaberechtliche Regulierungen finden.

<sup>4</sup> Diese Entwicklung war dabei Teil einer allgemeinen Hinwendung zur Integration sozialer Kriterien in Landesvergabegesetze (siehe hierzu Sack/Sarter 2015; Sarter/Sack/Fuchs 2014).

<sup>5</sup> Neben diesen Bestimmungen existiert in Sachsen-Anhalt das (nicht näher definierte) Kriterium der ‚Familienfreundlichkeit‘. Das rheinland-pfälzische Landesgesetz zur Schaffung tariftreurechtlicher Regelungen benennt lediglich beispielhaft soziale Kriterien, sodass auch hier implizit ist, dass gleichstellungspolitische Kriterien Eingang finden können. Unter den beispielhaft genannten Kriterien befindet sich dabei auch Entgeltgleichheit zwischen Männern und Frauen (§ 1) (Sarter/Sack/Fuchs 2014).

Die Vergabe öffentlicher Aufträge hat dabei als Instrument zur Förderung gleichstellungspolitischer Maßnahmen in Unternehmen zunehmend an Bedeutung gewonnen. Im Zuge dieser Entwicklung war dabei zugleich zu beobachten, dass gleichstellungspolitische Bestimmungen von dezidiert gleichstellungsbezogenen Rechtssetzungen ausgehend zunehmend Eingang in allgemein-vergaberechtliche Regulierungen fanden.

## Literatur

- Abgeordnetenhaus Berlin (2013). Elfter Bericht über die Umsetzung des Berliner Landesgleichstellungsgesetzes gemäß § 19 LGG. Drucksache 17/1307.
- Beckmann, P. (2003). Die Beschäftigungsquote – (k)ein guter Indikator für die Erwerbstätigkeit von Frauen? Nürnberg: Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung. Zugriff am 30. November 2015 unter [http://doku.iab.de/grauepap/2003/kb1103\\_langfassung.pdf](http://doku.iab.de/grauepap/2003/kb1103_langfassung.pdf).
- Bell, G.; Fageda, X. (2007). Why do Local Governments Privatise Public Services? A Survey of Empirical Studies. *Local Government Studies*, 33(4), 517–534.
- Bode, I. (2009). On the Road to Welfare Markets: Institutional, Organizational, and Cultural Dynamics of a New European Welfare State Settlement. In Powell, J. L., Hendricks, J. (Hrsg.), *The Welfare State in Post-Industrial Society. A Global Perspective*. Heidelberg: Springer Science and Business Media, (S. 161–177).
- Bundestag (2011). Entgeltgleichheit zwischen Männern und Frauen gesetzlich durchsetzen. Drucksache 17/5038.
- Gesetz Nr. 1371 zur Durchsetzung der Gleichberechtigung von Frauen und Männern vom 24. April 1996 (Amtsblatt des Saarlandes 1996, 623).
- Gornick, J. C.; Meyers, M. K. (2008). Creating Gender Egalitarian Societies: An Agenda for Reform. *Politics & Society*, 36(3), 313–349.
- Guerrina, R. (2002). Mothering in Europe. *Feminist Critique of European Policies on Motherhood and Employment*. *The European Journal of Women's Studies*, 9(1), 49–68.
- Heinrich, C. J.; Lynn, L. E.; Milward, H. B. (2009). A State of Agents? Sharpening the Debate and Evidence over the Extent and Impact of the Transformation of Governance. *Journal of Public Administration Research and Theory*, 20(supl 1), i3–i19.
- Hessisches Vergabe- und Tariftrüegegesetz (HVTG) v. 19.12.2014 (GVBl., S. 354).
- Holst, E.; Schimeta, J. (2013). Frauenanteil in Topgremien großer Unternehmen in Deutschland nimmt geringfügig zu: DAX-30-Unternehmen mit größerer Dynamik. *DIW-Wochenbericht*, 80: 3. Zugriff am 30. November 2015 unter [www.diw.de/documents/publikationen/73/diw\\_01.c.414310.de/13-3-1.pdf](http://www.diw.de/documents/publikationen/73/diw_01.c.414310.de/13-3-1.pdf).
- Jasper, U.; Recke, B., Freifrau von der (2010). Ausschreibungspflicht sozialer Dienstleistungen – Kostendruck versus Qualität? *Kirche & Recht. Zeitschrift für die kirchliche und staatliche Praxis*, 1/2010, 105–112.
- McCrudden, C. (2007). *Buying Social Justice. Equality, Government Procurement, & Legal Change*. Oxford: Oxford University Press.
- OECD (2015): *Government at a Glance 2015*. Paris: OECD Publishing.
- Pollitt, C.; Bouckaert, G. (2011). *Public Management Reform. A comparative Analysis: New Public Management, Governance, and the Neo-Weberian State*. Oxford: Oxford University Press.
- Sack, D.; Sarter, E. K. (2015). Öffentliche Aufträge und sozialpolitische Ziele. *Gesellschaft. Wirtschaft. Politik. Sozialwissenschaften für politische Bildung*, 64(3), 369–380.
- Sarter, E. K. (im Erscheinen). The Legal Framework of Contracting: Gender Equality, the Provision of Services, and European Public Procurement Law. *Wagadu. Transnational Journal of Gender and Women's Studies*.
- Sarter, E. K.; Sack, D.; Fuchs, S. (2014). Public Procurement as Social Policy? An introduction to social criteria in public procurement in Germany. Bielefeld: Universität Bielefeld, Arbeitsgebiet Vergleichende Politikwissenschaft. Working Paper Comparative Governance, 1. Zugriff am 30. November 2015 unter [www.uni-bielefeld.de/soz/powi/pdf/WPCG01\\_Sarter\\_Sack\\_Fuchs\\_Public\\_Procurement\\_Aug14.pdf](http://www.uni-bielefeld.de/soz/powi/pdf/WPCG01_Sarter_Sack_Fuchs_Public_Procurement_Aug14.pdf).
- Schiek, D.; Dieball, H.; Horstkötter, I.; Seidel, L.; Vieten, U.; Wankel, S. (2002). *Frauengleichstellungsgesetze des Bundes und der Länder: Ein Kommentar für die Praxis*. Köln: Bund-Verlag.
- Statistisches Bundesamt (2015). Verdienstunterschied zwischen Frauen und Männern in Deutschland weiterhin bei 22 %. Pressemitteilung Nr. 099 vom 16.03.2015. Zugriff am 30. November 2015 unter [https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressemitteilungen/2015/03/PD15\\_099\\_621.html](https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressemitteilungen/2015/03/PD15_099_621.html).
- Statistisches Bundesamt (2012). *Frauen und Männer auf dem Arbeitsmarkt. Deutschland und Europa*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt. Zugriff am 30. November 2015 unter <https://www.destatis.de/DE/>

Publikationen/Thematisch/Arbeitsmarkt/Erwerbstaetige/BroeschuereFrauenMaennerArbeitsmarkt0010018129004.pdf?\_\_blob=publicationFile.

- Stratigaki, M. (2004). The Cooptation of Gender Concepts in EU Policies: The Case of „Reconciliation of Work and Family“. *Social Politics*, 11(1), 30–56.
- Verordnung über die bevorzugte Berücksichtigung von Unternehmen bei der Vergabe öffentlicher Aufträge zur Förderung von Frauen im Erwerbsleben (Frauenförderverordnung – FrauFöV) vom 25. April 1996 (GVBl.II/96,

[Nr. 22], 354) geändert durch Verordnung vom 18. Februar 2002 (GVBl.II/02, [Nr. 05], 139).

- Verordnung über die Förderung von Frauen und die Vereinbarkeit von Beruf und Familie bei der Vergabe öffentlicher Aufträge (Frauenförderverordnung – FFV) vom 23. August 1999 (GVBl. 1999, 498), zuletzt geändert durch Verordnung vom 19.07.2011 (GVBl. 362, 467).

#### Kontakt und Information

Dr. E. K. Sarter  
Universität Bielefeld  
Fakultät für Soziologie  
Universitätsstraße 25  
33615 Bielefeld  
eva\_katharina.sarter@uni-bielefeld.de

Doris Freer

## „Gemeinsam sind wir stark?!“ – Frauenforschung im Spannungsfeld von Theorie und Praxis

Für Anne Schlüter zum 65. Geburtstag

### 1 Gemeinsamer Aufbruch in eine neue Zeit

März 1979 – 1. Frauenforum im Revier<sup>1</sup>: Welche Power, welche Aufbruchstimmung! Tagsüber Arbeitsgruppen, abends rauschende Frauenfeste in Dortmund ... Die Welt gehört uns! – so glaubten wir zumindest – und wollten nun nicht nur die Nacht zurückerobern<sup>2</sup>, sondern forderten auch die Hälfte des Himmels, die Hälfte der Macht.

Anne Schlüter lernte ich in der Nachbereitungsgruppe zum Frauenforum bei Sigrid Metz-Göckel kennen (bei der Vorbereitungsgruppe war ich noch nicht dabei). Anne Schlüter und ich arbeiteten damals beide als Mitarbeiterinnen an unterschiedlichen Lehrstühlen an der Ruhr-Universität Bochum und wir hatten uns bis dahin noch nicht kennengelernt. Nach dem Frauenforum lud sie mich in den AK Wissenschaftlerinnen ein ...

Ich bin der Meinung, dass es Wendepunkte im Leben gibt, die das ganze spätere Leben in neue Bahnen lenken und von Grund auf verändern können. Das Jahr 1979 war ein solcher Wendepunkt in meinem Leben. Von nun an waren Anja Meulenbelt, Marie-Louise Janssen-Jurreit und Margit Twellmann meine „täglichen“ Wegbegleiterinnen. Frauenforschung und Frauenfeste (an den Unis und im Bochumer „Rotthaus“) waren für mich untrennbar miteinander verbunden. Ein neues Lebensgefühl stellte sich ein. Frauenforschungsinhalte waren nicht einfach

ein „Fach“, sondern sie waren nun Bestandteil meiner eigenen Geschichte und meiner eigenen Identität. Nie vergessen werde ich die in den Folgejahren – immer heftig, emotional und mit Leidenschaft für die gemeinsame Sache – geführten Debatten im „Verein für Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen“, dem ich damals als Mitglied beigetreten war. Die Auftritte von Claudia von Werlhoff waren spektakulär. Eine Offenbarung aber war für mich als Historikerin das Historikerinnentreffen in Bielefeld im April 1981, zu dem ich gemeinsam mit Anne Schlüter gefahren war. Spätestens dort aber wurde überdeutlich, mit welchen mächtigen Gegnern und mit welchen Argumenten wir es zu tun hatten: Das Patriarchat ließ die Hüllen fallen.<sup>3</sup> Nun stand auf der Tagesordnung der Geschichte, dass wir „unsere“ Themen und Theorien in den jeweiligen Wissenschaftsbereichen – aber auch gegenüber den Professoren (damals gab es kaum Frauen, also Professorinnen, auf dieser Ebene), bei denen wir arbeiteten und/oder Prüfungen ablegen mussten, – im universitären Alltag platzieren wollten. Und ich bin noch heute stolz darauf, dass ich bei Prof. Dr. Hans Mommsen die erste Studentin war, die im ersten Staatsexamen auch die Geschichte der Frauenbewegung als Prüfungsthema hatte.

Inzwischen arbeiteten Anne Schlüter und ich als wissenschaftliche Mitarbeiterinnen im Sonder-

<sup>1</sup> 20. bis 25. März 1979: 1. Frauenforum im Revier. Frauen begreifen ihren Alltag, Selbstverlag [Dortmund, 1979].

<sup>2</sup> „Wir erobern uns die Nacht zurück!“ war ein Slogan der damaligen Frauenbewegung, der sich in erster Linie auf das Thema Gewalt gegen Frauen bezog.

<sup>3</sup> Für einen umfangreichen Bericht zu diesem Kongress vgl. den gesamten Band „Frauengeschichte. Dokumentation des 3. Historikerinnentreffens in Bielefeld, April 1981“, Reihe: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Heft 5, München (Verlag Frauenoffensive) 1981. – Zum sog. „Historikerstreit“ vgl. Schmidt, Uta C., Das Netzwerk Frauenforschung NRW. Ein Beitrag zur Bildungs- und Wissenschaftsgeschichte, in: Geschichte im Westen, Zeitschrift für Landes- und Zeitgeschichte, Hg. v. Sabine Mecking u. a., Jg. 29 (2014), S. 140.

forschungsbereich 119 „Wissen und Gesellschaft im 19. Jahrhundert“ an der Ruhr-Universität Bochum und versuchten, auch dort die Frauenforschung zu platzieren – ich z. B. arbeitete u. a. an einem Lexikonprojekt zur Biedermeierliteratur bei Prof. Dr. Paul Gerhard Klusmann, der es akzeptierte, dass ich schwerpunktartig die Biografien speziell der Autorinnen (immerhin mehr als hundert) schrieb und analysierte. Eine eigene Veröffentlichung aber resultierte daraus nicht. Meine erste Buchpublikation habe ich Anne Schlüter zu verdanken. Sie bot mir an, einen Aufsatz in dem von ihr und Annette Kuhn 1985 herausgegebenen „Lila Schwarzbuch“ zu veröffentlichen.<sup>4</sup> Bereits 1981 hatte sie mich motiviert, einen Artikel zur Geschichte des Frauenwahlrechts in Deutschland zu schreiben und in der von ihr herausgegebenen Sondernummer des Sozialethischen Informationsdienstes<sup>5</sup> zu veröffentlichen, und auch etliche Jahre später bot sie mir die Möglichkeit, einen Artikel zur Bedeutung der historischen Frauenforschung für die strategische Arbeit kommunaler Gleichstellungsstellen in „metis“, der Zeitschrift für historische Frauenforschung und feministische Praxis<sup>6</sup>, zu veröffentlichen. Damals hatten wir, jedenfalls nach meiner Einschätzung und nach meiner Erinnerung, grundsätzlich gemeinsame Ziele:

- Als Wissenschaftlerinnen war es unser Ziel, die Frauenforschung auf allen Ebenen und in allen Bereichen – auch gegen Widerstände aller Art – durchzusetzen, und
- als Feministinnen und als Teil der (autonomen) Frauenbewegung wollten wir, so ging es mir jedenfalls, zur Beseitigung des Patriarchats beitragen und die durch das Geschlecht determinierten Machtstrukturen in unserer Gesellschaft offenlegen und verändern.

## 2 Die Wege trennen sich ...

1983 lief mein damaliger Zeitvertrag im Sonderforschungsbereich aus und ich absolvierte das 2. Staatsexamen für das Lehramt am Gymnasium, allerdings zunächst nur mit der Absicht, anschließend an die Universität zurückzukehren. Dies gestaltete sich aber schwieriger als gedacht. Massiv mit der gesellschaftlichen Realität von Arbeitslosigkeit und Arbeitsplatzsuche konfrontiert, entschloss ich mich 1985, nun schon 33 Jahre alt, nicht mehr in eine auf Dauer nervenaufreibende Zeitvertragssituation an die Universität zurückzukehren, und begab mich auf Stellensuche, während Anne Schlüter promovierte. In dieser Situation war es für mich ein großer Glücksfall, dass in NRW eine Gründungswelle sog. Gleichstellungsstellen einsetzte. Ich bewarb

mich in einigen Städten, wurde in Duisburg unter 305 Bewerberinnen (und einem Bewerber) ausgewählt und leite seitdem das kommunale Frauenbüro<sup>7</sup>. Damit gehöre ich zu den ersten kommunalen Frauen- bzw. Gleichstellungsbeauftragten in der Bundesrepublik<sup>8</sup> – übrigens mit einem Arbeitsvertrag als wissenschaftliche Mitarbeiterin. Mein Aufgabenspektrum, das auf rechtlichen Grundlagen<sup>9</sup> basiert, umfasst(e) strategische und wissenschaftliche Aufgaben:

- im verwaltungsexternen Bereich die Analyse aller kommunalen Politikfelder im Hinblick auf die Gleichberechtigung der Frauen in meiner Kommune, davon ausgehend die Entwicklung von Handlungsbedarfen, Strategien und Einzelorderungen zur Durchsetzung der Gleichberechtigung der Frauen; Anlaufstelle für Ratsuchende in Gleichstellungsfragen; Kooperation mit frauenrelevanten Einrichtungen, Frauengruppen, Vereinen, Verbänden, Politik und Gewerkschaften sowie ggf. dem aus aktuellen Anlässen heraus resultierenden Aufbau von Kooperations- und Vernetzungsstrukturen; Durchführung von Informationsveranstaltungen; Verfassen oder Initiierung von Veröffentlichungen zu unterschiedlichen Themen, Erarbeitung von Ratsvorlagen; Erstellung von Informationsmaterial und Öffentlichkeitsarbeit und
- bezogen auf den verwaltungsinternen Bereich die Umsetzung der Frauenförderrichtlinie NRW<sup>10</sup> und später, ab 1999, des Landesgleichstellungsgesetzes NRW, in der Funktion als verwaltungsinterne Frauen-/Gleichstellungsbeauftragte für die knapp 6.000 Beschäftigten der Duisburger Verwaltung.

Aufgabenspektrum, Kompetenzen, Zuständigkeiten, Funktion und Bedeutung der kommunalen Gleichstellungsbeauftragten im städtischen Gesamtgefüge werden dadurch deutlich, dass sie im Laufe der Jahre zunehmend in wichtige (und hochkarätige) Gremien berufen wurden, z. T. auch auf Initiative von Frauengruppen o. Ä. Hier agieren die kommunalen Frauen-/Gleichstellungsbeauftragten als Interessenvertretung für frauenrelevante Belange und haben die Aufgabe und das Ziel, frauenrelevante Forderungen – z. T. auf der Basis von Ergebnissen der Frauen-/Genderforschung – zu entwickeln, in das jeweilige Gremium einzubringen und nach Möglichkeit durchzusetzen.

In Duisburg z. B. ist die Frauenbeauftragte stimmberechtigtes Mitglied im Kriminalpräventiven Rat „Arbeitskreis Kriminalitätsvorbeugung“, in der Kommunalen Gesundheitskonferenz, im Beirat für Stadtentwicklung/-gestaltung, im „Konsul-

<sup>4</sup> Vgl. Freer, Doris, Art. „Eine Verteidigung der Rechte der Musen, oder: Die Diskriminierung der Schriftstellerin und Wissenschaftlerin in der Germanistik“, Düsseldorf 1986, S. 138ff.

<sup>5</sup> Vgl. Freer-(Zumdick), Doris, *Mulier in ecclesia nec taceat!* – Der Kampf um das Frauenwahlrecht in Deutschland, in: *Sozialethischer Informationsdienst*, Sonderheft Nr. 4, Bochum 1981, S. 4ff.

<sup>6</sup> Freer, Doris, *Fraugeschichte als Strategie für kommunale Gleichstellungsstellen*. Reflexionen zu Gerda Lerner, Art. in: *metis*. Zeitschrift für historische Frauenforschung und feministische Praxis, 5. Jg. (1996), H. 9, S. 75ff.

<sup>7</sup> Zur Bezeichnung „Frauenbüro“: Damals wurden die Begriffe „Gleichstellungsstelle“ und „Frauenbüro“ nahezu synonym gebraucht. In Duisburg war die Bezeichnung dieser neuen Institution im Ratsbeschluss zur „Einrichtung einer Gleichstellungs-Stelle“ (vom 18. März 1985) festgeschrieben. Auf meine Initiative hin – und mit Unterstützung aus der Politik – erhielt ich durch Ratsbeschluss vom 02.10.1995 die Genehmigung, dass die Gleichstellungsstelle künftig auch als „Frauenbüro der Stadt Duisburg“ bezeichnet werden durfte.

<sup>8</sup> Näheres dazu s. die Internetseite des Referats für Gleichberechtigung und Chancengleichheit/Frauenbüro der Stadt Duisburg ([http://intra.dui.stadt-duisburg.de/vv/ob\\_3/index.php](http://intra.dui.stadt-duisburg.de/vv/ob_3/index.php), abgerufen am 09.11.2015).

<sup>9</sup> Vgl. die Gemeindeordnung NRW (§ 5), die daraus abgeleitete Hauptsatzung der Stadt Duisburg und schließlich das Landesgleichstellungsgesetz NRW. Die einzelnen Aufgabenfelder sind im Ratsbeschluss zur „Einrichtung einer Gleichstellungsstelle“ vom 18.03.1985 im Detail aufgeführt. Zu den rechtlichen Grundlagen insgesamt siehe das von der LAG NRW entwickelte und publizierte Informationsblatt „Querschnittsaufgabe Frauenpolitik. Ausgewählte rechtliche Grundlagen, zusammengestellt von den Sprecherinnen der Landesarbeitsgemeinschaft kommunaler Frauenbüros/ Gleichstellungsstellen Nordrhein-Westfalen“ auf der Internetseite der LAG NRW ([www.frauenbueros-nrw.de](http://www.frauenbueros-nrw.de), abgerufen am 09.11.2015).

<sup>10</sup> Siehe nächste Seite.

tationskreis Klimaschutzkonzept Duisburg“, im Beirat des Jobcenters und in unterschiedlichen Gremien der regionalisierten Strukturpolitik (z. B. als Mitglied im Lenkungskreis und Vorsitz des „Facharbeitskreis Gleichstellung der Region Niederrhein“).

Hier werden die fachlichen Herausforderungen und die Themenvielfalt des Zuständigkeitsbereichs kommunaler Frauen- bzw. Gleichstellungsbeauftragter deutlich. Der größte Unterschied zur Arbeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität im Vergleich zur kommunalen Praxis als Frauenbeauftragte ist der, dass nicht mehr die Erforschung von – fachspezifischem – Wissen im Vordergrund steht, sondern die Einarbeitung in eine Vielzahl von Wissensbereichen und die Entwicklung von daraus resultierendem Handlungsbedarf auf kommunaler Ebene. Darüber hinaus hat die Implementierung von Forschung im Kontext der Aufgaben einer kommunalen Gleichstellungsstelle, d. h. auch: einer städtischen Dienststelle, eine andere Funktion, die es zu erschließen galt. Dies sei am Beispiel der historischen Frauenforschung verdeutlicht.

### 3 Kommunale Frauengeschichte – über die Sicherung, Distribution und Popularisierung historischer Frauenforschung

Im Kontext der Öffentlichkeitsarbeit für die Durchsetzung der Gleichberechtigung vor Ort kommt der Frauengeschichte einer Kommune eine wesentliche Funktion zu. Anders als ihre Erforschung im universitären Bereich ist sie unter dem Gesichtspunkt der Sicherung, Distribution und Popularisierung von Wissen strukturell in den Kontext des Aufgabenspektrums einer Frauen-/Gleichstellungsbeauftragten bzw. der Kommune mit deren geschichtsrelevanten Einrichtungen zu implementieren<sup>11</sup>, wie dies z. B. in Duisburg erfolgt:

In Duisburg wurde von mir das erste Frauengeschichtsbuch einer kommunalen Gleichstellungsstelle zur lokalen Frauengeschichte<sup>12</sup> herausgegeben – wen wundert es, außer mir gab es bis dahin auch keine Historikerin in den Reihen der kommunalen Gleichstellungsbeauftragten<sup>13</sup>. Vor dem Hintergrund meiner strategischen Aufgabe der Herbeiführung eines Bewusstseinswandels und der Öffentlichkeitsarbeit in Richtung Durchsetzung der Gleichberechtigung der Frauen konnte ich nunmehr mein im Kontext des Geschichtsstudiums und der Mitarbeit im Sonderforschungsbereich 119 erarbeitetes Wissen sowie die durch das Referendariat erworbenen didaktischen Kenntnisse gezielt für meine Vorhaben zur Duisburger Frauengeschichte einsetzen:

Zunächst entwickelte ich das Konzept für ein ABM-Projekt „Frauen machen Geschichte“, das zwei Jahre lang beim Frauenbüro Duisburg angesiedelt war<sup>14</sup>, in den Folgejahren organisierte ich eine – übrigens sehr gut besuchte – Vorlesungsreihe zur Geschichte von Frauen in Duisburg im Duisburger Rathaus. Strukturell implementiert wurde die Thematik dadurch, dass – auf meine Initiative hin – im Stadtarchiv ein sog. „Bestand Frauengeschichte“ eröffnet wurde, von mir verbunden mit der Absicht, ab sofort die Möglichkeit für Frauengruppen und Einwohnerinnen zu verbessern, die eigene Geschichte zu sichern. Wenn zeitlich möglich, führte ich Stadtrundfahrten zur Duisburger Frauengeschichte durch, die neben der Verbreitung historischen Wissens auch mit der Intention verbunden waren, Interessierte zu vernetzen. Zuletzt wandte ich mich erneut mit einem Aufruf an die Duisburger Frauengruppen, Fraueneinrichtungen und -vereine, an das Duisburger Frauennetzwerk Agenda 21 und gezielt an die Öffentlichkeit, diesmal mit Unterstützung der Bezirksämter, mit der Bitte, frauengeschichtliche Dokumente dem Stadtarchiv zur Verfügung zu stellen. Flankierend dazu berief ich ein Expertinentreffen zur „Duisburger Frauengeschichte“<sup>15</sup> ein, an dem auch das Kultur- und Stadthistorische Museum und das Stadtarchiv beteiligt waren – und an dem auch Anne Schlüter auf meine Bitte hin teilnahm und uns beratend zur Seite stand. Als Ergebnis der Gesamtkaktion konnten erneut etliche weitere Unterlagen zur Duisburger Frauengeschichte gesichert werden.

### 4 Neue Frauennetzwerke und durchgreifende Erfolge – die Philosophie der nachhaltigen gesellschaftlichen Entwicklung

Mit dem Aufkommen der Philosophie der nachhaltigen gesellschaftlichen Entwicklung auf der Basis der Agenda 21 gelang auch überregional ein erneuter frauenpolitischer Aufbruch in Nordrhein-Westfalen. Die Agenda 21 bezieht als erstes weltweites, von 189 Staaten unterzeichnetes Dokument die Frauenpolitik auf breiter Basis mit ein – als Querschnittsaufgabe für die unterschiedlichsten Politikbereiche, in einem eigenen Kapitel (24), dem „Globalen Aktionsplan für die Erzielung einer nachhaltigen und gerechten Entwicklung für Frauen“ und auch im Kontext der Aufgaben und Initiativen der Kommunen (Kap. 28). Es handelt sich hier um einen Völkervertrag von größter Bedeutung für die Erzielung einer zukunftsfähigen Entwicklung und nach meiner Auffassung auch für die Durchsetzung der Ziele von

<sup>10</sup> Dazu mehrere Artikel in „Mehr als nur gleicher Lohn!“. Handbuch zur beruflichen Förderung von Frauen, hg. v. Herta Däubler-Gmelin, Heide M. Pfarr und Marianne Weg, Hamburg 1985.

<sup>11</sup> Dazu vgl. Freer, Doris, Frauengeschichte als Strategie für kommunale Frauengleichstellungsstellen zur Durchsetzung frauenpolitischer Interessen. Reflexionen zu Gerda Lerner, Art. in: metis, Zeitschrift für historische Frauenforschung und feministische Praxis, 5. Jg. (1996), H. 9, S. 75ff.

<sup>12</sup> Vgl. Freer, Doris, Frauengeschichtsschreibung. Eine Forschungslücke wird offensichtlich, Art. in: 25 Jahre LAG, Hg. Landesarbeitsgemeinschaft kommunaler Frauenbüros/Gleichstellungsstellen NRW, Düsseldorf 2012, S. 73–77. Es handelt sich hier um eine Untersuchung zu den Frauengeschichtsprojekten kommunaler Frauenbüros/Gleichstellungsstellen in NRW einschl. einer Gesamtübersicht (aktualisierte Übersicht s. Internetseite der LAG NRW, www.frauenbueros-nrw.de/Publikationen.htm#top, abgerufen am 09.11.2015).

<sup>13</sup> Frauen machen Geschichte. Materialien zur Duisburger Frauengeschichte, Hg. Stadt Duisburg, Gleichstellungsstelle für Frauenfragen, Duisburg (1. Auflage) 1991. Im Jahre 2000 wurde von mir das zweite Duisburger Frauengeschichtsbuch herausgegeben: „Von Griet zu Emma. Beiträge zur Geschichte von Frauen in Duisburg vom Mittelalter bis heute“, Hg. Stadt Duisburg, Frauenbüro, Duisburg (1. Auflage) 2000.

<sup>14</sup> 1988/1989.

<sup>15</sup> Dieses fand am 04.11.2010 statt.

Frauenpolitik auf breiter Basis – in der einzelnen Kommune, national und letztlich weltweit. In diesem Kontext entstanden intensive Arbeitskontakte von Wissenschaftlerinnen der unterschiedlichen Disziplinen, die im Rahmen ihrer beruflichen Tätigkeit – sei es in einem Ministerium, in einer Kommune oder im Bereich der Nichtregierungsorganisationen – eine Affinität zur Nachhaltigkeitsthematik herstellen konnten. Das gemeinsame Ziel war die Umsetzung und Durchsetzung der Philosophie der Nachhaltigkeit aus Frauensicht u. a. auch auf kommunaler und NRW-Landesebene.<sup>16</sup>

Wie kam es dazu? Impulsgebend waren frauenrelevante Institutionen von „NGO-Seite“ (Nichtregierungsorganisationen) und von „Regierungsseite“, um die Terminologie der Agenda 21 zu gebrauchen, gleichermaßen: Nahezu zeitgleich (ab 1996) wurde dieses Thema vom Verein Life e. V. – Bildung-Umwelt-Chancengleichheit (Frankfurt/Berlin) und dessen Protagonistin Ulrike Röhr, von der damaligen Gleichstellungsbeauftragten des NRW-Umweltministeriums, Dr. Ingrid Wallfahrt, und von der Konferenz der Frauenbeauftragten beim Städtetag NRW auf die Tagesordnung der Geschichte gesetzt.<sup>17</sup> In etlichen Kommunen wurden Lokale-Agenda-21-(LA 21-)Konzepte und -Projekte von den kommunalen Frauen-/Gleichstellungsbeauftragten initiiert und realisiert.<sup>18</sup>

Als Landesarbeitsgemeinschaft kommunaler Frauenbüros/Gleichstellungsstellen NRW (LAG NRW) wurden wir zunehmend von der damaligen Frauenministerin, Ilse Ridder-Melchers, und der jetzigen Emanzipationsministerin, Barbara Steffens, in wichtige landespolitische Vorhaben einbezogen, z. B. erhielten wir die Möglichkeit, zu verschiedenen Gesetzesvorhaben Stellungnahmen abzugeben. Diese Einbeziehung erfolgte – damals im Kontext der NRW-Landesagenda – auch durch das NRW-Umweltministerium mit der damaligen Umweltministerin Bärbel Höhn. Nun stand die LAG NRW vor der Herausforderung, Strukturen zu schaffen, die es ermöglichten, einerseits unsere Kolleginnen der NRW-Kommunen zu beteiligen, andererseits Ansprechpartnerinnen für die Ministerien zu implementieren. Für den Themenkomplex der Nachhaltigkeit – bzw. der Agenda 21 (LA 21) – aus Frauensicht schufen wir die Funktion der „Landeskoordinatorin für die LA 21 aus Frauensicht“, die mir 1997 als Landessprecherin der LAG NRW übertragen wurde. Damit hatten wir als LAG NRW erreicht, dass wir LAG-seitig eine Repräsentantin und Ansprechpartnerin für das Ministerium strukturell implementiert hatten.

In NRW gelang es, ein Vernetzungssystem der kommunalen Frauen-/Gleichstellungsbeauftragten

zum Thema LA 21 aus Frauensicht aufzubauen und wir erreichten es, in alle wichtigen Prozesse zur Landesagenda NRW einbezogen zu werden. Dafür erarbeiteten wir LAG-Grundsatzpapiere und -Stellungnahmen. In fachlichen Fragen aller Art wurden wir bei Bedarf von der Gleichstellungsbeauftragten des NRW-Umweltministeriums unterstützt, die darüber hinaus Fachtagungen zur o. g. Thematik ausrichtete und Projekte initiierte. Ich selbst fungierte in meiner Sprecherinnenfunktion als Ansprechpartnerin für die Landesregierung NRW und wurde in wesentliche Nachhaltigkeitsprojekte bzw. Nachhaltigkeitsprozesse eingebunden, sodass es schließlich gelang, die Frauenpolitik auf breiter Basis in die Landesagenda 21 NRW zu verankern. Erneut als LAG-Sprecherin wiedergewählt und erneut für Nachhaltigkeitsthemen zuständig, konnten in jüngster Zeit weitere durchschlagende frauenpolitische Erfolge erzielt werden:

#### 4.1 Klimaschutzgesetz Nordrhein-Westfalen

Auf die Initiative der LAG NRW hin<sup>19</sup> gelang es, dass nunmehr ein Gender-Mainstreaming-Kapitel in die Begründung zum Klimaschutzgesetz NRW (vom Landtag NRW am 19. Januar 2013 beschlossen und verkündet) aufgenommen wurde. Hier heißt es nun in der Begründung zum Klimaschutzgesetz NRW unter Punkt H:

*„Das Klimaschutzgesetz und die mit ihm verbundenen Maßnahmen können Auswirkungen auf die Gleichstellung von Frauen und Männern haben. Diese gilt es im Rahmen der Entwicklung des Klimaschutzplans zu überprüfen und gegebenenfalls zu berücksichtigen. Durch entsprechende Einbindung von mit dem Thema befassten Gruppen und Institutionen in Nordrhein-Westfalen im Rahmen der Erstellung des Klimaschutzplans und im Klimaschutzrat soll dies gewährleistet werden.“*

#### 4.2 Klimaschutzplan Nordrhein-Westfalen

Ein Ergebnis war, dass ich als Repräsentantin LAG NRW in den „Koordinierungskreis Klimaschutzplan NRW“ berufen wurde. Dies war aber nicht unsere Absicht gewesen; vielmehr hatten wir unsere Initiative mit der Hoffnung verbunden, dass eine Wissenschaftlerin mit universitärem Hintergrund aktuelle Forschungsergebnisse aus der Frauen- und/oder Genderforschung im Bereich Nachhaltigkeit (z. B. aus den Naturwissenschaften oder der Geographie) hätte einbringen können. Dennoch gelang es auf unsere Initiative hin, dass frauenrelevante bzw. Genderaspekte in den am 16. Juni 2015 vom Landtag NRW verabschiedeten Klimaschutzplan NRW

<sup>16</sup> Vgl. Lokale Agenda 21. Frauen gestalten Umwelt und Zukunft, Hg. Ministerium Umwelt, Raumordnung und Landwirtschaft des Landes Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf 1997. – Frauenaktivitäten zur Lokalen Agenda 21. Beispiele aus Kommunen und Erfahrungen der Akteurinnen, Hg. Ministerium Umwelt, Raumordnung und Landwirtschaft des Landes Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf 1998. – Dazu s. a. Schachtner, Christina, Architektinnen der Zukunft. Lokale Frauennetze im Kontext der Globalisierung, München 2005.

<sup>17</sup> Vgl. Freer, Doris, „Think global – act local!“ Agenda 21 – Frauen und Nachhaltigkeit, in: 25 Jahre LAG NRW, a. a. O., S. 60ff.

<sup>18</sup> Ebd.

<sup>19</sup> Dabei wurden wir unterstützt und beraten von der in Berlin angesiedelten „Leitstelle Gender-Umwelt-Nachhaltigkeit“ ([www.genanet.de](http://www.genanet.de)), von Ulrike Röhr und der Gleichstellungsbeauftragten des NRW-Umweltministeriums, Ingrid Köth-Jahr. Eine weitere frauenrelevante Stellungnahme wurde eingereicht vom Ökumenischen Netzwerk „Frauen und Klimagerechtigkeit“, Katja Breyer, Projektstelle Klimagerechtigkeit, Amt für Mission, Ökumene und kirchliche Weltverantwortung (MÖWe)/Dortmund.

aufgenommen wurden. Dafür waren intensive Vorarbeiten, stringente Mitarbeit und Durchsetzungsfähigkeit der LAG NRW im Koordinierungskreis notwendig. Ein Zusammenwirken mit einer Wissenschaftlerin aus dem Hochschulbereich im Koordinierungskreis hätte sicherlich zu noch weiterführenden Ergebnissen geführt, allerdings ist es als ein großer Erfolg zu werten, dass die Frauenpolitik als Querschnittsaufgabe in den Klimaschutzplan NRW<sup>20</sup> aufgenommen wurde:

*„Gender Mainstreaming. Die Landesregierung verfolgt das Querschnittsziel einer geschlechtergerechteren Gesellschaft. Die Umsetzung des Klimaschutzplans kann Auswirkungen auf die Gleichstellung von Frauen und Männern haben. Durch entsprechende Einbindung von mit dem Thema befassten Gruppen und Institutionen in Nordrhein-Westfalen im Rahmen der Erstellung des Klimaschutzplans wurde dies bei der Entwicklung des Klimaschutzplans gewährleistet. Auch bei der konkreten Ausgestaltung und Umsetzung der Maßnahmen sowie bei der Umsetzung des Klimaschutzplans insgesamt wird die Landesregierung mögliche geschlechterspezifische unterschiedliche Wirkungen beachten, um gegebenenfalls frühzeitig gegensteuern zu können und etwaige Benachteiligungen zu vermeiden.“ (S. 233)*

#### 4.3 Nachhaltigkeitsstrategie für Nordrhein-Westfalen

In den vergangenen Monaten stand erneut ein wichtiges Landesvorhaben von außerordentlicher Bedeutung auf der Tagesordnung der Geschichte. Erneut nutze die LAG NRW die Chance, dezidierte frauenpolitische Forderungen in die Nachhaltigkeitsstrategie für Nordrhein-Westfalen, die am 29. September 2015 von der Landesregierung NRW verabschiedet wurde, nach dem selben System wie im Kontext des Klimaschutzes dargestellt, einzubringen; denn die Nachhaltigkeitsstrategie hat aus Sicht der LAG eine für Nordrhein-Westfalen weitreichende gesellschaftspolitische Relevanz. Als wichtigstes Ergebnis ist das Folgende zu nennen: Im Regierungsentwurf in der vorläufigen Fassung vom 23. Juni 2014 war lediglich der Gender-Mainstreaming-Aspekt als „ein wichtiger strategischer Ansatz nachhaltiger Regierungsführung“ einbezogen. Dezidierte frauenpolitische Forderungen aber fehlten. Daher entwickelte die LAG NRW eine Stellungnahme bzw. ein Forderungspapier (vom 29. Juni 2014) unter dem Titel „Anforderungen an eine Nachhaltigkeitsstrategie in NRW aus frauenpolitischer Sicht: Verbesserungsvorschläge bzw. Handlungsempfehlungen der LAG kommunaler Frauenbüros/Gleichstellungsstellen

NRW zum Strategiepapier „Auf dem Weg zu einer Nachhaltigkeitsstrategie für Nordrhein-Westfalen“ (Beschluss der Staatssekretärskonferenz v. 23.06.2014 – vorläufige Fassung)<sup>21</sup>.

Zusätzlich zum Prinzip des Gender Mainstreaming bzw. der Geschlechtergerechtigkeit sind nunmehr dezidierte frauenpolitische Forderungen der LAG NRW in die „Nachhaltigkeitsstrategie NRW“, die am 29. September 2015 vom Landtag NRW verabschiedet wurde, aufgenommen: in den Kontext der Stadt- und Quartiersentwicklung, in den Sozialbereich (Verringerung des Armutsrisikos von Frauen), in den Bereich der Arbeitsmarkt- bzw. Beschäftigungspolitik sowie in das Kapitel zu einem nachhaltigen Beschaffungswesen.<sup>22</sup>

Im Zusammenhang mit den oben ausgeführten Landesprojekten haben wir es erreicht, die Frauenpolitik, feministische Inhalte und Forderungen in gesellschaftlich relevante, zukunftsfähige Prozesse und politische (Zukunfts-)Konzepte zu implementieren – durch die Schaffung neuer Frauennetzwerke und durch die gezielte Nutzung unserer institutionellen Handlungsspielräume, Rechte, Möglichkeiten und Funktionen.

Erfolgreich waren wir auch dadurch, dass es uns gelungen war, effektive und interdisziplinär arbeitende Kooperationsbeziehungen im Frauenbereich – über Institutionsgrenzen hinweg – aufzubauen und sie für frauenpolitische Vorhaben zu nutzen und entsprechende Strukturen mit unserem System der Implementierung gewählter Landessprecherinnen aufzubauen, die es ermöglichen, dass wir als Repräsentantinnen der LAG NRW in Einzelprojekte und Prozesse des Landes NRW einbezogen werden konnten.

#### 5 Parallelwelten Frauen-, Geschlechter-, Genderforschung, Frauen- und Gleichstellungspolitik

Sämtliche Ergebnisse wurden von der LAG NRW<sup>23</sup>, NRW-landesseitig auf den speziellen Internetseiten, z. B. zur Nachhaltigkeitsstrategie, oder, bezogen auf den Kontext der Agenda 21, in mehreren Publikationen einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht. So lud mich Anne Schlüter ein, die Agenda 21 in der Zeitschrift „metis. Zeitschrift für historische Frauenforschung und feministische Forschung“ vorzustellen und so Frauenbewegung/Frauenforschung in feministischer Theorie und Praxis wieder zusammenzuführen.

Von der Seite der akademischen Frauenforschung wurden alle diese Thesen und Publikationen der Landesregierung, der LAG NRW oder auch meine eigenen Veröffentlichungen kaum zur Kenntnis genommen. Ausnahmen

<sup>20</sup> Vgl. Klimaschutzplan Nordrhein-Westfalen (Fassung vom 12. Juni 2015), Kap. Gender Mainstreaming, S. 233.

<sup>21</sup> Die Stellungnahme s. Internetseite der LAG NRW unter Stellungnahmen ([www.frauenbueros-nrw.de/Stellungnahmen.htm#Anchor-60270](http://www.frauenbueros-nrw.de/Stellungnahmen.htm#Anchor-60270), abgerufen am 09.11.2015).

<sup>22</sup> Dazu „Entwurf einer Nachhaltigkeitsstrategie für Nordrhein-Westfalen, Hg. Ministerium für Klimaschutz, Umwelt, Landwirtschaft, Natur und Verbraucherschutz des Landes Nordrhein-Westfalen (MKULNV NRW), September 2015, S. 7, S. 21, S. 29, S. 30, S. 33 und S. 37 – s. [www.nachhaltigkeit.nrw.de](http://www.nachhaltigkeit.nrw.de) oder [www.umwelt.nrw.de](http://www.umwelt.nrw.de), abgerufen am 09.11.2015.

<sup>23</sup> Vgl. Freer, Doris, Art. „Think global – act local!“, a. a. O. – Freer, Doris, Die Agenda 21 als historische Chance für die Frauen- und Gleichstellungspolitik, Art. in: metis. Zeitschrift für historische Frauenforschung und feministische Praxis, 10. Jg. (2003), H. 20, S. 93ff.

bestätigen die Regel, wie jenes 2014 unter der Herausgeberschaft von Anne Schlüter publizierte Heft der Zeitschrift GENDER zum Thema „Gleichstellung als Beruf.“<sup>24</sup> Dies ist umso bedauerlicher, als damit von der Frauen-/Genderforschung die Chance verspielt wurde, sich in aktuelle, frauenpolitisch relevante Prozesse von landesweiter Bedeutung einzubringen, ganz im Gegensatz etwa zu Forschungseinrichtungen bzw. (männlichen) Lehrstuhlinhabern aus dem Umweltschutzbereich. Dies gilt auch für die umfangreichen öffentlichen Beteiligungsprozesse, die über die Sitzungen der o. g. Gremien hinaus für Stellungnahmen aller gesellschaftlich relevanten AkteurlInnen offen waren. Warum die Frauen- bzw. Genderforschung sich nicht beteiligte, vermag ich nicht zu beurteilen – dies mag inhaltliche oder strukturell bedingte Ursachen haben. Im Interesse der Sache – Durchsetzung der Frauenpolitik, Berücksichtigung von Frauenbelangen in allen Diskursen – wäre aus meiner Sicht eine Mitwirkung von Hochschulfrauen als Repräsentantinnen der Forschung wichtig, wenn nicht sogar dringend geboten gewesen.

### 5.1 Frauenpolitik darf nicht im Mainstream untergehen!

Auch das Spannungsverhältnis von Gender-Mainstreaming-/Diversity-Strategie versus Feminismus/Frauenpolitik hat nach meiner Auffassung mittlerweile zu einer massiven Schwächung der Frauenbewegung geführt. Nach meiner Einschätzung wohnt dadurch der aktuellen Frauenbewegung ein Konfliktpotenzial inne, das es im Interesse der Gleichberechtigung der Frauen als dem gemeinsamen Ziel dringend aufzulösen gilt. Diese Kontroversen erinnern an die frauenpolitischen Richtungskämpfe vergangener Frauenbewegungen: Bereits die „alte“ Frauenbewegung des ausgehenden 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts ist durch eine Spaltung in die Richtung der sozialistischen/proletarischen und der bürgerlichen Frauenbewegung gekennzeichnet, die unterschiedliche Ziele mit unterschiedlichen Strategien verfolgten. In der Frauenbewegung der 1980er Jahre führten unterschiedliche Ansätze um die Frage nach dem „Haupt- und Nebenwiderspruch“ zu harten Auseinandersetzungen. Es ging auf der Basis der marxistischen Gesellschaftstheorie um die Frage, ob die Unterdrückung der Frauen ein Nebeneffekt, „Nebenwiderspruch“ oder eine notwendige Voraussetzung, der „Hauptwiderspruch“, des Kapitalismus sei. Von Seiten des Feminismus wurde demgegenüber die Unterdrückung der Frau durch das patriarchalische Gesellschaftssystem als Hauptwiderspruch der

Gesellschaft, der alle Klassen und sozialen Gruppen betraf, angesehen.<sup>25</sup>

Die heutigen Richtungsstreitigkeiten manifestieren sich im Spannungsfeld von Frauenpolitik/Frauenförderung einerseits und Gender Mainstreaming/Diversity-Ansatz andererseits. In Bezug auf die gesellschaftliche Praxis aber ist dies nicht nur ein abstraktes theoretisches Problem, sondern es geht auch um Verteilungs- und Machtkämpfe – um Ressourcenverteilung. Und es bleibt festzuhalten: Eine auf den Gender-Mainstreaming-Ansatz fokussierte Politik kann massive *Auswirkungen zum Nachteil der Frauen und Mädchen* nach sich ziehen. Dazu folgende Beispiele:

In der 349. Sitzung des Präsidiums des Deutschen Städtetages (DST) am 8./9. Juni 2004<sup>26</sup> wurde unter der Überschrift „Gender Mainstreaming-Methode systematischer Folgenbewertung bei kommunaler Rechtssetzung (Top 4)“ Folgendes beschlossen:

*„Auf Wunsch zahlreicher Mitgliedsstädte formuliert der DST die Empfehlung, bei relevanten kommunalpolitischen Entscheidungen, insbesondere bei der kommunalen Rechtssetzung, die Beachtung von Gender Mainstreaming durch planmäßige Einführung einer Methode systematischer Folgenbewertung zu fördern.“*

Anschließend wurde das Gesamtpapier in einer Sitzung der Konferenz der Frauenbeauftragten des Städtetages NRW ausführlich besprochen. Es wurde darin eine Chance gesehen, Frauenpolitik flächendeckender, für die Politik transparenter und – mit einem Controllingssystem versehen – überprüfbarer voranzutreiben. Daher wurde in einigen Kommunen – unter Berufung auf den Amsterdamer Vertrag und die o. g. Empfehlung des Städtetags NRW – ein Ratsbeschluss zur Genderprüfung aller Ratsvorlagen herbeigeführt.<sup>27</sup> Nach und nach wurde jedoch deutlich, dass die Einführung der Genderprüfungen eindeutig zu Lasten der ohnehin geringen personellen Ressourcen der Frauenbüros ging, auch wenn die Umsetzung des Prinzips eindeutig als gesamtstädtische Aufgabe definiert war. Über die personellen Ressourcen, d. h. den zusätzlichen Arbeitsaufwand für die Frauenbüros (zusätzliche Stellen gab es nicht), hinaus zeigte sich, dass Gender Mainstreaming missbraucht werden kann, die Frauenpolitik zu schwächen oder gar auszuhebeln. Dies zeigt sich konkret etwa:

- bei der Debatte im Kontext des Themas „Gewalt gegen Frauen“ dann, wenn „Häusliche Gewalt gegen Männer“ oder „Täterbetreuung in Gefängnissen“ in den Vordergrund der Debatte – auch mit entsprechenden Auswirkungen auf die Mittelverteilung – treten;

<sup>24</sup> Vgl. Schlüter, Anne (Hg.), Gleichstellung als Beruf, in: GENDER 1/ 2014 (6. Jg.).

<sup>25</sup> Dazu vgl. Meulenbelt, Anja, Feminismus und Sozialismus, Hamburg 1980. – Janssen-Jurreit, Kap. „Feminismus und Sozialismus: Das hundertjährige Dilemma“, in: Sexismus. Über die Abtreibung der Frauenfrage, München/Wien 1978, S. 219ff.

<sup>26</sup> Zu dem Gesamtkomplex s. Sabisch, Katja, Art. Widersprüche und Widerstände: Soziologische Perspektiven auf Gender, Management, Diversity und Mainstreaming, in: Wissenschaft und Politik gehen Hand in Hand. Gender Mainstreaming im Spannungsfeld zwischen Theorie und Praxis am Beispiel der Stadt Bochum, Studien Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW, Hg. Koordinierungs- und Forschungsstelle Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW, Nr. 20, Essen 2015, S. 103f.

<sup>27</sup> Dazu vgl. Ratsbeschluss der Stadt Duisburg „Systematische Umsetzung des Gender Mainstreaming bei der Stadt Duisburg: 1. Grundsatzbeschluss; 2. Geschlechterdifferenzierung in Drucksachen“, die am 14.03.2005 vom Rat der Stadt beschlossen wurde.

- bei der Mittelvergabe, denn als das Landesprogramm „Selbstbehauptungskurse für Mädchen“ „gedendert“ wurde, wurden vom gemeinsamen Etat insbesondere Jungenkurse beantragt, sodass erheblich weniger Mittel als vorher für Mädchenkurse zur Verfügung standen.
- Oder: In Duisburg wurde kürzlich von einer Gleichstellungsbeauftragten an einer Duisburger Schule verweigert, den vom NRW-Emanzipationsministerium und von der LAG NRW geförderten Mädchenkalender „Mädchenmerker“<sup>28</sup> an ihrer Schule zu verteilen – mit dem Argument, das Frauenbüro/die Gleichstellungsstelle der Stadt habe nicht parallel einen Jungenkalendar entwickelt und herausgegeben.

Vor diesem Hintergrund ist die Implementierung von Frauenpolitik *als Frauenpolitik* in jeweils aktuelle politische Entscheidungen auf Landesebene heute wichtiger denn je.

Nur so ist eine konzeptionelle Grundlage geschaffen, dass bei dem sich zuspitzenden Kampf um öffentliche Mittel die Finanzierung von Frauenberatungsstellen und Frauenprojekten auch weiterhin gewährleistet bleibt. Deshalb ist das Einbringen von frauenpolitischen Positionen – z. B. die Nachhaltigkeitsstrategie NRW – von größter Bedeutung.

## 5.2 Doppelstrategie von Gender Mainstreaming und Frauenförderung

Da Gender Mainstreaming zwar einerseits genutzt werden kann, die Frauenpolitik zu stärken, andererseits aber auch die Gefahr ihrer Schwächung oder gar Aushebelung in sich birgt, wurde von der Konferenz der Frauenbeauftragten des Städtetags NRW folgender Ausweg aus dem Dilemma gefunden. Für die Praxis kommunaler Frauenbüros/Gleichstellungsstellen wurde die These entwickelt, dass künftig eine Doppelstrategie zu empfehlen sei:

- weiterhin die Frauen-/Gleichstellungspolitik als politisches Ziel zu definieren und durchzusetzen
- und darüber hinaus die Nutzung des Gender Mainstreamings als Prinzip, als Methode und als Strategie zu definieren und zu nutzen.

Gemeinsam sind wir stark! – Ein Plädoyer für den Aufbau neuer Kooperations- und Kommunikationsstrukturen in feministischer Theorie und Praxis.

## 5.3 Die Bedeutung der Frauenforschung für die kommunale Praxis

Auf der anderen Seite wäre es gerade für die kommunalen Frauenbüros mit ihrer Aufgabenvielfalt wichtig, über universitäre Forschungsergebnisse in allen Politik- und Themenbereichen, für die sie zuständig sind, aktuell „auf dem Laufenden“ zu sein, und mehr noch: Es wäre sehr hilfreich, wenn die Ergebnisse bisweilen bezüglich ihres erreichten hohen Theorieanspruchs zugunsten der Handhabbarkeit und auch Verständlichkeit – trotz aller notwendigen Fachsprachlichkeit – generell für die kommunale Praxis aufgearbeitet würden, z. B.:

- Was sind konkret die Kriterien für eine frauenfreundliche Stadtplanung?
- Was sind konkret die besonderen Belange von Frauen im Umweltschutz/Klimaschutz und welche Klimaanpassungsmaßnahmen sind – nach Geschlechtern differenziert – konkret zu treffen?
- Welche konkreten Ergebnisse der medizinischen Forschung könnten von der kommunalen Frauen-/Gleichstellungsbeauftragten in die kommunalen Gesundheitskonferenzen transportiert werden?
- Oder: Gibt es einen Referentinnenpool, der der LAG zur Verfügung gestellt werden könnte?
- Gibt es aus der universitären Genderforschung heraus resultierende Ansätze, die plakativ aufzeigen, wie die o. g. „Genderfalle“, die sich zuungunsten der kommunalen Frauenpolitik auswirkt, umgangen werden kann?

Darüber hinaus ist festzustellen: Bisher ergeben sich Kooperationsprojekte von Hochschulen und kommunalen Frauenbüros/Gleichstellungsstellen, die oftmals von Zufällen abhängig sind: Wer kennt wen? Ist in der jeweiligen Stadt eine Universität angesiedelt? Wer verfügt über entsprechende Kontakte und ggf. finanzielle Mittel etc. Das bedeutet: Derzeit gibt es kein strukturell verankertes Vernetzungssystem der Frauenforschung mit der kommunalen Frauenpolitik, die von *allen* genutzt werden könnte. So erhalte ich dank meiner langjährigen individuellen Verbundenheit mit Anne Schlüter immer wieder Publikationen, Links, Hinweise, die sie als Vernetzerin an mich weiterleitet.

## 5.4 Chancen der verstärkten Zusammenarbeit von Universitäten und LAG kommunaler Frauenbüros/Gleichstellungsstellen NRW

Sollten nicht umgekehrt die Möglichkeiten und inzwischen erreichten Einflussmöglichkeiten der

<sup>28</sup> Die speziellen Duisburg-Seiten dieses Kalenders waren unter Federführung des Frauenbüros mit großem Engagement etlicher mit Berufswahlorientierung und Beratung befasster Institutionen und einem Mädchenbildungszentrum entwickelt und jeder Duisburger Schule mit entsprechender Oberstufe vom Frauenbüro zur Verfügung gestellt worden.

LAG NRW auch für die Frauenforschung bzw. die Wissenschaftlerinnen an der Hochschule genutzt werden können? Denkbar wäre, dass wir Informationen zur Existenz wichtiger landesrelevanter Vorhaben weitergeben würden. Dafür müsste allerdings hochschulseitig ein der LAG ähnliches System von entsprechenden Ansprechpartnerinnen etabliert werden. Es ist festzustellen, dass sich die Arbeit und die Arbeitsgebiete der Frauen in Wissenschaft und Praxis in den vergangenen 30 Jahren auf beiden Seiten ausdifferenziert, z. T. stark verändert und zunehmend professionalisiert haben. Gleichzeitig ist zu bedauern, dass auf beiden Seiten Wissensdefizite über die jeweiligen Arbeitsinhalte „der Anderen“ vorliegen. Dieses Phänomen hat mehrere Ursachen:

- das berufliche, wie mir scheint immer mehr zunehmende Arbeitspensum der Einzelnen ermöglicht nur wenige Blicke über den Tellerand,
- der stetige Generationenwechsel hier wie dort,
- Desinteresse,
- mangelnde gegenseitige Anerkennung,
- ideologische Gräben (Gender/Diversity vs. Frauenforschung/Frauenpolitik).

Die Schwächung der Frauenpolitik nimmt zu. Wir leben derzeit in einer Umbruchsituation der Generationen – z. B. erfolgt in Kürze eine Pensionierungswelle von Protagonistinnen im Bereich der Frauenforschung und der Frauenbüros/Gleichstellungsstellen – und auf allen Ebenen gibt es erneute und verstärkt institutionelle Umstrukturierungen im Bereich der ehemaligen Frauenpolitik, die letztlich ihre Schwächung bewirken. So wurden in jüngster Vergangenheit in verschiedenen Bundesländern ehemalige Frauenministerien aufgelöst und in ein Konglomerat verschiedener anderer Zuständigkeiten integriert. Diese Tendenz zeichnet sich nun verstärkt auch auf kommunaler Ebene ab: Den kommunalen Frauenbüros – noch schlimmer – der einzelnen Frauen- bzw. Gleichstellungsbeauftragten, die als Einzelperson dieses Amt (ggf. ohnehin mit reduzierter Stundenzahl) inne hat, werden weitere umfangreiche Aufgaben zugeordnet: der Gender- bzw. Diversity-Bereich, die kommunale Öffentlichkeitsarbeit, die Inklusion (Menschen mit Behinderung) und ganz aktuell der Bereich der kommunalen Flüchtlingspolitik.

Diese Entwicklung in den vergangenen Jahren bedeutet bereits jetzt eine massive Schwächung der Frauenpolitik. Ich sehe die Gefahr, dass die Belange und Interessenslagen von Frauen in einem Komplexitätsdilemma untergehen.

## 5.5 Die Frauenbewegung muss zukunftsfähig gestaltet werden!

Daher wäre im Interesse der Stärkung der Frauenbelange aktuell Folgendes erforderlich:

- Seitens der Hochschulen wäre es wichtig, Forschungsvorhaben auch bzw. verstärkt an der (kommunalen) Praxis auszurichten, wodurch es möglich würde, dass Forschungsergebnisse direkt in politisches und administratives Handeln umgesetzt werden könnten<sup>29</sup>. Über die Analyse struktureller Rahmenbedingungen von Frauengleichstellungsarbeit in der Kommune hinaus könnten auch konkret verwertbare, praxisrelevante Ergebnisse der Einzelwissenschaften aufbereitet und zur Verfügung gestellt werden<sup>30</sup>.
- Bezogen auf die LAG der kommunalen Frauenbüros/Gleichstellungsstellen könnte ein Informationssystem etabliert werden, das es den Frauen an der Hochschule ermöglicht, sich über konkrete aktuelle gesellschaftlich relevante Prozesse, über die die LAG Kenntnis hat oder in die sie einbezogen wurde, zu informieren und ggf. (stärker als bisher) einzubringen.

Und letztlich müsste es unser gemeinsames Ziel sein, ein innovatives, starkes Frauennetzwerk mit neuen Kommunikations- und Vernetzungsstrukturen aufzubauen, das – nunmehr auf einer anderen Ebene – stärker zusammenarbeitet und Synergieeffekte nutzt. Auf diese Weise könnte schließlich ein bisher nicht dagewesenes gegenseitiges Unterstützungssystem von feministischer Theorie und Praxis aufgebaut werden. Frauen gemeinsam sind stark! Etliche Grundsteine dafür sind von Anne Schlüter gelegt worden und dafür danke ich ihr.

<sup>29</sup> Schlüter, Anne, Zum Forschungsbedarf der kommunalen Gleichstellungsstellen – Parteilichkeit für Frauen!, in: Anne Schlüter & Ingeborg Stahr (Hg.), Wohin geht die Frauenforschung? Köln, Wien 1990, S. 241–262.

<sup>30</sup> Als ein Beispiel vgl. Schlüter, Anne (Hg.), Gleichstellung als Beruf, Themenheft GENDER 1/14, (6. Jg.).

**Kontakt und Information**  
Doris Freer  
Stadt Duisburg  
Referat für Gleichberechtigung  
und Chancengleichheit  
Burgplatz 19  
47049 Duisburg  
Tel.: (0203) 283 2047  
d.freer@stadt-duisburg.de  
www.duisburg.de/frauenbuero

Elke Kleinau

# Betroffenen-Netzwerke und biografische Forschung. Das Beispiel der Besatzungskinder in der deutschen Nachkriegsgeschichte

## 1. Einleitung

Die Frage nach Netzwerken trat in unserem Projekt „Besatzungskinder in Nachkriegsdeutschland. Bildungs- und Differenzenerfahrungen“<sup>1</sup> als eine erkenntnistheoretische, methodische und quellenkritische auf. Seit den Anfängen einer gemeindesoziologischen Netzwerkforschung wird die Bildung von Betroffenen-Netzwerken oder Selbsthilfe-Netzwerken im positiven Sinne als eine Ermächtigungsstrategie dargestellt, über die Betroffene gestärkt ihre Sache in der Öffentlichkeit vertreten. Für historisch-biografische Forschung kann sich diese Strategie als ein Effekt herausstellen, der bei der historischen Rekonstruktion von Bildungs- und Differenzenerfahrungen mit berücksichtigt werden muss. Dazu werden im Folgenden einige Überlegungen zu den Fallstricken biografischer Forschung und über den Umgang mit Betroffenen-Netzwerken herausgearbeitet.

Am 8. Mai 2015 jährte sich zum 70. Mal das Ende des Zweiten Weltkrieges und auf wissenschaftlichen Tagungen, in Sammelbänden (Stelzl-Marx/Satjukow 2015; Baur-Timmerbrink 2015) und Zeitschriftenartikeln (Kleinau/Mochmann 2015) wurde explizit einer Bevölkerungsgruppe gedacht, die lange Zeit im kollektiven Gedächtnis der Nationen wenig präsent war: Es handelt sich um die sogenannten Besatzungskinder, d. h. Kinder der Jahrgänge 1945 bis 1955<sup>2</sup>, die aus einer sexuellen Beziehung zwischen einem Angehörigen der alliierten Streitkräfte und einer einheimischen Frau hervorgegangen sind. Die Grenze zwischen freiwilligen und erzwungenen sexuellen Kontakten war im besetzten Nachkriegsdeutschland fließend. Nicht alle Kinder entstammen einer einvernehmlichen sexuellen Begegnung oder gar einer Liebesbeziehung. ‚Überlebensprostitution‘ war an der Tagesordnung und in vielen Fällen war der Tausch von Sex gegen Ware oder Geld „keine ‚freiwillig‘ getroffene Entscheidung“ der Frauen (Lee 2009: 37). Vor allem in den letzten Kriegsmonaten überwogen Fälle sexueller Gewalt, die entgegen populären Annahmen in Zeiten des Kalten Krieges nicht nur von Rotarmisten, sondern auch von Angehörigen der amerikanischen, französischen und britischen Truppen verübt wurden (vgl. Gebhardt 2015).

Ein Band sticht aus den bisher erschienenen Publikationen heraus. Hatte die Historikerin Barbara Stelzl-Marx (2012) bereits ein Kapitel ihrer Habilitationsschrift der Situation der österreichischen Besatzungskinder gewidmet, so liegt seit Anfang des Jahres 2015 eine erste Monografie vor: „Bankerte!‘ Besatzungskinder in Deutschland nach 1945“ von Silke Satjukow und Rainer Gries (2015) dokumentiert das von Lutz Niethammer an der Universität Jena geleitete Forschungsprojekt über „Besatzungskinder Zur Sozial-, Diskurs- und Biographiegeschichte einer in beiden deutschen Nachkriegsgesellschaften beschwiegene Gruppe“. Das Projekt – in der Tradition der *oral history* stehend (vgl. Niethammer 1978) – hat neben der akribischen Auswertung großer archivalischer Bestände auch Interviews mit betroffenen Besatzungskindern, in einigen Fällen sogar noch mit deren Müttern geführt. Das Buch wird in der Szene der zum Thema forschenden Wissenschaftler/innen sowie in den Netzwerken der Betroffenen intensiv diskutiert und löst ausgesprochen ambivalente Reaktionen aus. Am Beispiel des Themas und speziell an dieser ersten monografischen Aufarbeitung werden deshalb einige grundlegende Probleme historisch-biografischer Forschung im Umgang mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen und deren Netzwerken zur Diskussion gestellt.

## 2. Methodische Probleme

### 2.1 Interviewführung und -auswertung

In der deutschen Zeitgeschichte lässt sich Oral-History-Forschung bis Ende der 1970er Jahre zurückverfolgen. In Abgrenzung zur klassischen Sozialgeschichte rückte sie Wahrnehmungen, Erfahrungen und Handlungen von sogenannten ‚kleinen‘ Menschen ins Zentrum, die in der Geschichtsschreibung bislang kaum zu Wort gekommen waren. Vieles geschah außerhalb der etablierten Historikerkreise, in lokalen Geschichtswerkstätten und Stadtteilarchiven mit dem Anspruch einer „Geschichte von unten“, die sich zunächst auf die Alltagsgeschichte von Menschen im Nationalsozialismus konzentrierte. Wird Zeitgeschichte als „Epoche der Mitlebenden“ (Rothfels 1953, zit. nach: Andresen/Apel/Heinsohn 2014: 16) verstanden, verändern sich

<sup>1</sup> Das Projekt wird von der DFG gefördert und von Rafaela Schmid und mir durchgeführt.

<sup>2</sup> Die ersten Besatzungskinder wurden Ende des Jahres 1945 geboren, am 5. Mai 1955 endete mit der Unterzeichnung der Pariser Verträge offiziell die Besatzungszeit.

im Laufe der Zeit die Gruppe der zu Interviewenden und damit auch die Forschungsthemen. Nach den Kriegskindern, d. h. der Gruppe, die den Zweiten Weltkrieg und seine Auswirkungen, beispielsweise in Form von Bombenangriffen auf deutsche Städte, miterlebt hat (vgl. Lorenz 2005, Radebold u. a. 2009),<sup>3</sup> stehen jetzt die Nachkriegskindheiten im Fokus der Forschung und damit auch die Gruppe der Besatzungskinder. In den Anfängen konzentrierte sich der Diskurs vor allem auf ‚schwarze‘<sup>4</sup> Kinder, die aus deutsch-amerikanischen Beziehungen hervorgegangen sind (vgl. Fehrenbach 2001 und 2005; Lemke Muniz de Faria 2002). Das mag damit zusammenhängen, dass bis Mitte der 1950er Jahre über die Hälfte aller gezeugten Besatzungskinder in Westdeutschland einen Amerikaner zum Vater hatten.<sup>5</sup> In den Jahren danach stieg die Zahl auf fast 80 % an (vgl. Lee 2009: 343f.). Dass es auch in den anderen Besatzungszonen Beziehungen zwischen deutschen Frauen und Angehörigen der alliierten Streitkräfte gab, und dass die jeweiligen Besatzungsmächte sehr unterschiedliche Strategien im Umgang mit den ‚Kindern des Feindes‘ pflegten, ist in der Studie von Satjukow und Gries (2015) fundiert und äußerst detailreich herausgearbeitet. Über die russisch-deutschen Besatzungskinder war bislang wenig bekannt, weil das Thema in der DDR im Interesse der deutsch-sowjetischen Freundschaft im öffentlichen Raum tabu war. Neu und informativ sind auch die Erkenntnisse über die Bemühungen Frankreichs, ‚seine‘ Kinder – allerdings nur die körperlich gesunden und nichtbehinderten – in die *Grande Nation* ‚heimzuholen‘. Unbefriedigend bleibt jedoch bei Satjukow und Gries der Umgang mit den erhobenen Lebensgeschichten, deren Potenzial bei weitem nicht ausgeschöpft wurde. Die methodische Vorgehensweise ist dem Band nicht zu entnehmen. Die Leserinnen und Leser erfahren weder, wie die Interviewteilnehmer/innen rekrutiert wurden und welche Art von Interview mit ihnen geführt wurde, noch wie die Interviews ausgewertet worden sind. Satjukow und Gries geben in ihrer Einleitung lediglich zu Protokoll, dass die „im höchsten Grade emotional aufgeladenen Selbstaussagen“ sie „vor eine außergewöhnliche methodische Herausforderung“ gestellt hätten. Der Geschichtsschreibung fehlten „bislang komplexe, die Disziplinen überschreitende Befragungs- respektive Analysemodelle [...]“. Dieses Desiderat bleib[e] eine Herausforderung für die Forschung“ (ebd.: 2015: 20). Nun sollte die Bedeutung der Disziplinengrenzen an dieser Stelle nicht unterschätzt werden, aber nicht nur die Oral-History-Forschung ist mittlerweile methodisch durchaus ausgefeilt

(vgl. Andresen/Apel/Heinsohn 2014). Auch bei einem Blick über den Tellerrand der eigenen Zunft hinaus wären die Autorin/der Autor in der sozial- und erziehungswissenschaftlichen Biografieforschung fündig geworden, da diese im Bereich der qualitativen Methoden einen deutlichen Vorsprung an theoretischer und methodischer Reflexion zu verzeichnen hat (vgl. Wierling 2003: 85).

Die erhobenen Lebensgeschichten werden von Satjukow und Gries nicht als Ganzes interpretiert, sie werden oftmals nur als anschaulicher Einstieg genutzt oder als Illustration bzw. Beleg der einen oder anderen Aussage herangezogen. Die Art und Weise, *wie* Bezugnahmen auf die Interviews in den Text eingebaut werden, wirkt hochgradig irritierend. Es ist nicht allein der bloße Wechsel vom Imperfekt, der bevorzugten Erzählzeit der Historiker/innen, ins Präsens, der Anschaulichkeit und Authentizität suggerieren soll; der Erzählgestus hinterlässt vielmehr den Eindruck, als seien die Autorin/der Autor in diesem „wunderschönen ersten Nachkriegssommer“ selbst dabei gewesen, als sich die 17-jährige Erika und der russische Sergeant Jewgeni ineinander verliebten (Satjukow/Gries 2015: 10). Auch als Jewgeni nach dem offiziellen Bekanntwerden seiner Beziehung zu Erika in einer Nacht-und-Nebel-Aktion in die Sowjetunion zurückverfrachtet wird und Erika mit den mittlerweile zwei kleinen Kindern einen Suizidversuch unternimmt, erleben die Autorin/der Autor anscheinend hautnah mit, wie Erika den Gashahn aufdreht und die gerade drei Jahre alte Karin „die weinende Mutter in ihre Ärmchen“ schließt und sie „so fest an sich [drückt, E. K.], wie sie nur kann“ (ebd.: 22). Dieses Nähe und emotionale Betroffenheit suggerierende Stilmittel wird durchgängig – ob im Hinblick auf einen größeren, an biografischen Erzählungen interessierten Leser/innen/kreis sei dahingestellt – eingesetzt und lässt die professionelle Distanz vermissen, die bei aller sich einstellenden emotionalen Nähe zu den Interviewten doch nicht völlig aufgegeben werden darf.

Viele Besatzungskinder teilen, so der bisherige Stand der internationalen Forschung (vgl. Lee/Mochmann/Stelzl-Marx 2009), das Schicksal der Traumatisierung. Dieser aus der Psychiatrie bzw. Psychotherapie stammende Begriff wird in der historischen Forschung reichlich undifferenziert eingesetzt, was in den Anfängen der Forschung dem Thema und den sich konstituierenden Betroffenen-Netzwerken die nötige öffentliche Aufmerksamkeit sicherte. Mittlerweile sollte dieser Begriff aber nicht mehr unterschiedslos für alles, was das 20. Jahrhundert an schrecklichen Erfahrungen für Menschen bereithielt, genutzt

<sup>3</sup> Die Forschung über Kriegskinder konzentriert sich allerdings einseitig auf Kinder der deutschen Mehrheitsgesellschaft und ignoriert weitgehend die aus der nationalsozialistischen ‚Volksgemeinschaft‘ ausgegrenzten Kinder und deren prekäre Lebenssituationen.

<sup>4</sup> In Anlehnung an die *Critical Whiteness Studies* setzen wir Begriffe wie ‚schwarz‘, ‚farbig‘, ‚weiß‘ in Anführungszeichen, um den Konstruktionscharakter der Begriffe deutlich zu machen (vgl. Walgenbach 2008).

<sup>5</sup> In der sowjetischen Besatzungszone und der späteren DDR wurden offiziell nie Zahlen erhoben.

werden. Zur Orientierung bietet sich das international anerkannte Klassifikationssystem der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme (ICD-10) an, das eine relativ enge Definition vornimmt. Ein Trauma ist demzufolge „ein belastendes Ereignis oder eine Situation kürzerer oder längerer Dauer, mit außergewöhnlicher Bedrohung oder katastrophenartigem Ausmaß, die bei fast jedem eine tiefe Verzweiflung hervorrufen würde“ (zit. nach Kaiser et al. 2015: 43). Die Diagnostik können Historiker/innen, aber auch Sozial- und Erziehungswissenschaftler/innen getrost den Angehörigen psychotherapeutischer Berufe überlassen. Sie sollten nicht vorab davon ausgehen, dass *jedes* Besatzungschild Diskriminierungserfahrungen ausgesetzt war und demzufolge traumatisiert sein *muss*. Dieser Appell ist keineswegs so absurd, wie er klingt, wie das folgende Beispiel zeigt.

Die Betroffenen, die auf der Suche nach ihrem Vater waren oder sind, haben sich mittlerweile in Netzwerken wie *GI-Traces*, *Russenkinder* und *Coeurs sans frontières – Herzen ohne Grenzen* zusammengeschlossen und unterstützen sich gegenseitig. In *Coeurs sans frontières* sind neben deutsch-französischen Besatzungskindern auch französisch-deutsche Wehrmachtskinder organisiert. Als wir auf dem Jahrestreffen von *Coeurs sans frontières – Herzen ohne Grenzen* im März 2015 unser Projekt<sup>6</sup> vorstellten und um Interviewteilnehmer/innen warben, mussten wir uns einer harten Befragung durch die Betroffenen nach unseren Forschungsprämissen stellen. Einige der Anwesenden hatten zuvor an einer anderen Studie teilgenommen und einer von ihnen war in der Interviewsituation mit der Aussage konfrontiert worden, entweder sei er die große Ausnahme oder er sage nicht die Wahrheit, weil er angäbe, nicht traumatisiert zu sein. Aus dieser Äußerung spricht die Enttäuschung der Forscherin/des Forschers, dass sich der Zeitzeuge der zuvor erdachten Geschichte verweigert, seine Lebensgeschichte nicht zu der passt, die erzählt werden soll. Von dem „Enttypisierungsschock“, der dann einsetzt, wenn der Forscher „nahe genug die Lebenswirklichkeit seiner Gesprächspartner und die Deutungen ihrer Erinnerungen wahrnimmt, in seinen mitgebrachten Fragen und Begriffen verunsichert und über sie hinausgeführt wird“ (Niethammer 1985: 410), ist da wenig zu spüren, hingegen der Drang, die Geschichte zu einem bereits feststehenden Ende zu führen.

Trotz alledem sind Interviewtranskripte dieser Art für die Forschung keineswegs wertlos, da qualitativ Forschende „grundsätzlich Akteure in einem sozialen Raum sind, der durch ihre Anwesenheit konstituiert wird und der das

Verhalten aller Beteiligten bestimmt“ (Jensen/Welzer 2003: unpag.). Die von den Interviewten verfasste Erzählung ist somit zu verstehen als ein „Interaktionsprodukt“ und auch als ein „Interaktionsangebot“ an den/die Interviewer/in (zit. nach Klein 2000: 80). Als methodische Konsequenz ergibt sich, dass der Erzähltext nicht als Monolog, sondern als Dialog aufgefasst, ausgewertet und interpretiert werden muss. Am eindrucksvollsten demonstriert hat dieses Verfahren, wie die Vergangenheit im gemeinsamen Gespräch entsteht, geradezu verfertigt wird, die Forscher/innengruppe um Harald Welzer (2005) in ihrer Studie „Opa war kein Nazi“.

Biografische Forschung steht vor dem Problem der prinzipiell ungeschlossenen Kommunikation, dem mit den Konzepten des *theoretical samplings* und der *theoretisch-empirischen Sättigung* begegnet wird (vgl. Strauss 1991). Wenn nach einer bestimmten Anzahl von Interviews keine grundlegend neuen Gesichtspunkte auftauchen, kann die Suche nach weiteren Interviewpartner/innen eingestellt werden. Das hat einen „gewissen Plausibilitätsgrad“ (Bois-Reymond 2001: 223), kann aber aus zwei Gründen zu kurz greifen: Zum einen kann es immer noch Befragte geben, die neue Erlebnisse und Erfahrungen mitzuteilen haben,<sup>7</sup> zum anderen kann es sein, dass bestimmte Aspekte des Themas noch nicht hinreichend durchdacht worden sind, nicht danach gefragt wurde bzw. entsprechende Andeutungen im Interview nicht als solche erkannt wurden. Solchen möglicherweise auftretenden Fehlschlüssen kann man durch Diskussionen in einer Forschungswerkstatt mit biografisch arbeitenden Kolleginnen und Kollegen auf die Spur kommen, die als Korrektiv der eigenen subjektiven Auslegung der Interviews fungiert.

## 2.2 Vom Nutzen und Nachteil von Betroffenen-Netzwerken

Aufgabe der Forscherin/des Forschers ist es in dieser Vorstellung vom dialogischen Charakter eines Erzähltextes, sich von seinen Gesprächspartner/innen nachhaltig irritieren zu lassen, bestehende Vorannahmen zu verwerfen und neue Gedankengänge und Interpretationsmöglichkeiten zuzulassen. Je mehr sich die Besatzungschilder in Netzwerken organisieren und über die Netzwerke mit Wissenschaftler/innen kommunizieren, stößt dies an Grenzen. Zum einen gibt es Bestrebungen der Netzwerkorganisator/innen, sich als *gatekeeper* zu betätigen, d. h., den Zugang zu regeln, etwa zu entscheiden, wessen Projekt über den Netzwerkverteiler publik gemacht wird. Die Weigerung, den Aufruf zur Teilnahme an unserer Studie weiterzuleiten,

<sup>6</sup> Der Zugang zum Feld gestaltete sich zunächst schwierig. Erste Interviewpartner/innen konnten wir über eine Pressemitteilung der Universität zu Köln und über den Newsletter von *Children born of war*, einem internationalen Netzwerk, in dem sich Wissenschaftler/innen unterschiedlicher Disziplinen zusammengefunden haben, gewinnen. Da auch Betroffene den Newsletter abonnieren, kamen wir über diesen mit den Betroffenen-Netzwerken in Kontakt.

<sup>7</sup> Das weitverbreitete Diskriminierungsnarrativ hält manche Betroffene von einem Interview ab, weil sie der Meinung sind, nichts Spektakuläres zum Thema beitragen zu können. Es ist ein schwieriger Verdeutlichungsakt, dass man als Forscherin auch an solchen Lebensgeschichten interessiert ist, die nicht ins vorherrschende Narrativ passen.

wurde z. B. von einer Netzwerkerin damit begründet, dass ‚ihre Leute‘ noch von der letzten Befragung re-traumatisiert seien und ihnen eine neuerliche Befragung nicht zuzumuten sei. In letzter Konsequenz bedeutet diese Einstellung bzw. Verhaltensweise die Entmündigung der Betroffenen. Sie werden nicht als eigenständig denkende und agierende Menschen wahrgenommen, die selbst in der Lage sind, darüber zu entscheiden, mit wem sie sprechen wollen bzw. mit wem nicht.

Der Umgang von Forscher/innen und Betroffenen erfordert *gegenseitigen* Respekt und stellt zudem hohe Anforderungen an die Sensibilität der Forschenden. So fühlen sich einige Besatzungskinder durch den Titel der Studie von Satjukow und Gries (2015) diskriminiert, obwohl das als Schimpfwort empfundene „Bankerte“ deutlich als Zitat gekennzeichnet ist. Die heute erwachsenen Besatzungskinder fühlen sich hier nicht zu Unrecht erneut an den Pranger gestellt und als Subjekte der Forschung wenig wertgeschätzt. Umgekehrt lassen aber auch Netzwerker/innen den erforderlichen Respekt gegenüber Forscher/innen vermissen, wenn sie sich die methodische Kompetenz anmaßen, über die Relevanz bestimmter Forschungsansätze zu urteilen und damit den Zugang zu ihren Netzwerken zu öffnen oder zu schließen. Ein häufig vorgebrachter Einwand gegenüber qualitativer Forschung ist der, sie liefere keine repräsentativen Ergebnisse. Das kann – mit Verlaub – auch die quantitativ ausgerichtete Forschung nicht leisten, da Besatzungskinder zu der Gruppe der *hidden population* gehören. Die einzige offizielle Statistik, die über Besatzungskinder existiert, legte das Statistische Bundesamt 1956 vor. Demzufolge wurden in den westlichen Besatzungszonen „insgesamt 66.730 ‚uneheliche Kinder von Besatzungssoldaten‘ geboren [...], von denen 4.681 ‚farbiger Abstammung‘ waren“ (Schróder 2009: 179).<sup>8</sup>

Ein Grundsatz qualitativ-biografischer Forschung besteht darin, möglichst Interviewpersonen zu finden, die das erste Mal mit Wissenschaftler/innen über ihre Lebensgeschichte sprechen. Einige der Interviewten haben hingegen mittlerweile den Status professioneller Zeitzeuginnen und -zeugen, die eine durch regelmäßige Wiederholungen eingeübte narrative Identität präsentieren. Die Biografie wird so erzählt, dass sie die Person ein für alle Mal auf diese Identität festlegt. Daran ist das derzeitige mediale Interesse an den Besatzungskindern nicht ganz unschuldig. Verschiedene Studien haben aufgezeigt, wie biografische Sinnstiftung über die Rezeption medialer Berichterstattung funktioniert (vgl. z. B. Seegers 2014). Auch das wiederholte

gegenseitige Erzählen der Lebensgeschichten in den Netzwerken reproduziert dieses Phänomen, das aus der biografischen Forschung mit Überlebenden des Holocaust bestens bekannt ist. Besonders deutlich lässt sich die Verfestigung narrativer Strategien im Interview mit Besatzungskindern verfolgen, die ihre Lebensgeschichten aufgeschrieben und publiziert haben sowie regelmäßig für Interviews in Funk, Fernsehen und Printmedien zur Verfügung stehen (vgl. Distelblüten o. J. [2015]; Mesenhöller 2015). Von der einmal entworfenen Erzählung wird im narrativen Interview nur in unbedachten Momenten abgewichen. Diesen Inkonsistenzen oder Brüchen in den lebensgeschichtlichen Erzählungen muss die besondere Aufmerksamkeit der Forscherin/des Forschers gelten. All diese Effekte werden durch die Netzwerke, in denen sich die Betroffenen organisieren und austauschen, zusätzlich in Gang gehalten.

### 3. Verflechtung von Differenz-zuschreibungen

Die Geschichte der Besatzungskinder in Deutschland wird bislang erzählt als die Geschichte einer besonderen vaterlosen Gruppe, die verstärkt struktureller, institutioneller und individueller Diskriminierung ausgesetzt war. Vaterlos wuchsen allerdings während und nach dem Krieg viele Kinder auf. Allein die 5,3 Millionen gefallenen deutschen Soldaten hinterließen fast 2,5 Millionen Halbwaisen und ca. 100.000 Vollwaisen (vgl. Seegers 2008: 128). Diese Kinder hatten oft selbst keine Erinnerungen an ihre Väter; durch Fotos und Erzählungen der Mutter blieben die Väter im Gedächtnis der Familie aber präsent. Die meisten Besatzungskinder wurden unehelich geboren und erfuhren zu Lebzeiten ihrer Mütter zumeist wenig über ihre Erzeuger. Nun stieg die Zahl der nicht ehelich geborenen Kinder in den letzten Kriegs- und ersten Nachkriegsjahren sprunghaft an und erreichte 1946 mit 120.000 Kindern auf 733.000 lebend geborenen Kindern einen deutlichen Höhepunkt (vgl. Buske 2004: 196). Die Frage ist, ob die Besatzungskinder in der Wahrnehmung der deutschen Bevölkerung tatsächlich einen solchen ‚Sonderfall‘ unter den unehelichen Kindern darstellten oder ob sie das nur wurden, wenn andere Differenzzuschreibungen hinzukamen. Zu klären wäre demnach, ob Diskriminierungserfahrungen ausschließlich auf den Status als Besatzungskind zurückzuführen sind. Neben dieser Zuschreibung sind – in Anlehnung an die Debatte über *intersectionality* (vgl. Davis 2008, Knapp 2008, Degele/Winker 2009, Kleinau 2010, Walgenbach 2014) – die

<sup>8</sup> Die Dunkelziffer liegt deutlich höher, da zum Zeitpunkt der Datenerhebung lediglich die unter Vormundschaft stehenden unehelichen Besatzungskinder erfasst werden konnten. Durch Auswanderung der Mutter, Adoption oder nachträgliche Ehelichkeitserklärung fielen jedoch unzählige Kinder aus der Zählung heraus (vgl. Satjukow 2011: 583), die vielleicht bis heute nicht wissen, dass sie von einem unbekanntem Besatzungssoldaten abstammen. Neben den genannten Kindergruppen gibt es noch zwei weitere, die in der Statistik nicht auftauchen: Gemeint sind die Kinder, die innerhalb bestehender Ehen geboren wurden, sowie diejenigen, die zum Zeitpunkt der Erfassung bereits gestorben waren.

unterschiedlichen Bedingungen des Aufwachsens von ‚weißen‘ und ‚schwarzen‘ Kindern, von unehelichen und ehelich geborenen Kindern, von Jungen und Mädchen in allen vier Besetzungszonen zu berücksichtigen. Soziale Herkunft und religiöse Zugehörigkeit gilt es ebenfalls zu beachten, führten doch die Flüchtlingsströme nach 1945 zu einer Vermischung bis dato eher geschlossener religiöser Milieus. Ob die Kinder einer Liebesbeziehung, einer flüchtigen sexuellen Begegnung oder einer Vergewaltigung entstammen, muss ebenfalls in die Analyse einbezogen werden, da der mit Gewalt erzwungene Sexualverkehr es den meisten Müttern erschwerte haben dürfte, eine positive Bindung an das unerwünschte Kind aufzubauen. Kausalitäten dürfen allerdings nicht einfach als gegeben vorausgesetzt werden, da auch enttäuschte Liebe oder gesellschaftliche Diskriminierungen zu Problemen in der Mutter-Kind-Beziehung beigetragen haben können. Die Analyse der Verflechtungen dieser Differenzzuschreibungen erscheint notwendig, damit erfahrene Diskriminierungen, aber auch Unterstützung und Förderung nicht vorschnell und einseitig auf den Status als Besatzungskind, auf Ethnie oder Geschlecht zurückgeführt werden. Was in der Forschung über Besatzungskinder bislang ebenfalls nicht berücksichtigt wurde, ist, dass Männer und Frauen anscheinend unterschiedliche Formen des biografischen Erzählens entwickelt haben, die mit dem elterlichen Erinnerungsstil zusammenhängen. „Sowohl Mütter als auch Väter tendieren dazu, mit Töchtern anders zu erinnern als mit Söhnen“ (Fivush 2010: 50). Emotionen und Beziehungen werden in der Kommunikation mit Töchtern ungleich stärker thematisiert als in der mit Söhnen. Daher produzieren Mädchen „etwa ab dem Alter von sechs Jahren deutlich detailliertere, gefühlsbetontere und beziehungsorientiertere Erzählungen ihrer persönlichen und somit subjektiven Vergangenheit als gleichaltrige Jungen“ (ebd.: 50–51) und diese unterschiedliche Fähigkeit scheint sich auch im Erwachsenenalter fortzuschreiben.

Eine These, die sich nach der Sichtung der vorhandenen Quellen (Autobiografien, Interviews) und der Fachliteratur aufdrängt, ist die, dass die berichteten Diskriminierungserfahrungen bei ‚weißen‘ Kindern eher mit ihrem unehelichen Status,<sup>9</sup> ihrer sozialen Herkunft als Flüchtling und/oder ihrer Verankerung in einem streng konfessionellen Milieu zusammenhängen als mit ihrer ‚Abstammung‘ vom ehemaligen ‚Feind‘. Für die optisch sichtbar ‚anderen‘ Kinder – Nachkommen von afroamerikanischen Soldaten, französischen Kolonialsoldaten, aber auch von nicht-europäischen Rotarmisten – stellt sich dieser Sachverhalt mit Sicherheit anders dar. Gleichwohl

bleibt abzuklären, ob beispielsweise die Lebensgeschichte des afroamerikanischen-deutschen Heimkindes Erika (Ika) Hügel, die jahrelange Demütigungen ob ihrer ‚unsittlichen Zeugung‘ und ihrer Hautfarbe bis hin zu einer Teufelsaustreibung über sich ergehen lassen musste, ein besonders drastisches Einzelschicksal darstellt (vgl. Hügel-Marschall 2012). Der Vortrag von Azziza B. Malanda über afrodeutsche Heimkinder und deren individuelle Bewältigung sozialer Stigmata auf der Tagung über „Besatzungskinder – Wehrmachtskinder. Auf der Suche nach Identität und Resilienz“ legt diese Einschätzung doch recht nahe.<sup>10</sup>

Zum Abschluss sei noch eine Bemerkung zum Einsatz von Fotos in Publikationen über Besatzungskinder erlaubt. Oft werden sie als bloße Illustration eingesetzt, ohne dass das Foto selbst einer visuellen Analyse unterzogen würde, z. B. mit den Verfahren nach Breckner (2010) oder Pilarczyk/Mietzner (2005). Die publizierten Fotos unterscheiden sich zumeist nicht von anderen Kinderbildern jener Zeit; sie dokumentieren Statuspassagen wie Taufe, Einschulung, Kommunion oder Konfirmation. „Man sah es mir ja nicht an!“ Diese Aussage eines ‚weißen‘, deutsch-amerikanischen Besatzungskindes bringt den Sachverhalt auf den Punkt. Zur Verdeutlichung, dass es sich tatsächlich um Besatzungskinder handelt, wird dann das Bild eines ‚schwarzen‘ Kindes mit ‚weißer‘ Mutter oder in einer Gruppe ‚weißer‘ Kinder herangezogen. Damit wird auf der visuellen Ebene erneut ein eindimensionaler Blick auf Besatzungskinder in den Forschungsdiskurs hineingeholt, den wir auf der Ebene der Texte doch angetreten sind, zu überwinden.

#### 4. Fazit

Besatzungskinder müssen bei der Erzählung ihrer Lebensgeschichte nicht den Erwartungen der Forscher/innen entsprechen, im Gegenteil: Qualitative Interviewstudien arbeiten nach dem Grundsatz des maximalen Kontrasts, um die ganze Spannbreite menschlicher Lebenserfahrungen herauszuarbeiten. So wie es nicht die Kindheit im Nationalsozialismus gibt und sich nicht einmal jüdische Kindheiten im Nationalsozialismus auf einen Nenner bringen lassen, sowenig gibt es eine homogene Kindheit der Besatzungskinder. Umgekehrt müssen aber auch die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung nicht den Erwartungen der Betroffenen entsprechen. Zwischen Wissenschaftler/innen, deren Aufgabe es ist, die subjektiven Verarbeitungsformen lebensgeschichtlicher Erfahrungen in den politik-, sozial-, kultur- und geschlechterhistorischen Kontext einzuordnen, und Betroffenen bleibt eine Distanz

<sup>9</sup> In den 1950er Jahren gaben in einer Umfrage 33 % der Befragten an, sie hätten keine Vorbehalte gegenüber ledigen Müttern, 41 % wollten es vom speziellen Fall abhängig machen, 18 % missbilligten uneheliche Mutterschaft in jedem Fall. Allerdings gaben alle Befragten an, eine Mutterschaft „aus Leichtsinns und Verantwortungslosigkeit“ sei generell abzulehnen (vgl. Pongratz 1964: 4).

<sup>10</sup> Vgl. den Tagungsbericht von Daniela Reinhardt auf <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=6069>.

bestehen, die nicht bagatellisiert werden darf, sondern ausgemessen und analysiert werden muss (vgl. Lüdtke 1998: 631). Um nicht missverstanden zu werden: Damit soll keineswegs dem in der Auseinandersetzung zwischen Sozialhistoriker/innen und Oral-History-Forscher/innen vielzitierten Bonmot vom ‚Zeitzeugen als dem natürlichen Feind des Historikers‘ das Wort geredet werden, hinter dem sich – relativ unverblümt – der Anspruch der Sozialhistoriker/innen auf Deutungshoheit verbirgt. Das subjektive Gedächtnis der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen stellt zweifelsohne eine wichtige Dimension im Prozess historischer Erkenntnisgewinnung dar, aber die Interviewten erzählen nicht, ‚wie es wirklich war‘, sondern vermitteln jeweils eine ganz persönliche Verarbeitungsform dessen, was sie biografisch erlebt haben. Wenn die Forschung über Besatzungskinder, die das eigene Erleben über den subjektiven Erkenntnishorizont hinaus ausweitet, Zusammenhänge herstellt und vermittelt, von den Betroffenen und insbesondere von den Netzwerkbetreiber/innen „als eine notwendige Ergänzung [...], nicht als etwas Neues, Fremdes oder Oppositionelles“ (Schörken 2004: 155) begriffen werden könnte, wäre der Grundstein für eine fruchtbare Zusammenarbeit gelegt.

### Literaturverzeichnis

- Andresen, Knud, Apel, Linde & Heinsohn, Kirsten (Hrsg.) (2014): Es gilt das gesprochene Wort. Oral History und Zeitgeschichte heute. Göttingen: Wallstein.
- Baur-Timmerbrink, Ute (2015): Wir Besatzungskinder. Töchter und Söhne alliierter Soldaten erzählen. Berlin: Ch. Links.
- Behlau, Winfried (Hrsg.) (2015): Distelblüten. Russenkinder in Deutschland. Bremen: Selbstverlag.
- Bois-Reymond, Manuela du (2001): Die Oral-History Methode. Königsweg oder Schleichpfad der historischen Kinderforschung? In: Imbke Behnken & Jürgen Zinnecker (Hrsg.): Kinder. Kindheit. Lebensgeschichte. Ein Handbuch. Seelze: Kallmeyersche Verlagsbuchhandlung, S. 218–232.
- Breckner, Roswitha (2010): Sozialtheorie des Bildes. Zur interpretativen Analyse von Bildern und Fotografien. Bielefeld: transcript.
- Buske, Sibylle (2004): Fräulein Mutter und ihr Bastard. Eine Geschichte der Unehelichkeit in Deutschland 1900–1970. Göttingen: Wallstein.
- Davis, Kathy (2008): Intersectionality in Transatlantic Perspektive. In: Cornelia Klinger & Gudrun-Axeli Knapp (Hrsg.): Überkreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 19–35.
- Degele, Nina & Winker, Gabriele (2009): Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. Bielefeld: transcript.
- Fehrenbach, Heide (2001): ‚Ami-Liebchen‘ und ‚Mischlingskinder‘. Rasse, Geschlecht und Kultur in der deutsch-amerikanischen Begegnung. In: Klaus Naumann (Hrsg.): Nachkrieg in Deutschland. Hamburg: Hamburger Edition, S. 178–205.
- Fehrenbach, Heide (2005): Race after Hitler. Black Occupation children in postwar Germany and America. Princeton/Oxford: Princeton University Press.
- Gebhardt, Miriam (2015): Als die Soldaten kamen. Die Vergewaltigungen deutscher Frauen am Ende des Zweiten Weltkriegs. München: DVA.
- Jensen Olaf & Welzer, Harald (2003): Ein Wort gibt das andere, oder Selbstreflexivität als Methode. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum Qualitative Social Research 4/2. Verfügbar über: [www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-03/2-03jensenwelzer-d.htm](http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-03/2-03jensenwelzer-d.htm). Letzter Zugriff am 3.7.2015.
- Kaiser, Marie et al. (2015): Psychosoziale Konsequenzen des Aufwachsens als Besatzungskind in Deutschland. Psychologische Hintergründe eines quantitativen Forschungsprojekts. In: Silke Satjukow & Barbara Stelzl-Marx (Hrsg.): Besatzungskinder. Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und Deutschland. Böhlau: Wien, S. 39–61.
- Klein, Regina (2000): Am Anfang steht das letzte Wort. Eine Annäherung an die „Wahrheit“ der tiefenhermeneutischen Erkenntnis. In: BIOS 12/1, S. 77–97.
- Kleinau, Elke (2010): Klasse, Nation und „Rasse“ – Intersektionelle Perspektiven in der genderorientierten Historischen Bildungsforschung. In: Der pädagogische Blick. Zeitschrift für Wissenschaft und Praxis in pädagogischen Berufen, 18/2, S. 68–81.
- Kleinau, Elke & Mochmann, Ingvill C. (2015): Wehrmachts- und Besatzungskinder: Zwischen Stigmatisierung und Integration. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ), 65/16–17, S. 34–40.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2008): „Intersectionality“ – ein neues Paradigma der Geschlechterforschung? In: Rita Casale & Barbara Rendtorff (Hrsg.): Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung. Bielefeld: transcript, S. 33–53.
- Lee, Sabine (2009): Kinder amerikanischer Soldaten in Europa. Ein Vergleich der Situation britischer und deutscher Kinder. In: Historical Social Research 34/3, S. 321–351.

- Lemke Muniz de Faria, Yara-Colette (2002): Zwischen Fürsorge und Ausgrenzung. Afrodeutsche „Besatzungskinder“ im Nachkriegsdeutschland. Berlin: Metropol.
- Lorenz, Hilke (2005): Kriegskinder. Das Schicksal einer Generation. Berlin: List.
- Lüdtke, Alf (1998): Alltagsgeschichte, Mikro-Historie, historische Anthropologie. In: Hans-Jürgen Goertz (Hrsg.): Geschichte. Ein Grundkurs. Reinbek: Rowohlt, S. 628–649.
- Meseholler, Mathias (2015): Wir Russenkinder. In: GEO Magazin Nr. 05/15, S. 116–134.
- Pilarczyk, Ulrike & Mietzner, Ulrike (2005): Das reflektierte Bild. Die seriell-ikonographische Fotoanalyse in den Erziehungs- und Sozialwissenschaften. Bad Heilbrunn.
- Mochmann, Ingvill C., Lee, Sabine & Stelzl-Marx, Barbara (2009): The Children of the Occupations Born During the Second World War and Beyond – An Overview. In: Historical Social Research, 34/3, S. 263–282.
- Niethammer, Lutz (1978): Oral History in USA. Zur Entwicklung und Problematik diachroner Befragungen. In: Archiv für Sozialgeschichte 18, S. 457–501.
- Niethammer, Lutz (1985): Fragen – Antworten – Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History. In: Lutz Niethammer & Alexander von Plato (Hrsg.): „Wir kriegen jetzt andere Zeiten“. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern. Bonn: Dietz, S. 392–445.
- Pongratz, Lieselotte (1964): Prostituiertenkinder. Umwelt und Entwicklung in den ersten acht Lebensjahren. (Sozialwissenschaftliche Studien, Heft 6). Stuttgart: Gustav Fischer.
- Radebold, Hartmut, Bohleder, Werner & Zinnecker, Jürgen (Hrsg.) (2009): Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zu Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen. 2. Auflage, Weinheim/München: Juventa.
- Satjukow, Silke (2011): „Besatzungskinder“. Nachkommen deutscher Frauen und alliierter Soldaten seit 1945. In: Geschichte und Gesellschaft, 37, S. 559–591.
- Satjukow, Silke & Gries, Rainer (2015): „Bankerte!“ Besatzungskinder in Deutschland nach 1945. Frankfurt a. M., New York: Campus.
- Satjukow, Silke & Stelzl-Marx, Barbara (Hrsg.) (2015): Besatzungskinder. Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und Deutschland. Böhlau: Wien.
- Schörken, Rolf (2004): Die Niederlage als Generationenerfahrung. Jugendliche nach dem Zusammenbruch der NS-Herrschaft. Weinheim/München.
- Schröder, Joachim (2009): ‚Betrifft: Uneheliche deutsche farbige Mischlingskinder‘. Ein aufschlussreiches Kapitel deutscher Bildungspolitik. In: Martin Spetsmann-Kunkel (Hrsg.): Gegen den Mainstream. Kritische Perspektiven auf Bildung und Gesellschaft. Festschrift für Georg Hansen. Münster: Waxmann, S. 176–201.
- Seegers, Lu (2008): Vater-Los – Der gefallene Vater in der Erinnerung von Halbweisen in Deutschland nach 1945. In: José Brunner (Hrsg.), Mütterliche Macht und väterliche Autorität. Elternbilder im deutschen Diskurs. Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte XXXVI, S. 128–151.
- Seegers, Lu (2014): Fernsehbilder und innere Bilder. Überlegungen zum Zusammenhang von Geschichtsfernsehen und biografischer Sinnstiftung. In: Knud Andresen, Linde Apel & Kirsten Heinsohn (Hrsg.) (2014): Es gilt das gesprochene Wort. Oral History und Zeitgeschichte heute. Göttingen: Wallstein, S. 161–180.
- Stelzl-Marx, Barbara (2012): Stalins Soldaten in Österreich. Die Innensicht der sowjetischen Besatzung 1945–1955. Wien/Köln/Weimar: Böhlau.
- Strauss, Anselm L. (1991): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München.
- Walgenbach, Katharina (2008): Whiteness Studies als kritisches Paradigma für die historische Gender- und Bildungsforschung. In: Wolfgang Gippert, Petra Götte & Elke Kleinau (Hrsg.): Transkulturalität. Gender- und bildungshistorische Perspektiven. Bielefeld: transcript, S. 45–66.
- Walgenbach, Katharina (2014): Heterogenität, Intersektionalität, Diversity in der Erziehungswissenschaft. Opladen/Farmington Hills: Budrich.
- Welzer, Harald, Moller, Sabine & Tschuggnall, Karoline (2002): „Opa war kein Nazi“. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Wierling, Dorothee (2003): Oral History. In: Michael Mauer (Hrsg.): Neue Themen und Methoden in der Geschichtswissenschaft. Stuttgart: Reclam, S. 81–151.

**Kontakt und Information**

Prof. Dr. Elke Kleinau  
 Universität zu Köln  
 Humanwissenschaftliche  
 Fakultät  
 Gronewaldstraße 2  
 50931 Köln  
 Tel.: (0221) 470-4732  
 elke.kleinau@uni-koeln.de

## Tagungsberichte

Markus Tünte

### Doing Gender Research – Geschlechterforscher\*innen und Hochschulpolitik

Zukunftswerkstatt des Mittelbaus des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW am 09. Oktober 2015, GESIS – Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften in Köln

Der diesjährige Mittelbauworkshop des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW fand am 09. Oktober 2015 im GESIS-Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften in Kooperation mit dem CEWS statt. Die etwa 40 Teilnehmenden rückten in einer Zukunftswerkstatt die Integration und Partizipation der Geschlechterforschung in Organisationsstrukturen von Hochschulen in den Fokus. Es ging dabei um eine kritische Reflexion der Einbindung der Geschlechterforschung in den hochschulischen Kontext, wobei nicht nur organisationale Strukturen, sondern auch die zugrunde liegenden Machtverhältnisse und (hochschul-)politische Gegebenheiten beleuchtet wurden.

Dieses Thema ist aktueller denn je, denn für die Geschlechterstudien wirkt sich das Spannungsfeld zwischen ihrer Institutionalisierung in der Hochschulpolitik und der Etablierung in der „Scientific Community“ gegenwärtig besonders spürbar aus. Dies ist vor allem darauf zurückzuführen, dass derzeit die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Geschlecht nicht nur im wissenschaftlichen Diskurs, sondern auch in der gesellschaftspolitischen Debatte sehr sichtbar ist und zum Teil von äußerst kritischen und polemischen Untertönen begleitet wird. Ziel des Workshops war es daher, eine Stärkung des wissenschaftlichen Mittelbaus zu erreichen, indem den Workshopteilnehmer\*innen nicht nur Raum für einen Erfahrungsaustausch und für die Reflexion der Rolle der Geschlechterstudien in der Organisation Hochschule gegeben wurde, sondern auch Impulse und Handlungsoptionen für den eigenen Arbeitsalltag vermittelt werden sollten. Mit Blick auf den Adressat\*innenkreis war es sehr erfreulich, dass sowohl Praktiker\*innen und Studierende als auch (Nachwuchs-)Wissenschaftler\*innen aus dem gesamten Bundesgebiet an der Tagung teilnahmen.

Im Gegensatz zu üblichen Tagungsabläufen wurde mit der Methodik einer „Zukunftswerkstatt“ ein

eher unkonventionelles Workshop-Format gewählt, das mediatorisch und moderierend von Anja Tillmann (Ruhr-Universität Bochum) begleitet wurde. Dieses Format zielt auf eine starke Partizipation aller Teilnehmenden, z. B. in Form von Gruppendiskussionen, und ist in unterschiedliche aufeinander aufbauende Ablaufphasen strukturiert. Im Folgenden wird bei der Darstellung der zentralen Diskussionspunkte und -ergebnisse auch der Ablauf der Zukunftswerkstatt näher erläutert.

Den Auftakt der Veranstaltung machten Dr. Dirk Schulz (Geschäftsführer von GeStiK, Gender Studies in Köln) sowie Dr. Masha Gerding (Abteilungsleiterin Berufsmanagement der Ruhr-Universität Bochum)

mit zwei kurzen Impulsreferaten. In ihren Kurzstatements machten die zwei Expert\*innen deutlich, dass es für die Etablierung der Geschlechterforschung in hochschulpolitischen Strukturen essentiell ist, von der Wichtigkeit der eigenen Forschung überzeugt zu sein und die Bildung von (interdisziplinären) Netzwerken auch im Bereich der eigenen Hochschule proaktiv voranzutreiben. Kontroversen sind dabei nicht zwangsläufig negativ. Zudem können die aktuellen Angriffe und Diffamierungen, mit denen sich die Gender Studies konfrontiert sehen, auch so verstanden werden, dass sie eine Reaktion auf den Erfolg der Geschlechterforschung sind.

Unmittelbar nach den Impulsstatements wurde der Vernetzungsgedanke direkt aufgegriffen. Die Workshopteilnehmenden machten sich in einer Art „open space“ untereinander bekannt und tauschten sich sowohl über die einleitenden Kurzreferate als auch über ihre eigene Perspektive





Netzwerkbeirätin Dr. Nina Steinweg (links) im Gespräch.



Teilnehmende der Zukunftswerkstatt.

auf das Workshopthema aus. Dieser Austausch mündete in die erste Phase der Zukunftswerkstatt, die als „Kritikphase“ bezeichnet wird. In Kleingruppen wurden jeweils drei zentrale Barrieren identifiziert, mit denen die Geschlechterforschung als wissenschaftliche Disziplin im Kontext von Hochschulpolitik und ihrer Einbettung in Hochschulstrukturen konfrontiert ist. Als eine zentrale Barriere wurde gruppenübergreifend die zunehmende „Vermarktlichung“ bzw. „Ökonomisierung“ von Hochschulstrukturen kritisiert, die vor allem neoliberalen Leitprinzipien folgt und in erster Linie auf die „Marktgängigkeit“ von Forschung ausgerichtet ist. Bezogen auf Ökonomisierungsprozesse in den Hochschulen wurden zudem fehlende Ressourcen und eine zu unausgewogene Ressourcenverteilung moniert, die nicht nur eine nachhaltige und von starken zeitlichen Zwängen entkoppelte Forschung erschwert, sondern auch eine Ursache für die rasante Zunahme an prekären Beschäftigungsverhältnissen – insbesondere im wissenschaftlichen

Mittelbau – ist. Der Zugang zu ökonomischen Ressourcen ist freilich auch von der Reputation einer Forschungsrichtung und ihrer Anerkennung als solide und fundierte Wissenschaft abhängig. In diesem Zusammenhang wurde kritisiert, dass der Legitimationsdruck gegenwärtig insbesondere für die Geschlechterstudien hoch sei, da der Stellenwert und die Wissenschaftlichkeit von Geschlechterforschung in Zweifel gezogen und unzureichend wertgeschätzt wird. In dieser Situation kann das „Schmieden“ von Allianzen besonders wichtig sein, allerdings ist die Vernetzung innerhalb von Hochschulen, in denen unterschiedlichste Akteur\*innen spezifische Zielstellungen und Interessen verfolgen, eine große Herausforderung. Von den Workshopteilnehmer\*innen wurden in diesem Zusammenhang Defizite im Bereich der Interdisziplinarität, d.h. der mangelnden Kooperation und Vernetzung jenseits von spezifischen wissenschaftlichen Fachgrenzen, beklagt. Hierbei ist festzustellen, dass das Verständnis und die Zielrichtung von Geschlechterforschung in den Hochschulen unterschiedlich sind. Darüber hinaus kann der Umgang mit bestimmten Wettbewerbssituationen innerhalb von Fachdisziplinen schwierig sein. Zu denken ist hierbei sowohl an mögliche Konkurrenzen zwischen unterschiedlichen Forschungseinrichtungen und Lehrstühlen als auch auch zwischen der Geschlechterforschung und hochschulinternen Gleichstellungsreinrichtungen. Nach dieser Kritikphase folgte die sogenannte „Utopiephase“, in der ebenfalls in Kleingruppen Ideen entwickelt werden sollten, wie perfekte Rahmenbedingungen für die Geschlechterstudien ausgestaltet sein könnten. Die Teilnehmenden setzten sich hierbei kreativ mit ihren Idealvorstellungen auseinander und stellten ihre Ergebnisse in einer Art „Vernissage“ vor. In Anlehnung an die zuvor diskutierten Kritikpunkte wurden dabei als Idealzustand demokratischere Hochschulstrukturen gewünscht, die eine deutlichere Durchlässigkeit zwischen Disziplinen sowie zwischen unterschiedlichen Statusgruppen ermöglichen. Dies würde wiederum zu einer deutlichen Enthierarchisierung sowie Entschärfung von oppositionellen Positionen und Interessen im Kontext der hochschulpolitischen Strukturen beitragen. Als ein weiterer wichtiger Aspekt wurde zudem eine deutlich stärkere Verzahnung von Wissenschaft und Praxis genannt, die vor allem daran ausgerichtet ist, dass Befunde und Erkenntnisse deutlich stärker in das Alltagsverständnis eingehen und auch eine entsprechende Wertschätzung erfahren. Dies könnte auch das Eingehen von starken Bündnissen mit anderen gesellschaftlichen Akteur\*innen (aus sozialen Bewegungen, Kunst, Politik etc.) umfassen.

Mit Blick auf Restriktionen in den Hochschulen wurde von den Workshopteilnehmer\*innen gewünscht, dass Forschung deutlich stärker als bisher von finanziellen, zeitlichen und inhaltlichen Zwängen losgelöst betrieben werden könnte.

In der letzten Phase der Zukunftswerkstatt, der „Realisierungsphase“, wurden die diskutierten Barrieren und entworfenen Utopien mit möglichen Strategien und Handlungsoptionen gespiegelt, die in der Realität umsetzbar sind. Hierzu mischten sich die Teilnehmenden erneut in Kleingruppen, die zu unterschiedlichen Themenschwerpunkten (u.a. Vernetzung, Umgang mit Konkurrenz, Durchlässigkeit, Transfer/Öffentlichkeitsarbeit etc.) gebildet wurden. Nach dem Austausch und der Beratung in den Gruppen wurden die Ergebnisse im gesamten Plenum für die unterschiedlichen Themenschwerpunkte visualisiert. Dabei wurde jeder Themenbereich nach möglichen Handlungsstrategien („Das können wir tun“), notwendigen Ressourcen („Das brauchen wir“) sowie ersten möglichen Umsetzungsschritten aufgeschlüsselt. Zudem wurde für jeden Themenschwerpunkt eine Ansprechperson benannt, die auch nach Abschluss der Tagung kontaktiert werden kann, um etwa den weiteren thematischen Austausch fortzuführen. Nachfolgend werden exemplarisch zwei Themenbereiche herausgegriffen, die Bezugspunkte zur Anerkennung und Reputation der Geschlechterforschung innerhalb und außerhalb von Hochschulstrukturen haben.

Im Hinblick auf eine stärkere und nachhaltige Verankerung der Geschlechterstudien auf sämtlichen Ebenen der Hochschulpolitik (Forschung, Lehre, Verwaltung, Qualitätsmanagement) kann für die Teilnehmenden das mögliche Handlungsspektrum zur Erreichung dieses Ziels beispielsweise neben dem Aspekt, dass Geschlechterstudien obligatorischer Bestandteil aller (Lehr-)Curricula werden, die Schaffung eines Austauschforums für interessierte Forschende und Lehrende umfassen. Zudem kann durch Weiterbildungsangebote auch eine Sensibilisierung der Hochschulverwaltung für die Geschlechterforschung erreicht werden. Die Umsetzung dieser Strategien ist dabei an ein Bündel unterschiedlichster Voraussetzungen und der Bereitstellung von Ressourcen gebunden. Neben der Unterstützung durch das Rektorat sind Disziplinen übergreifende Kooperationen von erfahrenen Geschlechterforscher\*innen unabdingbar. Zudem sind auch Beziehungen zum entsprechenden Landesministerium förderlich, um für diese hochschulinterne Restrukturierung eine breite Akzeptanz zu schaffen. Ein erster Schritt auf dem Weg zur Realisierung dieses Ziels könnte eine Art „get together“ mit einem thematischen Aufhänger

sein. Hieran anknüpfend könnte in einem zweiten Schritt die Bildung einer Arbeitsgruppe erfolgen, die das Ziel hat, eine „geschlechtersensible“ Bestandsaufnahme der Organisationsstrukturen der jeweiligen Hochschulen durchzuführen.

Ein weiterer Themenbereich, der nicht nur die Akzeptanz der Geschlechterforschung innerhalb der Hochschule sondern auch gesamtgesellschaftlich fördern könnte, ist aus Sicht der Teilnehmenden der Bereich der „Transfer- und Öffentlichkeitsarbeit“. Mögliche Handlungsstrategien könnten zunächst darauf ausgerichtet sein zu klären, was unter Öffentlichkeitsarbeit überhaupt zu verstehen ist und wie diese ausgerichtet sein soll. Hierzu zählt auch, dass geklärt wird, welche Forscher\*innen die Federführung bei der Transfer- und Öffentlichkeitsarbeit übernehmen. Besonders vor dem Hintergrund der aktuellen medialen Angriffe auf die Geschlechterforschung könnten entsprechende Mediens Schulungen bzw. ein Medien-coaching sehr hilfreich sein, um einen pointierten und nachhaltigen Transfer zu ermöglichen. Hinzu kommt, dass auch bei dem Transfer von Forschungsbefunden eine Vernetzung auf breiter Ebene, d. h. auch außerhalb von Hochschulstrukturen, von Bedeutung ist. Die Zielrichtung dieser Handlungsoptionen ist damit klar definiert: Genderwissen muss an die breite Bevölkerung weitergegeben werden. Hierzu sollten zentrale Aspekte bzw. Erkenntnisgewinne aus der Forschung herausgefiltert (z. B. fünf zentrale Aspekte) und an die „breite Öffentlichkeit“ adressiert bzw. in die gesellschaftspolitische Debatte eingebracht werden.

Insgesamt bot die Tagung eine hervorragende Plattform, um die Art der Einbindung von Geschlechterforschung an den Hochschulen kritisch zu hinterfragen, für (hochschulpolitische) Problemlagen und Machtkonstellationen zu sensibilisieren sowie ein Spektrum an möglichen Handlungsstrategien zu diskutieren. Das Format der Zukunftswerkstatt als partizipative Gruppenmethode ermöglichte es den Workshopteilnehmer\*innen, in einen intensiven Diskussionsaustausch miteinander zu treten. Im Verlaufe der Tagung wurde deutlich, dass ein starker Vernetzungsbedarf auf der Mittelbau-ebene der Mitglieder des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW besteht. Die Mittelbauvertreter\*innen des wissenschaftlichen Beirats des Netzwerks FGF haben daher geplant, im Februar/März 2016 ein ergebnisoffenes Vernetzungstreffen zu organisieren, das an die Zukunftswerkstatt im Oktober anschließen soll und auf dem die Themenbereiche weiter vertieft diskutiert werden können.

**Kontakt und Information**  
Dipl. Soz. Wiss. Markus Tünte  
markus.tuente@uni-due.de

Judith Arnau

## Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Gender Studies

Bericht zur Tagung am 07. und 08. Oktober 2015 an der Universität zu Köln

Am 7. und 8. Oktober 2015 fand an der Universität zu Köln die von Manuela Günter (Köln), Annette Keck (München) und Ralph J. Poole (Salzburg) veranstaltete Tagung „Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Gender Studies“ statt, die durch Gleichstellungsmittel der Universität zu Köln gefördert wurde. Den Ausgangspunkt der Tagung bildete der paradoxe Befund, dass die Gender Studies trotz steigender institutioneller Förderung auch in den kulturwissenschaftlichen Fachdisziplinen nach wie vor eine marginalisierte Position innehaben. Ziel der Tagung war es, nach den Bedingungen für diese „splendid isolation“ (so das Exposé der Tagung) zu fragen sowie eine Reflexion dieser Entwicklung anzuregen und mögliche Lösungswege in den Blick zu nehmen.

Die Veranstalter\*innen eröffneten die Tagung mit Schlaglichtern auf aktuelle Entwicklungen der kulturwissenschaftlichen Gender Studies, auf die sowohl die Tagungsbeiträge wie auch die anschließenden Diskussionen immer wieder Bezug nehmen konnten. *Manuela Günter* konstatierte einleitend die mit der zunehmenden Sichtbarkeit von Genderforschung und Erfolgen der Gleichstellungspolitik steigenden öffentlichen Ressentiments und Angriffe auch aus den Reihen der Wissenschaften. Mit der Konstruktion eines Gegensatzes von kulturwissenschaftlichen Gender Studies und vermeintlich ‚objektiven‘ Naturwissenschaften würden Erkenntnisse beispielsweise der Evolutionsbiologie und der Hirnforschung gegen die Forschungsprämissen und -gegenstände der Gender Studies in Stellung gebracht. Auch innerhalb der Kulturwissenschaften seien die Gender Studies kein integraler Bestandteil der Forschung, wobei sich ein Unterschied zwischen den verschiedenen Fachdisziplinen feststellen lasse. Gerade für die germanistische Literaturwissenschaft wie auch für die Philosophie konstatierten die Veranstalter\*innen eine dramatische Ausgrenzung genderbezogener Fragestellungen. Aufgrund dessen betonte *Annette Keck* angesichts des Bedingungsgefüges von Disziplin und Disziplinierung die Notwendigkeit neuer Methoden, um die Arbeitsweisen der Fachbereiche nachhaltiger zu hinterfragen. Dies sei umso dringlicher, da vor dem Hintergrund des neoliberalen ‚unternehmerischen Subjekts‘

die Modellierung des Selbst Disziplinierungsstrategie sei und damit die Natur/Kultur-Differenz zusehends in den Hintergrund trete. So gehe der Fokus auf die Konstruktion und Inszenierung von (Geschlechts-)Identitäten nicht zwangsläufig mit möglichen subversiven Strategien der Selbstermächtigung Hand in Hand. Die Gender Studies müssten diese Entwicklung reflektieren, wollten sie nicht Gefahr laufen, Teil der Kontrollgesellschaft zu werden. Aufgrund seiner Beobachtung der Tendenz einer Rückkehr zu essentialistischen Positionen beispielsweise im *New Queer Cinema* suchte auch *Ralph J. Poole* im Weiteren nach möglichen ‚Lesarten‘ identitätspolitischer Festlegungen. Es bleibe zu fragen, ob und wie in Zeiten der flexiblen Moderne die Rückkehr zu festen Identitäten auch als Widerstandsfigur vorstellbar sei, inwiefern diese Rückkehr strategisch gedacht werden könne oder gar müsse und welche neuen Ausschlüsse durch sie produziert werden. Aufgrund dieser Herausforderungen forderte *Ralph J. Poole* angesichts der Kluft zwischen Sozial- und Kulturwissenschaften in Bezug auf die Verankerung der Genderforschung eine Stärkung der kulturwissenschaftlichen Perspektive.

Im ersten Vortrag mit dem Titel „Gegen die Disziplin. Feministische Theorie als Verunsicherungsdiskurs und Transformationsprojekt“ blickte *Cornelia Klinger* (Wien) auf die Geschichte des ‚feministischen Projekts‘ zurück, das sie nicht grundsätzlich mit den Gender Studies identifizierte, und fragte nach den Gründen zum einen für das Stocken in der feministischen Theoriebildung und zum anderen für die vehementen Widerstände, die sich der feministischen Forschung entgegenstellten. Ersteres liege nicht in der Kluft zwischen den Sozial- und Kulturwissenschaften begründet, wie sie lange angenommen habe, sondern in der zögerlichen Arbeit an der Auflösung von Dualismen, welche die symbolische und gesellschaftliche Ordnung bestimmten. Die Gründe für die Vehemenz des Widerstandes gegen das ‚feministische Projekt‘ sah *Klinger* im Einbruch der Kontingenz in die Ordnung des Denkens, der mit ihm einhergehe. Statt für die Bekämpfung und Überwindung der Widerstände plädierte sie für die Weiterführung der feministischen Theorie als „Verunsicherungsdiskurs und Transformationsprojekt“ gerade von ihrer margi-

nenalen Position aus. Der Begriff der ‚Verunsicherungswissenschaft‘ erwies sich im Verlauf der Tagung als fruchtbar für die Diskussion um den wissenschaftskritischen Auftrag der Gender Studies.

*Eva Blome* (Greifswald) knüpfte in ihrem Vortrag „Institutionalisierung und Innovation. Zur Situation der Gender Studies in den Sozial- und Geisteswissenschaften“ an den Befund der Marginalisierung der Gender Studies an und verfolgte diesen zunächst aus einer institutionstheoretischen Perspektive. Der jüngst in öffentlichen Debatten konstatierten ‚Flut‘ von Genderprofessuren entzog Blome mit dem fundierten Hinweis auf die tatsächliche Anzahl von Professuren mit Teil- oder Volldominationen ‚Gender‘ im deutschsprachigen Raum die Grundlage. Da der institutionstheoretische Blick des Weiteren vermuten lasse, dass die Integration der Gender Studies in den Sozialwissenschaften gelungener sei als in den Kulturwissenschaften, schlug Blome die in den letzten Jahren einflussreiche Intersektionalitäts- bzw. Interdependenzforschung als Brücke zwischen sozial- und kulturwissenschaftlichen Ansätzen vor. Dabei betonte sie das Potenzial der kulturwissenschaftlichen Theorien und Methoden, Konstruktions- und Dekonstruktionsprozesse von Differenzkategorien sichtbar zu machen. Mit der Narratologie böten beispielsweise die Literaturwissenschaften ein Instrumentarium, die Gemachtheit ihrer Genese freizulegen. In einer selbstkritischen Wendung könnten auf diese Weise auch die Politiken der Herstellung der Gender Studies als Erzählung reflektiert werden.

Auch *Urte Helduser* (Köln) akzentuierte in ihrem Vortrag „Biopolitisches Wissen und Ästhetik des Anormalen. Perspektiven der *Gender* und *Disability Studies* auf die Literatur der frühen Moderne“ das fruchtbare Verhältnis von Literaturwissenschaften und Intersektionalitätstheorie, fragte jedoch primär nach dem Potenzial eines intersektionalen Zugangs für die Literaturanalyse. Ausgehend von den Parallelen zwischen Gender und Disability Studies, die sie vor allem in der Kritik der Essentialisierung körperlicher ‚Normalität‘ sowie in ihrem wissenschaftskritischen Impetus verortete, fragte Helduser nach wissenspoetischen Zugängen, die sich mit der Verschränkung von *Gender* und *Ability* für die Literaturwissenschaften eröffneten. Die Fruchtbarkeit dieser Perspektive erweise sich beispielsweise in der Betrachtung der Reflexion zeitgenössischen biopolitischen Wissens in der Literatur der 1920er und 1930er Jahre. Die Thematisierung und Ästhetisierung der ‚Freakshow‘ in Ödön von Horváths *Kasimir und Karoline* etwa zeige auf, dass die literarische Diskursivierung des ‚anderen

Körpers‘ nicht nur eine wichtige Rolle in der Herstellung von Normalität einnehme, sondern durch die ästhetische Reflexion biopolitischer Diskurse auch ein subversives Moment aufweisen könne. Im Zuge der Einordnung ihrer Fragestellung in das etablierte Forschungsfeld ‚Literatur und Wissen‘ bemerkte Helduser, dass dieses die Spuren der thematischen, theoretischen und methodischen Impulse aus den Gender Studies verwischt habe. Diese Tendenz der ‚Reinigung‘ mancher *travelling concepts* von ihrem geschlechtertheoretischen ‚Ursprung‘ wurde im Laufe der Tagung an unterschiedlichen Stellen aufgegriffen und bestätigt.

*Eveline Kilian* (Berlin) betonte in ihrem Vortrag „A Queer and Pleasant Danger‘: Trans\*-Subjektivitäten im Plural“ den epistemologischen Wert literarischer Texte, den Blick auf die diskursive Produktion flexibler Subjektivierungen zu lenken. Ausgehend von der narrativen Konstitution des Selbst lotete sie das Potenzial von Trans\*-Subjektivitäten aus, das Bewusstsein für Voraussetzungen und Ausschlüsse, die durch das Konzept kultureller Intelligibilität im Sinne Judith Butlers, produziert werden, zu schärfen. Anhand Kate Bornsteins heterogener autobiographischer Projekte zeigte Kilian mit einer eindrucksvollen begrifflichen Präzision auf, wie die Transgression von Gattungsgrenzen mit fluiden Selbstentwürfen verbunden werden könne, um die Kohärenz des Subjekts aufzulösen und den Blick auf die Produktion flexibler Subjektivierungen zu lenken. Durch die Mischung verschiedener Genres, dem spannungsreichen Nebeneinander von Text und Bild, der Verwischung der Grenzen zwischen öffentlich und privat sowie zwischen *fact* und *fiction* nähmen Kate Bornsteins Texte Binaritäten auf und überschritten sie zugleich. Kilian aktivierte Rosi Braidottis Konzept des *Nomadic Subjects*, um materielle und soziale Bedingungen von Subjektivitäten berücksichtigen zu können, ohne auf die Vorstellung fester Identitäten zurückgreifen zu müssen. Auf diese Weise sei ein Beitrag zur Überwindung der Opposition ‚konstruktivistisch‘/ ‚essentialistisch‘ möglich.

Der Abendvortrag „Gender und der gesunde Menschenverstand“ von *Barbara Vinken* (München) bildete den Abschluss des ersten Tags. Die vorgetragene Kollage aus Zitaten von Invektiven auf die Gender Studies, die den öffentlichen Medien und Äußerungen seitens der Wissenschaft entnommen waren, führte Aspekte der vorhergegangenen Vorträge zusammen, bot jedoch durch den Vortragston einen alternativen Umgang mit solchen Angriffen: Vinken nutzte das Mittel der Ironie, um die Argumente, die gegen die Gender Studies ins Feld geführt werden, ins Leere laufen

zu lassen. Sie deutete das Bestehen der Wissenschaft auf ‚harten wissenschaftliche Fakten‘, die gegen die vermeintliche ‚Unwissenschaftlichkeit‘ der Gender Studies ins Feld geführt werden, als Symptom einer Kastrationsangst im Freud’schen Sinne. Gleichzeitig plädierte sie dafür, die Ressentiments ernst zu nehmen, da Phänomene wie Misogynie, Homophobie und Xenophobie als ‚gesunder Menschenverstand‘ getarnt würden. Eine entscheidende Stärke der Gender Studies verortete Vinken in der geschichtlichen Herleitung des biologischen Wissens um Geschlecht. Durch die Historisierung der ‚harten Fakten‘ entlarvten die Gender Studies die Naturwissenschaften und die Biologie als kulturelles Wissen, setzten die Opposition von Natur und Kultur außer Kraft und brächten so die Geschichtlichkeit von ‚Natur‘ zum Vorschein.

Auch der zweite Tag der Konferenz startete mit der Frage nach der Position der Gender Studies in den Disziplinen, genauer in den neueren deutschen Literaturwissenschaften. *Heide Volkening* (Greifswald) stellte in ihrem Vortrag „Alles beim Alten, immer wieder neu. Kanon, Turn, Schluckauf und Geschlecht“ fest, dass die Kategorie *Gender* sowohl in den Bemühungen der Bewahrung wie auch in der Neuperspektivierung des Fachs vernachlässigt werde. Der Kanon, der die Konservierung der Disziplin betreibe, weise trotz jahrzehntelanger Kritik einen *gender bias* auf, aber auch die Gender Studies selbst schienen auf Konservierung angewiesen zu sein und so bilde sich ein eigener Kanon an ‚Klassikern‘ heraus. Die notwendigen Neuperspektivierungen der kanonisierten Texte äußerten sich in den in immer kürzeren Abständen erfolgenden *turns* (*linguistic turn*, *cultural turn*, *spatial turn* etc.). Doch auch hier lasse sich eine Vernachlässigung der Kategorie ‚Geschlecht‘ nicht nur innerhalb der ‚turns‘ beobachten, sondern auch an der Tatsache ablesen, dass erst seit kurzem von einem *gender turn* die Rede sei. Die fehlende Beachtung von Gender Studies in den theoretischen Reflexionen des Faches sowie die mangelnde Repräsentation von Autorinnen im Fachkanon deute auf die andauernde Aktualität der ‚weiblichen Geschichtslosigkeit‘ hin. Volkening machte diesen Befund anhand eines Beispiels aus der bildenden Kunst anschaulich: Die Ausstellung „Künstlerinnen International“, die 1977 im Berliner Schloss Charlottenburg stattfand, sorgte zeitgenössisch für Aufmerksamkeit, wurde jedoch innerhalb kürzester Zeit vollständig aus dem Gedächtnis auch der feministischen Kunstgeschichte gestrichen. Volkening hielt im Anschluss an Silvia Bovenschen fest, dass die weibliche Geschichtslosigkeit wie Schluckauf sei – er kehre immer wieder. In der anschließenden Diskussion wurde auf die

Bedeutungsdimension des Störenden in der Metapher verwiesen und so abermals das kritische Potenzial der Gender Studies betont.

*Eva Boesenberg* (Berlin) gab in ihrem Vortrag „The Challenge of ‚Race‘. Intersektionale Gender Studies in der Amerikanistik“, der sich nicht zuletzt durch eine beeindruckende Reflexion der eigenen Machtposition auszeichnete, die Anregung, ein intersektionales Verständnis von *gender* auf das eigene wissenschaftliche Arbeiten anzuwenden. Die Verschränkungen von *gender* mit anderen Differenzkategorien wie *race* und *class* seien in den deutschen Universitäten weder in der Forschungs- und Lehrpraxis noch in Bezug auf Personalangelegenheiten hinreichend abgebildet. Vor dem Hintergrund, dass sich die soziale Position der Forschenden auf ihr Erkenntnisinteresse sowie den -gewinn auswirke, sei eine Folge dieser akademischen Monokultur der Verlust wichtiger Perspektiven. Zudem bestehe die Gefahr, in Hochschulpolitik, Forschung und Lehre die Ungleichheiten zu reproduzieren, die durch die Gender Studies kritisiert würden. Um dem entgegenzuwirken, müssten eigene Aussagen als spezifische und subjektive formuliert werden, auch wenn dies bedeute, Definitionsmacht abzugeben. Die Forderung nach einer konsequenten Berücksichtigung verschiedenster Differenzkategorien riskiere zwar eine zusätzliche Selbstmarginalisierung. Dagegen könnten die jedoch Gender Studies als ‚Verunsicherungswissenschaft‘ eine Vorreiterposition in der Dekolonisierung von Wissensordnungen einnehmen.

Der dritte Vortrag des Tages speiste sich aus der Verwunderung über die Vernachlässigung identitätspolitischer Diskurse in der deutschsprachigen Theaterforschung sowie -praxis und trug entsprechend den Titel: „Desiderate. Der Dialog zwischen Dramenforschung, Theaterwissenschaft und Gender Studies im internationalen Vergleich“. *Franziska Bergmann* (Trier) ging von der Beobachtung aus, dass gerade Dramentexte und Theaterstücke produktive Räume eröffneten, die Kontingenz von Geschlecht auszustellen. Nicht umsonst stamme das Vokabular der Gendertheorie aus dem semantischen Feld des Theaters: Da auf der Bühne Konstruktion und Darstellung von (geschlechtlicher) Identität zeitlich zusammenfallen, lenke das Theater den Blick auf den Konstruktionscharakter jedweder Identität. Dennoch beginne die Beschäftigung mit identitätspolitischen Diskursen in der germanistischen Dramenforschung und der Theaterwissenschaft nur zögerlich und insbesondere sei die mangelnde Repräsentanz von *queeren* Ansätzen auffallend; stattdessen beziehe sich die Forschung allein auf formal-ästhetische Fragestellungen. Aber auch die deutschsprachige

Theaterpraxis schenke identitätspolitischen Diskursen, im Unterschied zu Entwicklungen im US-amerikanischen und britischen Raum, wenig Aufmerksamkeit. Erst neuere Inszenierungen beispielsweise im Gorki-Theater in Berlin wendeten sich (neben Dramentexten von Elfriede Jelinek und René Pollesch) identitätspolitischen Diskursen zu.

Beate Neumeier (Köln) fragte in ihrem Vortrag „Queering Cultural Studies“, ob die vermehrte Thematisierung von Trans\*gender in populären Fernsehserien ein Nischenphänomen darstelle oder ob von einem nachhaltigen *Queering* der Gesellschaft gesprochen werden könne. Auch Neumeier beobachtete einen Zusammenhang zwischen erhöhter Sichtbarkeit von Gender und Queer Studies in der Gesellschaft und wachsenden Ressentiments ihnen gegenüber. Anhand verschiedener Fernsehformate wie *Modern Family*, *Queer as Folk* oder auch *Transparent* fragte sie nach der Rolle der populären Serienkultur in diesem Prozess. Sie formulierte die Beobachtung, dass auch in *queeren* Serien Normen und Stereotype transportiert würden und dass daher statt von einer subversiven Verweigerung vielmehr von einer affirmativen Rückkehr zu festen Identitätskategorien gesprochen werden könne. So registrierte Neumeier die Tendenz, Trans\*gender zu nutzen, um Geschlechtsdualismen festzuschreiben und gegen Gender und Queer Studies zu positionieren. Um der Gefahr einer weiteren Dualismenbildungen von ‚affirmativ‘ und ‚subversiv‘ zu entgehen, die diese Forschungsfrage berge, schlug Neumeier vor, ‚trans‘ im Sinne von Überschreitung zu verstehen und diese Kategorie auch im Hinblick auf Transdisziplinarität zu öffnen.

Astrid Deuber-Mankowsky (Bochum) reagierte zu Beginn ihres Vortrags „Affektpolitische Arbeit am Dokument als Herausforderung der *Gender-Media Studies*“ auf die Beobachtung einer Rückkehr zu identitätspolitischen Festschreibungen z. B. im *New Queer Cinema*, diagnostizierte jedoch anhand von Arbeiten der Videokünstlerinnen Sharon Hayes und Yael Bartana vielmehr eine Ablösung identitätspolitischer Fragen durch die affektpolitische Arbeit am Dokument. Ihre Installationen zeigten, dass die Untersuchung des Verhältnisses von Affekt und Öffentlichkeit im Vordergrund stehe sowie mit Möglichkeiten der Selbstdokumentation durch gegendokumentarische Formen experimentiert werde. Da in den Gender und Queer Studies Begriffe fehlten, solche *queeren* Ästhetiken erfassen und beschreiben zu können, schlug Deuber-Mankowsky eine Auseinandersetzung mit dem Affektbegriff von Gilles Deleuze vor, der Kunstwerke als aufbewahrte Empfindungen fasse. So könnten

Dokumente als objektivierte Affekte verstanden werden. Affekte seien, so abermals im Rückgriff auf Deleuze, nicht als Reaktion, sondern als Übergang von einem Zustand des Affiziert-Seins in einen anderen zu fassen. So könnte der Begriff des Affekts eine Möglichkeit bieten, das Verhältnis von Subjekt und Kollektiv zu denken, ohne auf Identität bzw. Identifikationsprozesse zurückgreifen zu müssen.

Der Historiker Jürgen Martschukat (Erfurt) hielt den letzten Vortrag der Tagung mit dem Titel „Geschichte der Männlichkeiten. Akademisches Viagra oder Baustein einer relationalen und intersektionalen Geschlechtergeschichte“, den er mit der Frage eröffnete, ob eine ‚Männergeschichte‘ die Forderung einer relationalen Geschlechtergeschichte erfülle oder ob sie nicht zu einer Rezentrierung der männlichen Perspektive führe und so den Zielen der Geschlechterforschung entgegenstehe. In diesem Sinne habe der kanadische Kulturwissenschaftler Bryce Traister ‚Männergeschichte‘ als ‚akademisches Viagra‘ bezeichnet, denn sie entspreche einer ‚Wiederaufrichtung männlicher Repräsentationsweisen‘. Martschukat dagegen zeigte am Beispiel seiner eigenen Forschungen zu Vaterschaft auf, wie Männlichkeitsforschung als integraler Bestandteil der Geschlechtergeschichte zu betreiben sei, indem Relationalität und Intersektionalität einbezogen würden.

Die zentralen Herausforderungen der Gender und Queer Studies sind, so ein Fazit der Tagung, Intersektionalität bzw. Interdependenz und Interdisziplinarität – nicht nur in Bezug auf die theoretische und methodische Arbeit, sondern auch in Bezug auf die Reflexion der eigenen Sprecher\*innenposition. Dazu gehört, die Machtkonstellationen auch innerhalb der Gender und Queer Studies zu überdenken, etwa in Bezug auf die Erzählung der eigenen Geschichte als ‚Fortschrittsgeschichte‘ von Feminismus über Gender Studies hin zu der Erforschung von Trans\*-Subjektivitäten. Dazu gehört aber auch, die Ausschlüsse wahrzunehmen, die das Format der Tagung selbst(re)produziert, etwa durch die Trennung von Theorie und Praxis sowie Expert\*in und Lai\*in. Die Gender Studies müssen sich jedoch auch fragen, ob die vollständige Integration aller Differenzkategorien fruchtbar sein kann oder ob sie sich nicht vielmehr auf ‚Geschlecht‘ als zentrale Kategorie konzentrieren sollte. Der mehrfach diagnostizierten Stagnation in der Theoriebildung in Folge der enormen Schlagkraft der Publikationen Judith Butlers könnte, darauf lassen einzelne Beiträge der Tagung schließen, mit einem ‚strategischen Essentialismus‘ begegnet werden. Ein solcher weist das Potenzial auf, das Verschmelzen von Selbstmodellierung als

<sup>1</sup> Eveline Kilian: Ein folgenreicher Paradigmenwechsel: Zwanzig Jahre Judith Butler. In: Freiburger Geschlechter-Studien 24 (2010), S. 95–108, hier S. 102.

#### Kontakt und Information

Judith Arnau, M. A.  
Institut für deutsche Sprache  
und Literatur I  
Universität zu Köln  
Albertus-Magnus-Platz  
50923 Köln  
judith.arnau@uni-koeln.de

subversive Praxis und Zwang zur Selbstoptimierung des unternehmerischen Subjekts aufzuzeigen, und böte die Möglichkeit, die Opposition ‚subversiv/affirmativ‘ zu unterlaufen. Zudem könnte das Konzept im Hinblick auf politische Allianzen fruchtbar sein und das „Recht auf kategoriale Zugehörigkeit“<sup>1</sup>, das Kilian in Bezug auf Butlers *Undoing Gender* festhält, theoretisch untermauern. Gleichzeitig birgt es, nicht zuletzt aufgrund der prekären Grenze zwischen ‚Essentialismus‘ und ‚strategischem Essentialismus‘, das Risiko, (neue) Ausschlüsse zu produzieren. Die Tagung verdeutlichte, so lässt sich abschließend zusammenfassen, das selbstreflexive und -kritische Potenzial der Gender und Queer Studies, da die eigenen Voraussetzungen und Ausschlüsse

immer wieder thematisiert wurden. Nicht nur wurde die marginalisierte Position der Gender Studies konstatiert, sondern es wurde auch die Frage gestellt, ob die Gender Studies – angesichts der Performativität sämtlicher Aussagen – durch ständige Wiederholung ihren eigenen Ausschluss (mit)produzieren. Zudem wurde die Chance der marginalisierten Position reflektiert, den wissenschaftskritischen ‚Verunsicherungs‘-Diskurs nicht zugunsten von ungewollten Komplizenschaften aufgeben zu müssen, sondern kritisch Fragen nach den Bedingungen der Produktion und Verbreitung von Wissen und der Hierarchien auch innerhalb der Institution der Universität stellen zu können.

Ilke Glockentöger, Anne Warmuth

## Gender – Schule – Chancengleichheit: Kommen die Jungen zu kurz?

Fortbildung für Lehrkräfte und pädagogische Fachkräfte an der Universität Paderborn am 20. November 2015

Am 20.11.2015 wurde an der Universität Paderborn eine Fortbildung veranstaltet mit dem Titel *Gender – Schule – Chancengleichheit: Kommen die Jungen zu kurz?* Die eintägige Veranstaltung, die sich vornehmlich an Lehrkräfte und pädagogische Fachkräfte richtete, wurde vom Zentrum für Geschlechterstudien/Gender Studies organisiert. Referentinnen waren Ilke Glockentöger (Referentin ‚Gendersensible Bildung in der Schule‘ in der Qualitäts- und Unterstützungsagentur – Landesinstitut für Schule NRW) und Anne-Dorothee Warmuth (Wissenschaftliche Mitarbeiterin in der AG Schulpädagogik mit dem Schwerpunkt Geschlechterforschung und im Zentrum für Geschlechterstudien/Gender Studies am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Paderborn).

Die Fortbildung stellte eine Weiterführung des Kongresses „Gender – Schule – Chancengleichheit?!“ dar, der im Rahmen des BMBF-Projektes „Aktuelle Ungleichzeitigkeiten von Geschlechterkonzepten im Bildungsbereich – eine Gefahr für die Chancengleichheit?“ (FKZ 01FP1310, Laufzeit: 10/2013 bis 09/2014) unter der Leitung von Prof. Dr. Barbara Rendtorff und dem Zentrum für Geschlechterstudien/Gender Studies am 05. Juni 2014 in Paderborn durchgeführt wurde.

Mit dieser Veranstaltung sollte u. a. dem auf dem Kongress von vielen Teilnehmer\_innen formulierten Wunsch entsprochen werden, die Vernetzung zwischen Wissenschaft und Praxis weiter auszubauen und regelmäßige Fortbildungen zur Geschlechterthematik anzubieten.

Aufgrund des v. a. in der pädagogischen Praxis weiterhin bestehenden großen Interesses an Informationen und Handreichungen zum Thema ‚Jungen‘ und an Fragen, die im weitesten Sinne das Feld ‚Männlichkeit‘ betreffen, wurde der Fokus im Rahmen der Fortbildung auf die Frage „Kommen die Jungen zu kurz?“ gelegt. Hintergrund war der seit der ersten PISA-Studie im Jahre 2000 besonders in der medialen Öffentlichkeit bestehende Diskurs um ‚Jungen als Bildungsverlierer‘ (vgl. Fegter 2012), der auch in der Praxis Auswirkungen zeigt.

Im Rahmen der Fortbildung wurden – mit dem Ziel der genaueren Verortung des Diskurses um eine Bildungsbenachteiligung von Jungen – zunächst allgemeine Fragen zu Bildung und Geschlecht behandelt und empirische Ergebnisse zum Thema Jungen und Schule präsentiert. Dabei lag u. a. ein Fokus auf Bildungsverläufen sowie auf der Frage nach dem Erkenntniswert und der Relevanz solcher (Krisen-)Diagnosen.

Eingebettet in verschiedene Methoden wurden anschließend der Schwerpunkt Männlichkeit und entsprechende Anforderungen an Jungen bearbeitet.

Basierend auf den Theorien Bourdieus (1997) und Connells (1995) präsentierten die Referentinnen im Anschluss nicht nur grundlegende Überlegungen zum Thema Männlichkeit, darüber hinaus stellten sie einen direkten Bezug zu pädagogischen Handlungsfeldern mit besonderem Fokus auf Schule her. Anhand von Forschungsarbeiten zum Thema Jungen und Männlichkeit, insbesondere Jungenpädagogik (bspw. Budde 2014, Riese 2015) und Überlegungen zu einer geschlechterreflektierten Pädagogik (u.a. Dissens e.V. & Debus et al. 2012) wurde zuletzt danach gefragt, welche Art von Pädagogik für Jungen denn überhaupt gut sein könnte und auf welcher Ebene diese Frage zu beantworten sei.

Dazu wurden u. a. verschiedene Szenen aus der pädagogischen Praxis in verschiedenen Bildungseinrichtungen diskutiert.

Die Veranstaltung machte deutlich, dass allgemein ein großes Interesse an Fragen zum Zusammenhang von Geschlecht und Bildung besteht – die Fortbildung war bereits frühzeitig ausgebucht und es musste eine längere Warteliste eingerichtet werden. Darüber hinaus formulierten die Teilnehmenden, die aus Arbeitsfeldern wie KiTa, Schule, Bezirksregierung und dem Schulministerium NRW stammten, einen erheblichen Bedarf an regelmäßigen, wissenschaftlich fundierten Fortbildungsangeboten für die Praxis. Gerade die theoretischen Inhalte wurden als wichtige Grundlagen für die eigene pädagogische Arbeit herausgestellt und es wurde bemängelt, dass diese in anderen Fortbildungen zum Teil fehlten.

#### Kontakt und Information

Anne-Dorothee Warmuth  
Universität Paderborn  
Zentrum für Geschlechterstudien/Gender Studies  
Warburger Str. 100  
33098 Paderborn  
awarmuth@mail.upb.de

Marie-Theres Wacker

## Frühjüdische Schriften im Kontext – genderspezifische und rezeptionsgeschichtliche Perspektiven

Internationale wissenschaftliche Tagung an der WWU Münster, 05.–07. Juni 2015

### Zum Thema

Als „Bücher am Rande der Bibel“ werden die Schriften, die im Judentum der hellenistischen Zeit (3.–1. Jh. v. Chr.) entstanden sind, aber keinen Eingang in den biblischen Kanon gefunden haben, oft gering geschätzt – oder als „Verschluss-Sache“ mit Enthüllungspotenzial verzerrend überschätzt. De facto geht es bei diesen Schriften um Literatur, die „im Kontext der Bibel“ entstanden ist, d. h., die sich ihrerseits bereits auf ein entstehendes Korpus von normativ werdenden Schriften bezieht. Sie können damit als eine frühe Phase „biblischer“ Rezeptionsgeschichte angesprochen werden, in denen vorgefundene Konzepte neue Formierung erfahren. Die konfrontative, aber oft auch kreative Auseinandersetzung zwischen den diversen Kulturen des östlichen Mittelmeerraumes ist dabei spürbar und zuweilen auch direkt nachweisbar. In überraschend vielen dieser frühjüdischen Schriften wird das Geschlechterverhältnis neu vermessen bzw. tritt als eigenes Thema in den Blick. Zugleich haben Motive und Traditionen aus



Foto: Expertinnen und Experten aus den Bereichen der alt- und neutestamentlichen Bibelwissenschaft.

diesen „Schriften neben der Bibel“ ihre eigene Rezeptionsgeschichte in Judentum und Christentum (und z. T. auch im Islam) entfaltet. Dies gilt wiederum ebenfalls für die Prägung von Frauen- und Männerbildern und generell für Fragen um Geschlecht und Geschlechterverhältnisse, Themen,



Die Organisatorinnen der Tagung: Prof. Dr. Marie-Theres Wacker (links), Katholisch-Theologische Fakultät der WWU Münster und Prof. Dr. Eileen Schuller, McMaster University in Hamilton.

die in den Religionsgemeinschaften bis heute virulent sind, aber auch säkulare Gesellschaften bewegen.

Vom 05. bis 07. Juni 2015 fand an der WWU Münster eine internationale Fachtagung statt, auf der sich rund 20 Expertinnen und Experten aus den Bereichen der alt- und neutestamentlichen Bibelwissenschaft und der jüdischen Studien – jeweils mit weiteren Schwerpunkten etwa in klassischer Geschichtswissenschaft, aber auch z.B. Kulturwissenschaft – dieser Literatur des Frühjudentums unter genderspezifischen und rezeptionsgeschichtlichen Perspektiven zuwandten. Darüber hinaus nahmen Doktorand\_innen und Postdoc-Studierende aus den genannten Fächern teil. Geplant und organisiert wurde die Tagung von Prof. Dr. Marie-Theres Wacker, Alttestamentlerin mit dem Schwerpunkt Frauen- und Genderforschung an der Katholisch-Theologischen Fakultät der WWU Münster, gemeinsam mit Prof. Dr. Eileen Schuller, die an der McMaster University in Hamilton (Kanada) im Department of Religious Studies lehrt und als eine der weltweit führenden Fachleute für die in Qumran am Toten Meer entdeckten frühjüdischen Texte gilt. In einem ersten Teil (vier Referate) standen Einzelschriften zur Debatte, in einem zweiten Teil (drei Vorträge) ging es um thematische Querbezüge zwischen verschiedenen Schriften, und im dritten Teil (ebenfalls drei Vorträge) wurde jeweils ein größerer Schriftenkorpus abgesprochen.

### Die Beiträge und Diskussionen

Den Auftakt im ersten Teil machte die jüdische Neutestamentlerin und Kulturwissenschaftlerin Adele Reinhartz, Professorin am Department of Classics and Religious Studies der Universität

Ottawa/Kanada. Sie stellte die griechische Version des Estherbuches ins Zentrum, die Geschichte des jüdischen Waisenmädchens Esther, die zur persischen Königin aufsteigt und der es aufgrund dieser Position gelingt, einen geplanten Genozid am jüdischen Volk zu verhindern. Über einen Vergleich dieser frühjüdischen Erzählung mit dem Film „Inglorious Basterds“ (Premiere 2009; Regie: Quentin Tarantino) arbeitete sie die These heraus, dass das griechische Estherbuch ebenso wie der analysierte Film angemessen als „Rachephantasie“ zu entschlüsseln seien. Leser\_innen bzw. Zuschauer\_innen finden in der weiblichen Protagonistin der Story in dem Maße eine Identifikationsfigur, als sie sich in deren Schicksal einschreiben können. Reinhartz' Ausführungen sorgten für eine lebhafte Diskussion, in der unter anderem die Reichweite eines solchen kulturwissenschaftlichen Zugangs für die Analyse antiker Texte angefragt wurde.

Angela Standhartinger, Inhaberin des Lehrstuhls für Neues Testament an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Marburg, beschäftigte sich mit der Erzählung „Josef und Aseneth“, die über die Beziehung zwischen Josef, dem keuschen Jakobsohn, und Aseneth, der männerverachtenden ägyptischen Priestertochter, einen Identitätsdiskurs des Jüdischen im hellenistischen Kontext führt. Standhartinger verknüpfte genderspezifische, ethnische, religionsbezogene und politisch-ökonomische Aspekte dieser Schrift und zeigte den „Mehrwert“ einer solchen intersektionellen Analyse.

Die katholischen Alttestamentlerinnen Prof. Dr. Barbara Schmitz und Dr. Lydia Lange vom Seminar für Altes Testament und Altorientalische Sprachen an der Universität Würzburg nahmen die Erzählung über die Witwe Judith, die ihre Stadt Betulia von der Belagerung durch das Heer der Assyrer erlöst, in den Blick. Holofernes, der feindliche Feldherr, verliert beim Anblick der überaus schönen Frau im doppelten Sinn den Kopf, und entsprechend ist Judith als die männermordende Femme fatale in die Kunstgeschichte eingegangen. Über den Vergleich der griechischen Version der Septuaginta mit der lateinischen Übersetzung der Vulgata wurde deutlich, dass Hieronymus diese Schrift wohl kaum in einer kleinen Nachtsitzung übersetzt haben kann, wie er selbst angibt, sondern sich die lateinische Version als eine Neufassung der Judithgeschichte mit einem andersartigen, zeit-typischen Frauenideal erweist.

Auch Marie-Theres Wacker bezog sich auf eine ganze Schrift, den pseudepigraphischen sogenannten Brief des Jeremia, der in katholische Bibelausgaben als 6. Kapitel des Baruchbuches Eingang gefunden hat. In seiner sarkastischen

Kritik der Verehrung von Bildern im Götterkult Babyloniens bezieht sich dieser Text immer wieder auch auf Frauen im Kontext des Kultes. Deren Negativkonstruktion wird dazu benutzt, die Kultpraxen und damit die Religion der Mehrheitskultur verächtlich zu machen. Insofern ist der Jeremiabrief innerhalb des jüdischen Identitätsdiskurses der hellenistischen Zeit ein ambivalentes Dokument zwischen entschiedener und fast aufklärerisch anmutender Theologie einer bilderlosen Verehrung des einen Gottes und strikter, polemischer Grenzziehung zu „den anderen“.

Im zweiten Teil der Tagung ging es um die genderspezifische Rezeption von Texten aus den biblischen Büchern Genesis und Exodus. Die für das traditionelle christliche wie jüdische Frauenbild zutiefst prägende Figur der Eva wurde in hellenistischer Zeit weiterentwickelt zu einer Frau, der die Schuld am Eintritt des Todes in die Welt zugesprochen wird, die ihre Schuld auf sich nimmt und dadurch den Mann entlastet, an der sich aber auch ein Disput über Ausmaß und Art ihrer Schuld entzündet. Dies zeigte die Professorin für Judentum und frühes Christentum am Department of Humanities der Universidad Nacional von La Rioja/Argentinien, Magdalena Diaz Araujo. Dabei finden sich in den diversen Fassungen des sogenannten „Lebens Adams und Evas“, die sie in den Mittelpunkt stellte, auf der einen Seite Aspekte einer Entlastung Evas, auf der anderen Seite aber auch eine Vorstellung von der „Sünde Evas“, die in die Richtung einer sexuellen Beziehung zur Schlange weist und Kain damit zum Nachfahren des Teufels stempelt.

Dr. Veronika Bachmann, Dozentin am Institut für Religionspädagogik der Universität Luzern, setzte bei der rätselhaften Notiz in Gen 6,1–4 über die urzeitlichen „Himmelssöhne“, die den Sexualverkehr mit „Menschentöchtern“ aufnehmen, an und verfolgte die Entfaltungen dieses Motivs in verschiedenen frühjüdischen Schriften. Einen besonderen Schwerpunkt legte sie auf das sogenannte äthiopische Henochbuch, einer Art Schriftenkomposition, die über die Leitfigur des Urgroßvaters Noahs, Henoch, ihren literarischen Zusammenhalt erfährt. Hier kommt über das Motiv der „Himmelssöhne und Menschentöchter“ eine tiefgreifende jüdische Zivilisationskritik des Hellenismus zur Sprache, wobei die Texte die Rolle der Frauen zwischen Kollaborateurinnen und Opfern changieren lassen.

In die genderspezifische Rezeption der jüdischen Bibel spielen, das wurde in den meisten der vorgestellten Referate deutlich, in nicht geringem Maße Auseinandersetzungen mit jeweils im Rezeptionskontext aktuellen Problemlagen hinein. So arbeitete Dr. Hanna Tervanotko, die am Exzellenzzentrum „Changes in Sacred Texts and

Traditions“ an der Universität Helsinki forscht, heraus, dass in einer Reihe der frühjüdischen Neudeutungen von Ex 1–2 das Thema der Adoption von Kleinkindern, aber besonders auch das der Erziehung von Kindern durch Frauen eine zentrale Rolle spielt.

Im dritten Teil der Tagung standen neben den Schriften aus Qumran die beiden jüdisch-römischen Schriftsteller Flavius Josephus und Philo von Alexandrien im Fokus der Aufmerksamkeit. Maxine Grossman, Professorin am Meyerhoff Center for Jewish Studies an der University of Maryland und Qumran-Forscherin, problematisierte in ihrem Beitrag die durchgehend androzentrische Sicht nicht nur der antiken Texte, sondern auch der Mainstreamforschung zu Schriften und Archäologie von Qumran. Eine gegenderte Perspektive auf das Material – und Grossman unternahm dies insbesondere am Beispiel der sogenannten „Damaskusschrift“ und der „Gemeinderegeln“ – kann durchaus differenzierte Befunde erheben, wenn es etwa um Frauen als Zeuginnen in gerichtlichen Auseinandersetzungen geht.

Für Prof. Dr. Tal Ilan, Vertreterin der Jüdischen Studien an der Freien Universität Berlin und Herausgeberin eines vielbändigen feministischen Kommentarwerks zum Babylonischen Talmud, war Flavius Josephus, der jüdisch-römische Historiker der Zeitenwende, kein origineller Rezipient biblischer Frauenfiguren. In seinen beiden Werken zu den „Jüdischen Altertümern“ und zum „Jüdisch-Römischen Krieg“ blieb er, so Tal Ilan, nahe an seinen biblischen Vorlagen, während sein eigenes Frauenbild am ehesten über seine Darstellung der Frauen am Herodianischen Hof zu ermitteln sei.

Das Schrifttum des jüdischen Philosophen Philo von Alexandrien wurde von Prof. Dr. Joan Taylor, Professorin für Judentum der Zeit des II. Tempels am King's College in London, einer gründlichen Relecture unterzogen, um auf dieser Basis die Historizität der Notizen Philos über die geheimnisvollen Therapeuten und Therapeutinnen, die in einer klosterähnlichen Gemeinschaft außerhalb der Großstadt Alexandria leben, zu überprüfen. Nach Taylor besteht eine hohe Wahrscheinlichkeit, dass Philo hier eine historisch verbürgte jüdische Gemeinschaftsform beschreibt, in der Frauen ein erstaunlich eigenständiges spirituelles und intellektuelles Leben führen konnten.

Die Auswahl der auf der Tagung präsentierten Texte und Themen verdankte sich nicht zuletzt dem Leitinteresse an einer längst fälligen Debatte über die gendertheoretischen Grundlagen der je eigenen Analysen. Innerhalb der traditionellen westlichen Wissenschaftszentren Europas und Nordamerikas sind aufgrund unterschiedlicher

exegetischer, aber auch philosophischer oder sozialwissenschaftlicher Wissenschaftstraditionen sowie religiöser Prägungen und politisch-praktischer Erfahrungen verschiedenartige Formen der Frauen- und Genderforschung in der Exegese entwickelt worden. Nach vier Jahrzehnten solcher Forschungen stehen gegenwärtig die Wahrnehmung der Vielfalt und die Sicherung des Erreichten zur Entwicklung differenzierterer Perspektiven an, zumal die Frauen- und Genderforschung auch in der „Mainstream“-Exegese eine nicht unbedeutende Rezeption gefunden hat. Die an der Tagung Teilnehmenden brachten auf dem aktuellen Stand der Forschung ihre fachliche Expertise, die in unterschiedlichen Wissenschaftskontexten gewonnen wurde, mit. Bei den zur Debatte stehenden Texten wurde immer wieder auch reflektiert, ob bzw. inwiefern der unterschiedliche religiöse bzw. konfessionelle Hintergrund (christlich wie jüdisch) der Forscherinnen die Analyseperspektive bestimmt bzw. für die Wahrnehmung der jeweiligen Texte kreativ genutzt werden kann. Die Einbeziehung von Kolleginnen aus Afrika oder Asien, die für andere Bereiche der gendersensiblen Bibelwissenschaft bereits selbstverständlich ist, blieb für dieses Projekt ausgeklammert, da die Erforschung der Literatur des Frühjudentums am Rand der Bibel in diesen Kontexten aus vielerlei Gründen kaum eine Rolle spielt.

### **Der Rahmen: Die internationale Enzyklopädie „Die Bibel und die Frauen“**

Die Tagung in Münster stand im größeren Rahmen der entstehenden exegetischen und kulturgeschichtlichen Enzyklopädie *Die Bibel und die Frauen* (Kohlhammer-Verlag)/*The Bible and Women* (Society of Biblical Literature Press)/

*La Bibbia e le donne* (Il Pozzo di Giacobbe)/*La Biblia y las mujeres* (Editorio Verbo Divino). Die Enzyklopädie wird in vier Sprachen (Deutsch, Englisch, Spanisch, Italienisch) publiziert; die vier Hauptherausgeberinnen sind Irmtraud Fischer, Graz/Österreich; Adriana Valerio, Neapel/Italien; Mercedes Navarro Puerto, Sevilla/Spanien und Christiana de Groot, Grand Rapids/USA. Drei der vier Hauptherausgeberinnen nahmen an der Tagung teil, moderierten die Sitzungen und brachten aus dem Kontext der Enzyklopädie relevante Diskussionspunkte ein.

Die auf 22 Bände angelegte Enzyklopädie zielt auf eine Geschichte der Bibelinterpretation mit besonderem Fokus auf jene Texte und Traditionen, die für das Geschlechterverhältnis in den von ihr geprägten Kulturen relevant geworden sind. Fünf Bände sind den biblisch-kanonischen Texten gewidmet, zwei den Schriften „im Kontext der Bibel“ des Alten und Neuen Testaments – einer davon der Band, der aus der Tagung hervorgehen wird; die Debatte um die angemessene Terminologie der i. a. als „apokryphe“ oder „pseudepigraphie“ Schriften bezeichneten Literatur war ein basso continuo auch der Tagung in Münster. Dazu treten drei Bände der jüdischen Exegese und 12 Bände zur Rezeptionsgeschichte von der sogenannten patristischen Zeit bis in die Gegenwart. Das dazu erforderliche interdisziplinäre Gespräch zwischen Theologie, Exegese, Archäologie, Kunst-, Literatur- und Sozialwissenschaften sowie Philosophie wird u. a. durch einen entsprechenden Beirat der Enzyklopädie gewährleistet. Genderforschung wird über diesen Ansatz als interdisziplinäres Feld etabliert und praktiziert. Zu den inzwischen erschienenen Bänden vgl. die website [www.bibleandwomen.org](http://www.bibleandwomen.org) in den vier Sprachen.

#### **Kontakt und Information**

Prof. Dr. Marie-Theres Wacker  
Seminar für Exegese des Alten Testaments  
Johannisstraße 8–10  
48143 Münster  
wacker.mth@uni-muenster.de  
<http://www.uni-muenster.de/fb2/exegeseat/>



Prof.'in Dr. Cornelia Klinger, Universität Tübingen.



Prof.'in Cinur Ghaderi, EFH Bochum, und Dr. Luqman Saleh Karim, Universität Sulaimania.

Cinur Ghaderi

## „Gelingendes Leben – aus der Sicht sozialer Berufe“

Tagung der Sektion „Gelingendes Leben im Hinblick auf Gender“ vom 02. bis 05. November 2015 in Bochum

Was ist „Gelingendes Leben – aus der Sicht sozialer Berufe“? – dies war die Leitfrage einer internationalen Tagung, die vom 02. bis zum 05.11.2015 an der Evangelischen Fachhochschule in Bochum ausgerichtet wurde. 280 Wissenschaftler\_innen und Studierende aus England, Russland, Südafrika, der Schweiz, Tansania, der Türkei, dem Nord-Irak, Uganda und den USA setzen sich u. a. mit Fragen zu psychischer und physischer Gesundheit, Inklusion, Kinderschutz und dem globalem Zusammenleben der Geschlechter und Kulturen auseinander.

Den Auftakt für die Tagung gab die Philosophin Prof.'in Dr. Cornelia Klinger, Universität Tübingen, die über die Frage nach gelingendem Leben zwischen Anspruch, Wunsch und Wirklichkeit referierte. Allein diese Frage nach gelingendem Leben zu stellen, ist, so Klinger, abhängig von Raum, Zeit, Kultur und Kontext. In historischer Perspektive zeichnete sie die sich verändernden Antworten nach: vom geglückten Leben in der Antike, in der ein Mensch seinen Platz in der zugewiesenen Gesellschaftsordnung erkennt und einnimmt; über die im Mittelalter vorherrschende transzendente Sicht, die das gute Leben im ewigen Leben, jenseits von Raum und Zeit, verortet; bis zu Veränderungen durch Modernisierungs- und Säkularisierungsprozesse, die die Vorstellungen einer gelingenden Gemeinschaft verblasen lassen zugunsten der Idee der Freiheit

des Einzelnen und ihm zugleich die Verantwortung für Gelingen und Misslingen geben. Soziale Arbeit als Lebenssorge-Arbeit könne gelingen, zufriedenstellen, wenn sie verstehe, dass Grenzen kein Scheitern bedeuten, sondern Bedingungen der Möglichkeiten, die solidarisch realisiert werden könnten.

Eine Sektion hat sich im Rahmen dieser Tagung dem Thema „Gelingendes Leben im Hinblick auf Gender“ gewidmet. Gefragt wurde: Wann ist ein Leben unter Einbeziehung der Genderperspektive gelungen? Welche kulturellen Ordnungen der Geschlechterverhältnisse lassen sich in unterschiedlichen Kontexten beobachten? Wo sind Chancen für ein gelingendes Leben limitiert? Welche Phänomene von Gewalt und Ungleichheit bezogen auf Geschlechterverhältnisse sind zu beobachten? Wie spiegeln Genderpolitiken die Alltagsroutinen sozialer Praxis? Wo geschieht dies in Feldern und Handlungszielen sozialer Arbeit?

Regionale und internationale Gäste bereicherten die Diskussion und Auseinandersetzung in der Gendersektion: Meera Sivaloganathan, Gender- und Diversity-Trainerin aus Düsseldorf, referierte über den Einfluss von Kolonialismus und Rassismus auf Geschlechterordnungen in globaler Perspektive. Der Soziologe und Dekan des Fachbereichs Soziale Arbeit der Universität Sulaimania, Dr. Luqman Saleh Karim, war eigens für die Tagung aus dem Nord-Irak angereist. Denn ein Fokus

waren die Geschlechterverhältnisse in Kurdistan-Irak. In seinem Vortrag berichtete Dr. Saleh Karim, dass Soziale Arbeit im Irak ein noch recht junges Studienfach im Aufbau sei (seit WS 2014/15), das durch die aktuelle politische Lage als Profession, die sich wert- und bedürfnisorientiert an der Minimierung von sozialer Ungleichheit und Menschenrechtsverletzung orientiert, vor besonderen Herausforderungen steht. Die Lehrenden haben seit Monaten kein Gehalt bekommen – und das beeinträchtigt nicht nur die Motivation, sondern ist existentiell. Einige der Studierenden seien bereits geflüchtet, weil sie eben keine Perspektive für ein gelungenes Leben sehen. Ähnlich wie in Deutschland seien es überwiegend junge Frauen, die dieses Fach studieren. Die Bereiche, in denen sie später in der Praxis arbeiten, seien eng umrissen und umfassen Schulen, Gefängnisse, Frauenhäuser und NGOs. Gender spiele eine wesentliche Rolle, denn das Land befinde sich in einem widersprüchlichen gesellschaftlichen Wandel: Es gibt Freiräume, zahlreiche zivilgesellschaftliche Organisationen haben sich nach dem Sturz des Baath-Regimes gebildet, und doch ist ein drängendes Thema genderbasierte Gewalt und Gender-Equality. Konkrete Bedrohung und Spannungen sind durch den sogenannten Islamischen Staat in jüngster Zeit hinzugekommen: Frauen werden versklavt und sind zugleich die Kämpferinnen an vorderster Front. In der Gesellschaft zeigen die jährlichen Statistiken eine kontinuierliche Zunahme der genderbasierten Gewalt in den vergangenen fünf Jahren. Ein intensiver und spannender Dialog entwickelte sich, in der sowohl die Gäste referierten und Fragen beantworteten als auch Dr. Saleh Karim den Studierenden Fragen stellte. Auf die Frage der Studierenden nach dem gelingenden Leben in seiner Stadt und seiner Universität antwortete er mit folgendem Bild: In den Seminarräumen habe er beobachtet, dass sich die Anwesenden Stühle nehmen, diese nach ihren Bedürfnissen *bewegen*. Lehrende und Studierende sitzen auf einer Höhe im Raum und sprechen, manchmal in einem Kreis. In seiner Universität, die neu gebaut und sehr schön sei, seien die Tische und Stühle im Boden festmontiert. Man könne sich daraufsetzen, aber nicht ihre Stellung verändern. Das symbolisiere bereits die vorgegebene gesellschaftliche Ordnung, auf die sich Individuen setzen könnten. Die Studierenden dort könnten nur sich selbst auf diesen festen Stühlen bewegen. Normalitätsvorstellungen eines „gelungenen Lebens“ unterscheiden sich. Das Ideal der Selbstverwirklichung und Autonomie sei nur sehr bedingt möglich. Eher ginge es um ein kreatives Arrangement mit den Grenzen, um individuelle Möglichkeitsräume zu schaffen. Explizite Rechts-

normen und implizite kulturelle Leitwerte formen eine deutliche hegemoniale Struktur der Geschlechterordnungen. Das Zusammenleben der Geschlechter sei deutlich überschattet von Ungleichheiten, die teils im Recht verankert seien: So sei Homosexualität oder ein „Seitensprung“ in der Ehe ein Tatbestand, der rechtliche Konsequenzen hat und daher geahndet wird. In ihrem Vortrag zu Geschlechterverhältnissen in Kurdistan-Irak bestätigte Prof.in Cinur Ghaderi dieses von Dr. Saleh Karim gezeichnete Bild. Gewalt ist keineswegs auf die von einzelnen Männern gegenüber einzelnen Frauen reduzierbar, sondern in der Struktur der Gesellschaft eingebettet. Geschlechtertrennung, die Ideologie der Geschlechterehre, Gewalt und patriarchale Leitbilder bilden den Rahmen der Geschlechterverhältnisse. Die politischen Entwicklungen haben die religiösen Leitbilder und eine Islamisierung der Gesellschaft verstärkt, was sich insbesondere in den rechtlichen Aspekten spiegelt. Es gibt zahlreiche Beispiele für existierende irakische Gesetze, die nicht mit der Frauenrechtskonvention CEDAW kompatibel sind, u. a.:

- das Strafgesetzbuch: Hier gibt es Änderungen, doch nach wie vor gibt es Gesetzesteile, die ehrenbasierte Morde und Gewalt rechtfertigen. Wenn ein Mann eine Frau vergewaltigt und später das Opfer heiratet, wird die Strafanzeige fallen gelassen.
- Scheidung: Jeder Mann kann sich von seiner Frau ohne ihre Einwilligung scheiden lassen, allerdings braucht eine Frau die Genehmigung ihres Mannes für eine Scheidung.
- Ehe bei Minderjährigen: Das irakische Gesetz hat das Heiratsmindestalter auf 16 Jahre gesetzt, was damit zwei Jahre unter dem von CEDAW vorgesehenen Alter liegt.
- Polygamie: Es wurden von der Kurdischen Regionalregierung Restriktionen eingeführt, dennoch können sie nicht ausreichend implementiert werden, da Männer in anderen Landesteilen des Irak heiraten können und diese Heirat in der kurdischen Region nicht annulliert wird.
- Das Erbrecht diskriminiert Frauen.

Es gibt Verbesserungen auf der gesetzlichen Ebene, diese sind in der Praxis schwer umsetzbar, so z. B. bei der Vergewaltigung in der Ehe oder bei Genitalverstümmelung. Theoretisch anzeigbar, in der Praxis kaum realisierbar. Weiterhin befördert die consanguine Heiratspraxis familiäre bis hin zu tribalen Loyalitätssystemen, die die Autorität des Staates kappen und die notwendige Diversität für die Bildung von zivilgesellschaftlichen Strukturen und den Abbau von Hierarchien verlangsamen.

Trotz dieser Unterschiede gibt es Gemeinsamkeiten im Irak und in Deutschland: Genderverhältnisse sind nicht ohne Ungleichheitsverhältnisse diskutierbar: Hier wie dort führen intersektionale Interdependenzen zu ähnlichen Phänomenen: Migrantinnen aus ärmeren Ländern bedienen die Nachfrage nach Sorgearbeit (care chain); Flüchtlings- und Migrationsbewegungen beeinflussen die Geschlechterverhältnisse und führen zu Prozessen von Öffnung und Schließung: Geschlechtliche Leitbilder fungieren als Marker eines national definierten Kollektivs, über sie wird eine „authentische“ nationale Identität ausgehandelt. Über „wer sind wir?“ streiten und konkurrieren konservative und progressive Kräfte in der Gesellschaft. Und: Ähnlich wie in Deutschland wird über islamischen Fundamentalismus diskutiert und statt über Islamophobie gibt es die Diskussionen um Verwestlichung und Westophobie.

Alle Beteiligten waren durch den Austausch inspiriert. Erfreulich ist, dass der Dialog in gendersensibler und international-interkulturell vergleichender Perspektive fortgesetzt werden kann. Ein beim DAAD beantragtes Projekt für 2016 wurde nun bewilligt. Das Projekt „COBOSUNIN“<sup>1</sup> zielt – im Sinne einer nachhaltigen entwicklungspolitischen Maßnahme – darauf, die Wissensgesellschaft im Irak zu fördern, indem es die Lehre und die Forschung am Fachbereich Soziale Arbeit an der Universität Sulaimania stärkt. Die mittlerweile bestehenden Kontakte sollen im Rahmen des Projektes intensiviert und institutionalisiert werden. Dabei werden Genderfragen, genderbasierte Gewalt und ein Dialog über Genderkompetenz in der Sozialen Arbeit zentrale Themen sein, die bearbeitet werden.

<sup>1</sup> **CoBoSunin** = Cooperation between Bochum and Sulaimani Universities nowadays Cobosanin bedeutet auf Kurdisch: Zusammenkommen zum Wissenserwerb.

#### Kontakt und Information

Prof. Dr. Cinur Ghaderi  
 Fachbereich Soziale Arbeit/  
 Psychologie  
 Evangelische Fachhochschule  
 Bochum RWL  
 University of Applied Sciences  
 Immanuel-Kant-Straße 18–20  
 44803 Bochum  
 ghaderi@efh-bochum.de

Manuela Kleine

## Öffentlichkeitstag „Geschlecht, Migration und Sorgearbeit“ des Weiterbildenden Studiums FrauenStudien

Öffentlichkeitstag am 12. September 2015, Universität Bielefeld

Auch beim diesjährigen Öffentlichkeitstag des Weiterbildenden Studiums FrauenStudien standen Geschlechterfragen im Fokus – und dies in vielerlei Hinsicht. In ihrer Eröffnung problematisierte Prof'in Dr. Katharina Gröning, wissenschaftliche Leiterin des Weiterbildenden Studiums, zunächst die eingeschränkten Zugänge zu universitärer Bildung für Frauen in und nach der Familienphase. Gerade diejenigen, deren Bildungs- und Erwerbsbiografien von Brüchen gekennzeichnet seien, könnten bisher nicht von der Öffnung der Hochschulen profitieren. In diesem Zusammenhang erläuterte sie das neue Studienmodell der FrauenStudien, welches sich den Abbau dieser Hürden zum Ziel gesetzt habe. Dieses – erstmalig zum Wintersemester 2015/16 gestartete – Studienmodell sei durch die Angleichung an Bachelorstrukturen gekennzeichnet und ermögliche somit eine stark erhöhte Anerkennung von erbrachten Leistungen beim Übergang in ein Regelstudium. Somit wurde die Hürde des Zugangs zu Bachelorstudiengängen (weiter) abgebaut und eröffne den Frauen erweiterte erwerbsbiografische Möglichkeiten.



Teilnehmende des Öffentlichkeitstages.

Dr. Beate Kortendiek, Koordinatorin des Netzwerkes Frauen- und Geschlechterforschung NRW, griff diesen Aspekt in ihrem Grußwort auf und betonte, dass ein solches offenes Bildungskonzept dazu beitrage, die Durchlässigkeit von Bildungswegen zu erhöhen und die Exklusivität von

Bildung zu durchbrechen. Vielfalt und Inklusion seien in diesem Rahmen gelebte Bildungspraxis und gewinne auch im Zuge von Migrationsbewegungen deutlich an Relevanz. Zudem betonte sie die Bedeutung von Frauennetzwerken in der Wissenschaft, die dazu beitragen können, sowohl auf der fachlichen als auch auf der persönlichen Ebene geschlechterbezogene Schiefen abzubauen.

Das Thema „Geschlecht und Bildungswege“ war auch Bestandteil des Grußwortes von Angelika Borgstedt, Fachdienstleiterin Jugend und Soziales in Bad Salzfluren. Sie berichtete als ehemalige Studierende der FrauenStudien über ihren persönlichen Werdegang und beleuchtete dabei auch typische Hemmschwellen beim Zugang zu universitärer Bildung. Insbesondere die Fragen „Bin ich hier richtig?“, „Gehöre ich hier hin?“, „Habe ich ein Recht darauf hier zu sein?“ und „Kann ich das schaffen?“ stellten sich für sie am Beginn ihrer beruflichen Neuorientierung. Das (Frauen-)Netzwerk der Studierenden innerhalb der FrauenStudien sowie die begleitete Heranführung an die universitäre Bildung seien im Hinblick auf den Abbau dieser Hemmschwellen zentral gewesen. Zudem führte dies zur Bestärkung und Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten und motivierte schlussendlich dazu, ein Regelstudium der Erziehungswissenschaft aufzunehmen und später sogar dazu, zu promovieren.

Neben diesen hochschulbezogenen Geschlechteraspekten stand das Thema „Geschlecht, Migration und Sorgearbeit“ im Mittelpunkt der Veranstaltung. Janina Glaeser, Nachwuchswissenschaftlerin und Doktorandin der Goethe-Universität und der Université de Strasbourg, stellte unter dem Titel „„Care'-Wege – Migrantinnen in der Kindertagespflege“ ihre ersten Forschungsergebnisse vor. Ausgangspunkt ihrer Studie ist das „Care-Defizit“, welches in europäischen und anderen postindustriellen Staaten heute konstatiert wird. Dieses Defizit an Haushalts- und Fürsorgearbeit sei durch den Einbezug der Frauen in die Erwerbsarbeitswelt entstanden, wobei der Bedarf an Care von Seiten des Staates nicht genügend beantwortet werde. Allerdings würden immer mehr Frauen mit Migrationshintergrund in diesem Bereich arbeiten. Die Feminisierung der Migrationsströme stütze einen Care-Arbeitsmarkt, der weiblich konnotiert bleibe. Männer (oder auch Trans\*personen) mit oder ohne Migrationshinweis bildeten weiterhin eine Ausnahme. Zunehmend fänden Migrant\_innen vor allem im Bereich der Kindertagespflege eine Beschäftigung. Den Prozess, welcher zur Beschäftigung als „Kindertagespflegeperson“ führt, illustrierte Glaeser in ihrem Vortrag anhand der Lebenswege dieser Migrant\_innen in

Deutschland und Frankreich, wobei sie die Auswirkungen unterschiedlicher Policies auf die Teilhabestrategien dieser Tageseltern beleuchtete. Migrantische Tageseltern in Frankreich stammten zumeist aus Großfamilien im Maghreb, welche auf dem Land lebten und eine starke Orientierung am Familienleben sowie auf eine zukünftige Ehe aufwiesen. Die Migration dieser Tagesmütter sei als Heiratsmigration zu verstehen, die eine sofortige Familiengründung in Frankreich nach sich ziehe sowie die weiterhin starke Orientierung am Haushalt und den eigenen Kindern, was zu einer Phase der Isolation in der Aufnahmegesellschaft führe. Die migrantischen Tageseltern erleben einen ökonomischen Druck ihren Lebensstandard anzupassen, der in Kombination mit dem Mangel an Qualifikation sowie dem in Frankreich geltenden Kopftuchverbot den Weg in die im häuslichen Umfeld stattfindende Kindertagespflege ebne, zumal die Professionalisierung dieses Sektors in Frankreich bereits vorangeschritten sei und die migrantischen Tageseltern in dieser Beschäftigung Unterstützung bekämen.

Die migrantischen Tageseltern in Deutschland stammen größtenteils aus Großfamilien in Osteuropa und seien sozialistisch geprägt. Im Gegensatz zu den migrantischen Tageseltern aus Frankreich weisen diese Tageseltern eine stärkere Orientierung an Bildung(skarrieren) auf und würden emigrieren, um ökonomisch zu reüssieren und für „Freiheit“. Es handle sich hierbei um eine so genannte „high skilled“ migration, wobei den Tageseltern jedoch in Deutschland der „Aussiedlerstatus“ zukomme. Des Weiteren zeige sich hier die Problematik der Sprachprobleme und der Nicht-Anerkennung oder nur teilweisen Anerkennung ihrer Qualifikationen. Die Aufnahme einer Beschäftigung im Rahmen der Kindertagespflege werde hier zudem maßgeblich durch den ökonomischen Druck des Zuverdienstes zur Sicherung des Lebensstandards, die mangelnden Betreuungsoptionen für die eigenen Kinder sowie die öffentliche Nachfrage an Kinderbetreuung beeinflusst.

Insgesamt sei festzustellen, dass in beiden Ländern das Bedürfnis der migrantischen Tageseltern nach der Verbindung ihres familiären Lebens mit der Arbeit sehr zentral sei (nicht Beruf und Familie getrennt voneinander vereinbaren zu müssen oder zu können). Dies zeige deutlich, wie sehr die Entscheidung, Kindertagespflegeperson zu werden, mit den Policies in den jeweiligen Ländern zusammenhänge. Im Vergleich zwischen den beiden Ländern werde zudem ersichtlich, dass der Beruf der Kindertagespflege in Frankreich den Migrant\_innen mehr Möglichkeiten liefere, eine Art von „Empowerment“ zu erfahren als in Deutschland, obgleich Migrant\_innen

in Deutschland sehr viel bessere Abschlüsse mitbringen. Die migrantischen Tageseltern in Frankreich profitierten insbesondere durch Professionalisierung des Kindertagespflegesektors. Ihre Berufskarrieren verliefen daher meist erfolgreicher im Sinne einer „social upward mobility“. Dagegen sei die Beschäftigung im Rahmen der Kindertagespflege in Deutschland eine der wenigen bezahlten Beschäftigungsmöglichkeiten, bei der zudem die Vereinbarkeit von Familie und beruflicher Tätigkeit gewährleistet sei. Gleichzeitig sei damit für die hoch qualifizierten MigrantInnen ein beruflicher Rückschritt in Bezug auf Erwerbseinkommen, Status und Aufstiegsmöglichkeiten verbunden.

In der anschließenden Diskussion im Plenum wurden diese Ergebnisse angeregt aufgegriffen und durch verschiedene eingebrachte Fallbeispiele seitens der Anwesenden weiter diskutiert. Dabei wurde auch die Situation derjenigen Eltern (insbesondere Mütter) beleuchtet, die auf die Betreuung ihrer Kinder durch migrantische Tageseltern angewiesen sind. Es wurde nochmals deutlich, dass die Sorgearbeit nicht nur eine der zentralen Säulen unserer Gesellschaft ist, sondern zudem ein Sektor, der nicht losge-

löst von Geschlechter- und Migrationsfragen betrachtet werden kann. Politik, Gesellschaft und Wissenschaft stünden hier in der Verantwortung, die damit verbundenen Herausforderungen konstruktiv anzugehen.

Im Anschluss an die rege Diskussion erfolgte die Verleihung der Zertifikate an die diesjährigen dreizehn Absolventinnen der FrauenStudien, deren Abschlussarbeitsthemen erkennen ließen, dass auch in den Schwerpunkten „pädagogische Beratung“, „Politik und Bildungsarbeit“ und „Gesundheit und Umwelt“ Geschlechterfragen eine große Relevanz haben.

Auch das neue modularisierte Studienmodell der FrauenStudien wurde im Rahmen der Veranstaltung nochmals eingehend von Manuela Kleine, wissenschaftliche Mitarbeiterin des Weiterbildenden Studiums, vorgestellt und erläutert. Der abschließende Ausklang der Veranstaltung bot die Möglichkeit sich im Rahmen informeller Gespräche nochmals auszutauschen, miteinander in Kontakt zu treten und sich über das Weiterbildende Studium FrauenStudien persönlich zu informieren sowie weitergehende Einblicke in Studienprojekte zu gewinnen.

#### Kontakt und Information

Dipl.-Päd. Manuela Kleine  
Weiterbildendes Studium  
FrauenStudien  
Fakultät für Erziehungswissenschaft  
Universität Bielefeld  
Universitätsstraße 25  
33615 Bielefeld  
Tel.: (0521) 106 3135  
manuela.kleine@uni-bielefeld.de

Ana Rodrigues

## Emilie Du Châtelet: Laws of Nature – Laws of Morals

Tagungsbericht zum Workshop und dem anschließenden internationalen Graduiertentag vom 23. bis 25. Oktober 2015 in Paderborn

Die Tagung „Emilie Du Châtelet: Laws of Nature – Laws of Morals“ des Lehr- und Forschungsbereichs *History of Women Philosophers and Scientists* der Universität Paderborn widmete sich der Frage, wie Naturerkenntnis und Moralphilosophie interagieren. Zu Gast in Paderborn waren Forscher\_innen aus Ungarn, Kroatien, Tschechien und Deutschland, die sich mit der Philosophin befassen. Dieser Workshop stieß nicht nur bei der Paderborner Wissenschaftler\_innen, sondern auch bei den Studierenden auf großes Interesse.

Die Veranstaltung wurde am Freitagmittag von der Gastgeberin Prof. Dr. Ruth Hagengruber eröffnet. Sie stellte zunächst den hiesigen Lehr- und Forschungsbereich *History of Women Philosophers and Scientists* vor. Dieser Bereich

ist in dieser Form einmalig in Europa und wichtiger Ansprechpartner für weltweite Projekte zur Erforschung insbesondere europäischer Philosophinnen. Im Zentrum der Forschungen stehen in Paderborn die *études émiliennes*, die sich dem Werk der französischen Aufklärungsphilosophin Emilie Du Châtelet (1706–1749) widmen. Du Châtelet, so machte Ruth Hagengruber deutlich, ist eine zentrale Figur der europäischen Aufklärung, die nicht zuletzt durch ihre Leibniz-Rezeption ideengeschichtlich eng mit Deutschland verbunden ist. Sinn dieser Veranstaltung war daher ein zweifacher. Zum einen zielte diese Veranstaltung auf die Ergänzung der bisherigen Du Châtelet-Forschung, die lange auf bestimmte Aspekte ihrer Naturphilosophie begrenzt war, um die essentielle und von Ruth Hagengruber

wiederholt dargelegte Interdependenz der Du Châtelet'schen Naturlehre mit ihrer Moralphilosophie ab. Zum anderen stand die Erweiterung der Kenntnis der europaweiten Diskussion des Du Châtelet'schen Werkes, auch in den osteuropäischen Ländern, im Fokus der Tagung. Dieser letztgenannten Absicht der Tagung entsprach der Eröffnungsvortrag des Forscherteams bestehend aus Prof. Luka Boršić und Ivana Skuhala Karasman vom Institut für Philosophie Zagreb. Boršić und Karasman referierten zur Rezeption von Du Châtelets Schriften durch den kroatischen Mathematiker und Physiker Josip Ruđer Bošković, der zeitweilig Botschafter am Hof von Versailles war und über François Jacquier, ebenfalls Mathematiker und Physiker, zum weiteren Gelehrtenkreis um Du Châtelet gehörte. Mit ihrem Vortrag „Du Châtelet and Mairan: Arguments and Fallacies“ eröffnete Prof. Dagmar Pichová von der Masaryk University, Brno, einen ganz neuen Blickwinkel auf den vielbeachteten öffentlichen Streit in Briefen zwischen Du Châtelet und dem Sekretär der Pariser Akademie der Wissenschaften, Dortous de Mairan, um die Bestimmung der lebendigen Kräfte. Ana Rodrigues, Mitarbeiterin am Lehr- und Forschungsbereich *History of Women Philosophers and Scientists* der Universität Paderborn, stellte Grundzüge der Châtelet'schen Moralphilosophie in ihrer Auseinandersetzung mit dem Denken des Materialisten La Mettrie vor. Der vom La Mettrie-Editor John Falvey aufgezeigte Zusammenhang zwischen den Schriften über das Glück der beiden Philosoph\_innen wurde von Rodrigues in ihrem Vortrag weiter ausgeführt, insbesondere im Hinblick auf die Determinismus-Frage. Gábor Boros, Professor an der Eötvös-Loránd-University, Budapest, und

Forscher der Frühen Neuzeit und besonders der Philosophie René Descartes, untersuchte in seinem Vortrag zum Begriff der *habitus* die Attribute des Cartesischen Materiebegriffs und ging der Frage nach, weshalb Du Châtelet das Cartesische Attribut der *extensio* erweiterte. Professor Dieter Suisky, Physiker und Mathematiker an der Humboldt University, Berlin, sprach zu „Emilie Du Châtelet's claim for impartiality as a prerequisite for the reception of Leibniz and Newton“ und stellte Du Châtelets methodische Beiträge zu einer Aufklärungsphilosophie als *conditio sine qua non* ihrer transformativen Physikauffassung dar. Dr. Andrea Reichenberger von der Ruhr-Universität sprach „About the Interplay between Regulative Principles and Working Hypotheses: A Comparison between Du Châtelet, Laplace and Somerville“ und Privatdozent Dr. Andreas Blank von der Universität Paderborn widmete seine Untersuchungen dem Thema: „Metaphilosophy and the Principle of Contradiction: Leibniz, Wolff, Châtelet“.

Im Anschluss an den Workshop fand eine internationale Graduiertentagung zu „Women Philosophers in the History of Philosophy“ statt. Die Veranstaltung war ein Austauschforum für Nachwuchswissenschaftler\_innen, die im Bereich Geschichte der Philosophinnen tätig sind. Aufgrund der hervorragenden Qualität der Beiträge wurden zwei Best Paper Awards vergeben: Die Träger sind Samuel Pedziwiatr (Technische Universität München) und Lucia Randone (Universität Turin).

Weitere Informationen erhalten Sie auf der Website der Tagung: <http://kw1.uni-paderborn.de/institute-einrichtungen/institut-fuer-humanwissenschaften/philosophie/personal/hagengruber/chatelet-2015>.

#### Kontakt und Information

Ana Rodrigues, M. A.  
Universität Paderborn  
Institut für Humanwissenschaften: Philosophie  
Warburger Straße 100  
33098 Paderborn  
Tel.: (05251) 60-2424  
[ana.rodrigues@uni-paderborn.de](mailto:ana.rodrigues@uni-paderborn.de)

Renate Klees-Möller

## Frauen an die Spitze – Kulturwandel leben, Vielfalt fördern, Chancengerechtigkeit stärken

Tagung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung in Berlin am 25. und 26. November 2015

Frauen sind in den letzten Jahrzehnten verstärkt in die mittleren Hierarchieebenen von Unternehmen und wissenschaftlichen Einrichtungen vorgedrungen, ihre Beteiligung an Spitzenpositionen sinkt aber mit zunehmender Führungsverantwortung und -spanne sowie steigender Verfügung über finanzielle und materielle Ressourcen.

Das Bundesministerium für Bildung und Forschung hat in den Jahren 2007–2015 unter dem Themenschwerpunkt „Frauen an die Spitze“ Forschungsvorhaben und die Entwicklung innovativer Umsetzungsprojekte gefördert, mit dem Ziel, Grundlagen für neue gleichstellungspolitische Handlungsinitiativen zur Überwindung der anhaltend marginalen Beteiligung von Frauen in höheren Hierarchieebenen in Wirtschaft und Wissenschaft zu generieren. Zu den folgenden Themenbereichen wurden Forschungs- und Umsetzungsprojekte gefördert: genderspezifische Berufsorientierung, Karriereverläufe und Organisationsstrukturen in der Wissenschaft, Karriereverläufe und Organisationsstrukturen in der Wirtschaft, Geschlecht und Führungsposition, Work-Life-Balance in Wissenschaft und Wirtschaft, Geschlechteraspekte in der Medizin. Im Rahmen der Berliner Tagung wurden nun die Ergebnisse der geförderten Projekte einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht und zur Diskussion gestellt.

Nach den einleitenden Grußworten der Bundesministerin Professorin Dr. Johanna Wanka zur Ausgangslage und einer insgesamt positiven Bilanzierung des Förderprogramms wurde die Tagung mit einem Vortrag des Publizisten Ranga Yogeshwar thematisch eröffnet. Auf eher ungewöhnliche Weise ging er der Frage nach Unterschieden und Gleichheiten im Geschlechterverhältnis nach, indem er naturwissenschaftliche Erkenntnisse neben sozialwissenschaftliche Fakten stellte und auch viel Persönliches in seinen bilderreichen Vortrag einfließen ließ.

Es folgte eine Podiumsdiskussion zu dem Thema „Wissenschaft und Wirtschaft geschlechtergerecht gestalten“ mit Diskutierenden aus eben diesen Bereichen: Professorin Dr. Andrea Bührmann,

Direktorin des Instituts für Diversitätsforschung und Vizepräsidentin für Studium und Lehre an der Georg-August-Universität Göttingen; Andrei Frömmer, Abteilungsleiter Führungskräfteentwicklung und -betreuung bei der Postbank; PD Dr. Elke Holst, Forschungsdirektorin Gender Studies im Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung, und Professor Dr. Alexander Kurz, Mitglied des Vorstandes der Fraunhofer Gesellschaft, Ressort Personal, Recht und Verwertung. Die Spannbreite der Beiträge reichte von Forderungen nach strukturellen organisationalen Maßnahmen, wie etwa der Herstellung berechenbarer Karrierewege in der Wissenschaft, z. B. durch Veränderungen im Wissenschaftszeitvertragsgesetz, und der Beseitigung von Ungerechtigkeiten in den Arbeitsentgelten bis hin zu Überlegungen zu einem Kulturwandel im Denken des Managements und darauf bezogenen diversity-bezogenen Personalentwicklungsmaßnahmen. Dazu wurden verschiedene Beispiele für kreative Handlungsansätze vorgestellt, die etwa über isolierte Mentoringprogramme hinausweisen und sehr viel gezielter die individuellen Begabungen und Karriereziele junger Nachwuchskräfte ansprechen (z. B. mit dem Programm Talenta der Fraunhofer Gesellschaft) und institutionell gut eingebettet sind.

Die Diskutierenden waren sich bei aller Unterschiedlichkeit der Argumentation einig, dass über einzelne gleichstellungspolitischer Forderungen oder Maßnahmen hinaus an den strukturellen Voraussetzungen und strategischen Aspekten bei der Entwicklung von Hochschulen und Unternehmen anzusetzen ist, um mehr Geschlechtergerechtigkeit zu erzielen.

Die am ersten Tag angerissenen Perspektiven – sowohl auf der Ebene der Forschung als auch der Darstellung von evaluierten Handlungsprojekten – wurden am Folgetag im Rahmen paralleler Impulsreferate und Workshops auf vielfältige Weise konkretisiert bzw. weitergeführt.

Eingangs veranschaulichte Professorin Dr. Vera Regitz-Zagrosek von der Charité Berlin in ihrer Keynote über die Bedeutung der Gendermedizin

für die personalisierte Medizin, dass die Einbeziehung der Kategorie Geschlecht in der naturwissenschaftlichen Forschung zu innovativen Ergebnissen führen kann, die weitreichende Folgen für die Praxis haben können.

Zum Themenfeld „Karrierperspektiven in der Wissenschaft“ referierte Professorin Dr. Susanne Ihnen (TU München) über die Gestaltung chancengerechter Berufungsverfahren. Jan-Christoph Rogge vom Wissenschaftszentrum Berlin stellte Ergebnisse einer Studie zu den Karriereaussichten und Zukunftsperspektiven von jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern vor. Da in den letzten zehn Jahren ein enormer Zuwachs an Stellen im wissenschaftlichen Mittelbau zu verzeichnen ist, dem aber kein Zuwachs bei den Professuren entspricht (das quantitative Verhältnis zwischen Nachwuchskräften und Professuren liegt bei 8:1), konstatierte der Referent einen aktuell verschärften Wettbewerb für Nachwuchskräfte im Wissenschaftssystem um höhere Positionen. Da es im deutschen Wissenschaftssystem kaum Karrierealternativen zur Professur gibt, kann vor dem Hintergrund des beschriebenen Wandels von einer „zugespitzten Monodirektionalität“ gesprochen werden, zudem von einer „strukturellen Bremse“ für die Chancengerechtigkeit. Interessant und weiterführend in diesem Beitrag war auch die vorgestellte Typisierung in den Karriereorientierungen junger Nachwuchskräfte („die Hoffnungsvollen“, „die Fatalisten“, „die Spielverweigernden“).

Im Themenfeld „Weibliche Talente in MINT und Medizin“ stellte Prof'in Dr. Carmen Leicht-Scholten ein erfolgreiches Projekt in der Studieneingangsphase vor, das die Ziele der Senkung der Studienabbrecherquote mit strukturellen Veränderungen in der Lehre und einer strategischen Perspektivenentwicklung in der Informatik (die die Geschlechtermischung als Vorteil für die

Profession herausstellt) verbindet. Ein Zugewinn an Selbstvertrauen bei den beteiligten Studentinnen wurde konstatiert. Allerdings verweist ein Vergleich mit einem ähnlich angelegten Projekt an anderer Stelle darauf, dass der Projekterfolg auch sehr stark von organisationalen Rahmenbedingungen abhängig ist, die näher zu erforschen wären.

In den anschließenden Workshops wurden Einzelergebnisse weiterer geförderter Projekte vorgestellt und diskutiert, hierzu nur einige Stichpunkte: Im Themenfeld „Aufstieg statt Ausstieg“ wurden die Bedeutung hochschulischer Gleichstellungsstrukturen zur Förderung weiblicher Karrieren, zudem Karrierewege für Frauen mit Zuwanderungsgeschichte diskutiert. Im Themenfeld „Innovation und Führungskultur“ ging es um Führung in Unternehmen und Karriere-chancen von Frauen. Im Themenfeld „Mehr MINT wagen“ wurden Fragen der Berufsorientierung und Geschlechterstereotypisierung im MINT-Bereich behandelt und über MINT-Berufe in den Hochschulen und Forschungseinrichtungen informiert

Als Fazit läßt sich festhalten: Das Verdienst des Förderprogramms „Frauen an die Spitze“ ist es sicherlich, die Problematik der mangelnden Geschlechtergerechtigkeit in der Wirtschaft und der Wissenschaft in einer beträchtlichen Breite und Tiefe zum Thema gemacht zu haben sowie neue Erkenntnisse und Maßnahmenvorschläge generiert zu haben, die einen Beitrag zur Herstellung von mehr Chancengerechtigkeit leisten können. Doch es wurde auch klar: Für Euphorie besteht kein Anlass, es bedarf auf lange Sicht weiterer erheblicher Anstrengungen in Forschung und Politik, um dem Ziel einer stärkeren Beteiligung von Frauen in Spitzenpositionen in Wissenschaft und Wirtschaft näher zu kommen.

#### Kontakt und Information

Dr. Renate Klees-Möller  
renate.klees-moeller@  
t-online.de

Heike Kahlert, Sahra Dornick unter Mitarbeit von Johanna Özogul und Agnes Raschauer

## Genderforschung und die neue Governance der Wissenschaft

Bericht zur Abschlusstagung des Forschungsprojekts am 21. und 22. September 2015 an der Ruhr-Universität Bochum

Seit mindestens 20 Jahren unterliegt der öffentliche Sektor durch die Einführung ökonomischer Denkweisen und Steuerungsinstrumente tief greifenden Veränderungen, die mit den Labels New Public Management oder auch neue Governance beschrieben werden und sich etwa in Gestalt von Ziel- und Leistungsvereinbarungen, Evaluationen, Controlling und einer Ausweitung und Stärkung des Managements ausdrücken. Auch Hochschule und Forschung bleiben davon nicht unberührt.

Zwischenzeitlich liegen sowohl international als auch für den deutschsprachigen Raum einige Forschung zum Zusammenwirken von neuer Governance und Gleichstellung vor. Sie verdeutlichen, dass die Gleichstellungspolitik von der neuen Steuerung profitieren kann, sofern es gelingt, sie konsequent in den neuen Steuerungsinstrumenten zu verankern. Wie sich die neue Governance der Wissenschaft auf Forschung und Lehre auswirkt, ist allerdings bisher nur in Ansätzen erforscht. Dies gilt auch für die Genderforschung. Dieser wird in ihren Selbstbeschreibungen und auch in der wissenschaftspolitischen Rhetorik ein hohes Innovationspotenzial im Hinblick auf inhaltliche wie organisationskulturelle und strukturelle Impulse für das Wissenschaftssystem und auf gesellschaftliches wie politisches Handeln zugeschrieben. Zugleich ist die Genderforschung seit den Anfängen in allen westlichen modernen Gesellschaften feminisiert, denn in der Genderforschung engagieren sich vor allem und auf allen Stausebenen Frauen. Dementsprechend bedeutet die Förderung der Genderforschung also immer noch zweierlei: die Förderung der Durchsetzung von Chancengleichheit für Frauen und die Förderung der Weiterentwicklung der Wissenschaft in ihren Inhalten, Theorien, Methodologien und Methoden und damit verbundenen Organisationsstrukturen und -kulturen in Hochschule und Forschung.

Was passiert nun unter Bedingungen der neuen Governance der Wissenschaft mit der Genderforschung? Welche Rolle spielt sie in den um sich greifenden Transformationsprozessen, etwa in der institutionalisierten Forschungsförderung, der Hochschulentwicklung und in Karrieren des wissenschaftlichen Nachwuchses? Welche

Bedeutung wird ihr unter Bedingungen der neuen Governance in den gegenwärtigen Transformationsprozessen im Wissenschaftssystem aus wissenschaftlicher, organisationaler (kultureller und struktureller) und politisch-administrativer Sicht beigemessen? Welche Förderung erfährt die Genderforschung dabei von den verschiedenen wissenschafts- und hochschulpolitischen Akteuren? Und wo liegen unter Bedingungen der neuen Governance Ansatzpunkte, um die Förderung der Genderforschung zu vertiefen und zu erweitern?

Diese Fragen standen im Mittelpunkt des zweijährigen Forschungsprojekts „Genderforschung und die neue Governance der Wissenschaft“, das von 2013 bis 2015 unter der Leitung von Heike Kahlert aus Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) an der Universität Hildesheim gefördert wird. Im Rahmen der gleichnamigen internationalen Fachtagung am 21. und 22. September 2015 an der Ruhr-Universität Bochum, die mit Unterstützung der Gleichstellungsbeauftragten der Ruhr-Universität Bochum durchgeführt wurde, wurden die Projektergebnisse im Kontext laufender Debatten über Hochschul- und Wissenschaftsentwicklung, öffentliche Forschungsförderung, Karrierewege und -strategien des wissenschaftlichen Nachwuchses und den Dialog zwischen Wissenschaft und sozialer Praxis mit etwa 60 Personen aus Wissenschaft, Forschungsförderung, Ministerien und Gleichstellungspolitik diskutiert.

Am ersten Tag gaben internationale Expertinnen aus der genderbezogenen Hochschul- und Wissenschaftsforschung Einblicke in ihre Beobachtungen, Erfahrungen und Forschungsergebnisse zum Tagungsthema.

*Louise Morley* (University of Sussex/Großbritannien) behandelte in ihrem Vortrag die „Intra-actions“ zwischen Geschlecht, Neoliberalismus und internationaler Forschung. Sie kritisierte die zunehmende Kommodifizierung von Wissen durch Privatisierung, Deregulierung und Finanzialisierung seiner Produktionsprozesse und -organisationen und verdeutlichte, dass sich die Forschungskultur zunehmend durch Konkurrenz statt durch Zusammenarbeit sowie die Orientierung an Zahlen anstelle von Inhalten auszeichnet.

Unter diesen Bedingungen sei vor allem die kritische Ausrichtung von Wissenschaft, die insbesondere für die Genderforschung charakteristisch ist, gefährdet. Morley stellte zudem klar, dass die Universitäten trotz der neoliberalen Umstrukturierung keine finanziellen Gewinne machten und fragte nach den verdeckten Wirkungen der Transformationsprozesse wie Prekarität der wissenschaftlichen Arbeitsverhältnisse, meritokratischer Ausrichtung des Wissenschaftsbereichs auf das „männliche“ Arbeitnehmersubjekt und weitestgehendem Ausschluss gesellschaftskritischer Perspektiven.

Im zweiten Vortrag reflektierte *Rosemary Buikema* (University of Utrecht/Niederlande) die Arbeitsbedingungen anlässlich einer in den Jahren 2011 und 2012 erfolgten Antragstellung auf Förderung des internationalen Forschungsprojektverbunds „Interplaces“ aus Mitteln des 7. EU-Forschungsrahmenprogramms. An einem Rechenbeispiel verdeutlichte die Referentin die tatsächlichen Kosten der – im konkreten Fall nicht erfolgreichen – Drittmittelinwerbung. Darauf basierend, dass pro Antrag 1.000 Arbeitsstunden aufzuwenden sind, seien allein von 2011 bis 2012 auf diese Weise 1.150.000 Arbeitsstunden in den betreffenden Förderungssegmenten investiert worden. Diese Zeit sei für produktive intellektuelle Arbeit oder die individuelle Rekreation verloren. Auf Grundlage dieser Überlegungen stellte die Referentin die Forderung auf, die tatsächlichen Kosten des Systems der Drittmittelinwerbung künftig in die Prozessentwicklung der Antragstellung einzubeziehen und die Regularien der Antragstellung für durch die EU geförderte Projekte zu verändern, indem ein mehrstufiger Bewerbungsprozess mit einer vorangehenden Kurzbewerbung eingeführt würde.

*Liisa Husu* (University of Örebro/Schweden und Hanken School of Economics Helsinki/Finnland) beleuchtete die Situation der Forschungsförderung der Genderforschung in den nordeuropäischen Ländern. Norwegen, Finnland und Schweden gälten einerseits als Top-Performer im Hinblick auf Gender und Gleichstellung sowie Forschung und Innovation, andererseits ließen sich jedoch auch Paradoxien ausmachen. Am Beispiel der Gender-Exzellenz-Einrichtung GEXcel Centre of Gender Excellence, die von 2006 bis 2013 vom schwedischen Wissenschaftsrat an den Universitäten Linköping und Örebro gefördert wurde, machte die Referentin auf Diskontinuitäten in der Förderung von Genderforschung aufmerksam: Obwohl GEXcel mit der Gewinnung von 100 internationalen Gastdozent\_innen, zahlreichen Konferenzen und Workshops, der Entstehung des RINGS-Netzwerks sowie mehreren

Publikationen als überaus erfolgreich gelten kann und auch positiv evaluiert wurde, erhielt das Exzellenzzentrum keine Anschlussfinanzierung. Dies sei umso bemerkenswerter, als normalerweise Exzellenzeinrichtungen längerfristig gefördert würden.

*Brigitte Liebig* (Hochschule für Angewandte Psychologie der Fachhochschule Nordwestschweiz und Universität Basel/Schweiz) nahm die Auswirkungen der neoliberalen Transformationen auf die Gender-Studies-Studiengänge in den Blick. In Rückgriff auf die Ergebnisse einer in der Schweiz durchgeführten Untersuchung erläuterte sie, dass unter den Dozierenden ein eher emanzipatorisches Selbstverständnis bezüglich der Gender Studies vorherrschte. Die Befragten mit Expertise in Arbeitsvermittlung und Berufsberatung nähmen die Gender Studies hingegen als theorielastig, akademisch und praxisfern wahr und brachten ihren Inhalten, insbesondere den dekonstruktivistischen Ansätzen, Misstrauen entgegen. Die Studierenden wiederum wollten kritisches Denken erlernen und Sozialkompetenz ausbilden, gleichzeitig hofften sie sich eine berufliche Qualifikation und Verbesserung ihrer Arbeitsmarktchancen. Die Referentin schlussfolgerte, dass sich die Gender Studies stärker definieren, Unterstützung beim Übergang in den Beruf anbieten sowie umfangreichere Formen der Öffentlichkeitsarbeit ins Auge fassen müssten, um ihr Legitimationsdefizit im Hinblick auf „employability“ auszugleichen. Am zweiten Tag stellten *Heike Kahlert* (Ruhr-Universität Bochum und Universität Hildesheim), *Sahra Dornick* und *Agnes Raschauer* (beide Universität Hildesheim) die Ergebnisse des Forschungsprojekts „Genderforschung und die neue Governance der Wissenschaft“ zur Diskussion. Basierend auf empirischen Teilstudien zeigten sie erstens, dass in Deutschland bislang weder auf Bundes- noch auf Bund-Länder- noch auf Bundesländerebene eine systematische Forschungsförderung für Genderforschung implementiert sei. Fünf Fallstudien zur Integration der Genderforschung in die Hochschulentwicklung belegten zweitens, dass die Bedeutung der Genderforschung in diesem Bereich vorrangig über die Themen Profilbildung und Geschlechtergleichstellung verhandelt werde. Die Karrierestrategien des wissenschaftlichen Nachwuchses der Genderforschung würden, so zeigt sich drittens, durch die neue Governance dahingehend beeinflusst, dass neben der hohen intrinsischen Motivation auch Qualifikations- und Berufsperspektiven eine große Rolle spielten. Schließlich nähmen Stakeholder aus Wissenschaft, Forschungsförderung, Wissenschafts- und Hochschulpolitik und gesellschaftlicher Öffentlichkeit

die Genderforschung zwar als von hoher Relevanz für Fragen des gesellschaftlichen Zusammenlebens und den Bedarf nach Wissen aus der Genderforschung für den Gleichstellungsbereich als wachsend wahr. Zugleich aber erweise sich die Genderforschung mit ihrer Reflexivität und der inter- bzw. transdisziplinären Ausrichtung als nur bedingt an die neue Governance anschlussfähig.

Ergebnispräsentationen aus laufenden bzw. jüngst abgeschlossenen Forschungsprojekten zu ausgewählten Aspekten der Genderforschung, Gender Studies und Forschungsförderung unter neuen Governancebedingungen ergänzten das international ausgerichtete Tagungsprogramm. Den Auftakt bildete *Ingrid Schacherl* (Gender Research Wien/Österreich), die Ergebnisse des Forschungsprojektes EQUISTU (Equality Implementation Standards for Universities) vorstellte. Ausgehend von der Beobachtung einer sich entwickelnden Gleichstellungs-Governance fragte sie danach, wie die Gleichstellung gesteuert werden könnte und in welchem Verhältnis sie zur Genderforschung stünde. Aus der auf 13 Fallstudien basierenden empirischen Erhebung ließen sich fünf verschiedene Typen der Gleichstellungs-Governance ableiten, nämlich (1) die entkoppelte Struktur, (2) die Tandem-Struktur, (3) das Steuerungsdreieck, (4) die vertikale Integration und (5) die wissensbasierte Matrix. Diese Typen unterschieden sich hinsichtlich der Ausrichtung und Komplexität der Beziehungen, die zwischen den verschiedenen Akteur\_innen der Gleichstellung hergestellt würden. Kurz angerissen wurde auch, dass die Genderforschung dabei eine Rolle spielt bzw. spielen kann.

*Elisabeth Zehetner* (Karl-Franzens-Universität Graz/Österreich) stellte basierend auf Ergebnissen des Forschungsprojekts „Nach Bologna: Gender Studies in der unternehmerischen Hochschule“ die Frage, wie sich die Gender Studies im Spannungsfeld der Anforderung der neuen Governance nach ökonomischer Verwertbarkeit und kritischer Frauen- und Geschlechterforschung positionierten. Dabei warf sie ein besonderes Schlaglicht auf das Bedeutungskontinuum von Innovation, denn in der Studie hatte sich gezeigt, dass Gender Studies von den Hochschulleitungen häufig eine avantgardistische Rolle zugeschrieben werde, welche an die Vorstellung der „modernen Universität“ angeschlossen.

*Milena Jostmeier* (Universität Münster) nahm die Frage in den Blick, wie die förderpolitische Vorgabe einer Integration von Gender und Diversity als Querschnittsthemen in alle Stadien von Forschung in konkreten Forschungsvorhaben umgesetzt wird. Am Beispiel des vom BMBF

von 2008 bis 2012 geförderten Schwerpunkts „Innovationsstrategien jenseits traditionellen Managements“ zeigte sie, dass die Thematisierung der Bedeutung von Gender und Diversity häufig primär legitimatorischen Zwecken diene und wesentlich nutzenorientiert sei.

Auf einen ähnlichen Punkt zielte auch der abschließende Beitrag von *Maren A. Jochimsen* (Universität Duisburg-Essen). Die Referentin wies auf Defizite bei der Integration von Genderperspektiven in die Forschungstätigkeit und den wissenschaftlichen Mainstream hin, welche dazu führten, dass das durch die Genderforschung eröffnete Erkenntnispotenzial bislang in vielen fachlichen Kontexten versenkt würde. Es sei jedoch wichtig, dass analytisch trennscharf zwischen der Förderung von Geschlechtergerechtigkeit in der Forschungstätigkeit und der Förderung der Integration der Genderdimension in Forschung unterschieden würde, um die Genderforschung nicht auf gleichstellungspolitische Fragestellungen zu verkürzen und adäquate Fördermaßnahmen zu ermöglichen. Des Weiteren sollten Foren für eine institutionalisierte Zusammenarbeit von unterschiedlichen Akteur\_innen geschaffen werden, die sich für eine Integration von Gender in die Forschung einsetzen, um Wissenstransfer und Synergien zu ermöglichen.

Die Fachtagung verdeutlichte gleichermaßen bestehende Forschungslücken hinsichtlich des Stands und der Perspektiven der Genderforschung unter Bedingungen der neuen Governance der Wissenschaft im deutschen Wissenschaftssystem und im internationalen Vergleich wie auch den großen Diskussionsbedarf der mit der Thematik beschäftigten Akteur\_innen in Hochschule, Forschung und Politik. Abgerundet wurde die Veranstaltung durch ein World Café, an dessen Thementischen die Teilnehmer\_innen Handlungsempfehlungen erarbeiten. Empfohlen werden etwa die Umsetzung von Gender Mainstreaming in der Forschungsförderung und insbesondere auch eine systematische öffentliche Forschungsförderung für vielfältige Vorhaben der Genderforschung, auch jenseits von Gleichstellungszielen. Notwendig seien auch, und nicht nur in den Hochschulen, strategische Bündnisse zwischen Gleichstellungspolitik und Genderforschung. Zudem müssten die Arbeitsbedingungen des wissenschaftlichen Nachwuchses nicht nur in der Genderforschung verbessert und die Genderforschung als eigenständiger Bereich in Nachwuchsförderprogrammen berücksichtigt werden. Schließlich wurden zahlreiche Ideen zur inner- und außerhochschulischen Öffentlichkeitsarbeit mit Blick auf die Akzeptanzschaffung

**Kontakt und Information**

Prof. Dr. Heike Kahlert  
 Ruhr-Universität Bochum  
 Fakultät für Sozialwissenschaft  
 Universitätsstraße 134  
 44801 Bochum  
 Tel.: (0234) 32-28413  
 www.genderforschung-governance.de  
 info@genderforschung-governance.de

für die Genderforschung entwickelt, z. B. in Gestalt fest verankerter Stellen für die strategische Wissenschaftskommunikation in Forschungsprogrammen und der Qualifizierung des wissenschaftlichen Personals für Öffentlichkeitsarbeit, etwa im Bereich der sozialen Medien.

Die Tagungsbeiträge finden sich auf der Webseite des gleichnamigen Forschungsprojekts. Die Ergebnisse des der internationalen Fachtagung zugrunde liegenden Forschungsprojekts werden in Form einer Broschüre ebendort zeitnah veröffentlicht.

Rafaela Schmid, Daniela Reinhardt

## Kindheit im Zweiten Weltkrieg. Eine vergleichende Perspektive

Bericht zur Tagung vom 12. bis 14. November 2015 in der Universitätsbibliothek Leipzig

Die von dem Hannah-Arendt-Institut und dem Lehrstuhl Geschichtsdidaktik der Universität Leipzig organisierte Tagung „Kindheit im Zweiten Weltkrieg. Eine vergleichende Perspektive“, die vom 12.11. bis 14.11.2015 in der Universitätsbibliothek Leipzig stattfand, widmete sich dem Thema in seiner großen Vielfalt und beleuchtete die Kindheiten des Zweiten Weltkrieges nicht nur aus verschiedenen Blickwinkeln, wie z. B. historiographisch, in Auseinandersetzung mit biographischen Materialien oder der filmischen Inszenierung von Kindheiten, sondern auch aus einer transnationalen Perspektive. Historiker\_innen, Psychoanalytiker\_innen, Soziolog\_innen, Pädagog\_innen und Literaturwissenschaftler\_innen präsentierten ihre Forschungsergebnisse und gaben somit einen Überblick über die verschiedenen Herangehensweisen an dieses Thema. Trotz der großen Bandbreite von Themen, theoretischen und methodischen Ansätzen und Herangehensweisen wurde die ‚Kategorie‘ Geschlecht jedoch lediglich in acht von insgesamt 25 Vorträgen berücksichtigt. Der vorliegende Tagungsbericht möchte genau diese Vorträge hervorheben, die die Gruppe ‚Kinder‘ auch unter geschlechter-spezifischen Vorzeichen betrachteten.

*Michala Lónčíková* (Comenius University Bratislava) referierte über Kindheit und Jugend im unabhängigen Slowakischen Staat, welcher von 1939–1945 bestand hatte. „Hlinkas Youth“, eine Jugendorganisation, welche Hlinkas Slowakischer Volkspartei entsprang, kümmerte sich ab 1938 um männlichen Kinder und Jugendliche, die „Vičatá“ (Little Wolves). Erst ab 1940 wurde auch den weiblichen Kindern und Jugendlichen, den „Vily“ (Fairies), Aufmerksamkeit in der

Organisation geschenkt. Die Erziehung sei auf Grundlage der nationalistischen und christlichen Ideologie der führenden Partei sowie nach vorherrschenden, geschlechtstypischen Rollenmustern erfolgt. Bereits ab dem sechsten Lebensjahr habe man den Jungen spielerisch in Summer Camps den Militarismus näher gebracht. Lónčíková vermutet, dass die Mädchen auf ihre spätere Mutterrolle und das Familienleben vorbereitet werden sollten, jedoch fehlten hierfür weitere Belege, da sich die untersuchten Quellen, unter anderem in Form der Propagandazeitschrift „Little Wolves“, fast ausschließlich auf Jungen beschränkten und sich an diese als Zielgruppe zu richten schienen. Eine vergleichbare Zeitschrift für Mädchen, die „Fairies“, gebe es nicht.

In ihrem Vortrag „Einsichten. Kinder- und Jugenstagebücher als Erinnerungsort Leipziger Kriegs- und Nachkriegsgeschichte“ stellte *Antje Dussa* (Universität Leipzig) Zwischenergebnisse ihrer Dissertation vor, die sich als sozialgeschichtlicher Beitrag zur zeithistorischen Jugendforschung versteht. Forschungsgegenstand stellten dabei Tagebücher aus dem Leipziger Einzugsgebiet dar. Dussa berichtete über Fremd- und Selbstwahrnehmung, Zukunftserwartungen und Alltagserfahrungen von Kindern und Jugendlichen der Jahrgänge 1927–39. Dabei ging sie auch auf die unterschiedlichen Schreibstile von Jungen und Mädchen ein, die sich laut Dussas Interpretation in den verschiedenen Erfahrungsräumen der Kinder widerspiegeln würde. So berichteten die Mädchen weniger abenteuerlustig und mehr auf den häuslichen Raum bezogen, während die Jungen auch ‚Abenteuer‘ außerhalb des Wohnbereichs erlebten und diese in knapperer und

kürzerer Form verschriftlichten. Dussa verwies darauf, dass sie der Untersuchung dieser Unterschiede und möglichen Ursachen in ihrer Dissertation weiter nachgehen wolle.

„Starke Mütter, schwache Väter? Elternbilder vor und nach der Ghettoisierung in der Erinnerung polnischer Holocaustkinder“ hieß der abgeänderte Titel des Vortrages von *Marta Ansilewska-Lehnstaedt* (Humboldt-Universität zu Berlin), den sie ihrem Dissertationsprojekt entlehnte. Anhand der Analyse von Oral History-Interviews mit Überlebenden ging Ansilewska-Lehnstaedt der Frage nach, wie die ehemaligen Kinder die Rolle ihrer Eltern nach der Umsiedelung in die Ghettos wahrnahmen, wobei sie zu Anfang explizit betonte, dass ihr Fokus auf der Wahrnehmung der Kinder läge. Sie stellte einen kriegsbedingten Wandel der Eltern-Kind-Beziehung der polnischen Juden und Jüdinnen fest. So hätten die Väter vor 1939 die meiste Zeit in der Synagoge verbracht. Die Mütter hatten zwar einerseits die Mutterrolle inne, seien aber andererseits auch für den Familienunterhalt verantwortlich gewesen. In solchen Fällen hätten sich Kindermädchen um die Kinder gekümmert, was dazu geführt habe, dass die Kinder ihre Mütter vermisst hätten. Mit dem Überfall Hitlers auf Polen 1939 änderten sich nach Ansilewska-Lehnstaedt die Familienstrukturen. Die Männer meldeten sich vermehrt bei der polnischen Armee, um gegen Hitler oder Stalin zu kämpfen, so dass die Mütter gezwungen gewesen seien mit allen Mitteln, wie z. B. auch Schmuggel und Prostitution, für sich und die Kinder zu sorgen. Nicht nur die physische Abwesenheit der Väter habe aber die Mütter als ‚die Handelnden‘ in den Vordergrund gerückt. Auch die psychische Abwesenheit der Väter, hervorgerufen durch Ohnmachtsgefühle und Depressionen, seien dafür verantwortlich gewesen.

*Johannes-Dieter Steinert* (University of Wolverhampton) stellte mit den polnischen und sowjetischen Zwangsarbeiterkindern eine Gruppe der Kriegskinder vor, der bis heute wenig Beachtung geschenkt worden sei. Zunächst definierte er seinen Begriff von Kindern (bis 18 Jahre) und stellte vorsichtige Schätzungen an, wie viele Zwangsarbeiterkinder (1,5 Mio.) es während des Zweiten Weltkrieges gegeben haben könnte. Das Alter der Kinder habe mit dem Kriegsverlauf aber stetig abgenommen, so dass 1944 auch 10-Jährige zur Arbeit gezwungen worden seien. In den Erinnerungen der ehemaligen Kinder sei die Zwangsarbeit aber nicht immer das zentrale Thema gewesen. Auch Themen wie z. B. die Deportation, das Hungern oder die Trennung von der Familie seien als Hauptstrang in Erzählungen sowie schriftlichen Dokumenten

in Form von Akten, Erfahrungsberichten und Autobiographien auszumachen. Allgemein seien die Erfahrungswelten sehr individuell geprägt und variierten stark nach Alter und Geschlecht. Als geschlechterspezifische Erfahrung erwähnte Steinert das Beispiel eines Mädchens, das das Verrichten der Notdurft auf einem Feld, zusammen mit vielen Jungen und Männern, als beschämendes Erlebnis empfand. Als altersspezifische Erfahrungen verbuchte er, dass körperliche Misshandlungen und Beschimpfungen von den ehemaligen Kindern als besonders schmerzhaft empfunden worden seien, wenn sie diese von deutschen Kindern erfuhren.

Die zweite Sektion der Tagung thematisierte transnationale Kindheiten. Sie wurde von *Clemens Maier-Wolthausen* (Technische Universität Berlin) eingeleitet, der mit seinem Vortrag „Kinder gut angekommen“ – Die schwedischen Juden und die Kindertransporte nach Schweden. Transnationale jüdische Hilfsarbeit für Kinder 1938–1945“ auf die Hilfsaktion aufmerksam machte, mit der ca. 550 jüdische Kinder aus Deutschland und Österreich gerettet werden konnten. Ca. 3.500 bis 4.000 jüdische Flüchtlinge waren bereits seit 1933 nach Schweden geflohen. Als nach den Novemberpogromen im Jahr 1938 schwedische Zeitungen von den Plänen der Nachbarländer England und Niederlande berichteten, jüdische Kinder bei sich aufzunehmen, reagierte auch Schweden auf die Bedrohung. Es wurde eine Kinderquote eingeführt, die dem schwedischen Staat die theoretische Garantie gab, dass die Kinder das Land nach Kriegsende wieder verlassen würden und keine unmittelbare Gefahr für den schwedischen Arbeitsmarkt bestünde. Im Januar 1939 fand der erste Transport von Deutschland nach Schweden statt. Die Kinder wurden in Privatfamilien und Kinderheimen untergebracht. Trotz der akuten Gefahr, die für jüdische Jungen verhältnismäßig größer war, da diese aufgrund ihrer Beschneidung offenkundig als jüdisch identifiziert werden konnten und sich auch häufiger als jüdische Mädchen in der Öffentlichkeit zeigten, betonte Maier-Wolthausen den Mädchenüberschuss: Kleine blonde Mädchen seien bevorzugt von Pflegefamilien nachgefragt und aufgenommen worden.

Im Gegensatz zum neutralen Schweden war Finnland während des Zweiten Weltkrieges in mehrere Kriege verwickelt. Im Zuge dieser Geschehnisse wurden fast 70.000 finnische Kinder nach Schweden geschickt, um sie in Sicherheit zu bringen. In ihrem Vortrag „Alle wollen finnische Kinder“. Über die Mobilisierung von Pflegefamilien in Schweden für 70.000 finnische Kinder während des Zweiten Weltkrieges“ betonte *Ingrid Söderlind* (Linköping University) die

Wichtigkeit des „Nordischen Gedanken“, der erkläre, warum 70.000 finnische Kinder, aber nur knapp 550 jüdische deutsche Kinder in Schweden aufgenommen wurden. Die Solidarität mit Finnland und der Wunsch, Gleichgesinnten zu helfen, habe zahlreiche Privatpersonen dazu veranlasst, finnische Kinder bei sich aufzunehmen. Man sah sich in der Pflicht zu helfen. Auch der unerfüllte Wunsch nach einem eigenen Kind sei oftmals ein Grund für die Aufnahme von den häufig noch sehr jungen Kindern (2–3 Jahre) gewesen. Besonders bevorzugt wurden Kinder mit Eltern aus gleichen beruflichen Kontexten, um eventuelle Geschäftspartnerschaften aufzubauen. Auch bei den finnischen Kindern hatten die Mädchen die größeren Chancen, bei einer Pflegefamilie aufgenommen zu werden. Dabei wurden diese oftmals auch als Arbeitskraft missbraucht. Von den finnischen Kriegskindern kehrten viele nach Kriegsende nicht mehr in die Heimat zurück.

*Lu Seegers* (Universität Hamburg) beschäftigte sich in ihrer Habilitationsschrift mit den Erfahrungen der kriegsbedingten Vaterlosigkeit von Kindern, die in der Nachkriegszeit des Zweiten Weltkrieges in Westdeutschland, der ehemaligen DDR und Polen aufwuchsen. Diese Erfahrungen versuchte sie mit 30 lebensgeschichtlichen Interviews in der Tradition der „Oral History“ einzufangen. Seegers interviewte Männer und Frauen, die zwischen 1939 und 1945 geboren wurden und aus allen sozialen Schichten stammten. Seegers untersuchte nicht nur ‚länderspezifische Erfahrungen‘ der vaterlosen Kinder, sondern verknüpfte diese auch mit der ‚Kategorie‘ Geschlecht. In Westdeutschland seien Brüder bevorzugt worden, da man ihnen als Stammhalter eine stärkere Betroffenheit über den Verlust des Vaters zusprach. Zudem betonten die Interviewpartner\_innen, die in der Bundesrepublik aufwuchsen, im Gegensatz zu ihren Altersgefährten\_innen in der ehemaligen DDR, den kritischen Blick der Verwandten auf die alleinerziehenden Mütter. In Polen sei das traditionelle Familienleitbild bestehen geblieben, die Bildungsambitionen der Töchter traten dadurch in den Hintergrund. Die polnischen Söhne, so spekuliert Seegers, hätten einen Beruf ergriffen, auf den der tote Vater hätte stolz sein können. Im Vergleich mit Westdeutschland seien in der ehemaligen DDR alleinerziehende Mütter akzeptierter gewesen. Die Geburt eines unehelichen Kindes wurde in Westdeutschland häufiger mit dem Aufwachsen ohne Vater in der Nachkriegszeit in Verbindung gebracht.

Die letzte Sektion der Tagung beschäftigte sich mit der medialen Umsetzung von Kindheiten im Zweiten Weltkrieg. In ihrem Vortrag verglich *Ute Wölfel* (University of Reading) verschiedene Kriegskinderfilme miteinander: polnisch-jüdische

und ungarische Produktionen sowie ein Film der Deutschen Film AG (DEFA) aus den Jahren 1948–1951. Sie betonte, dass es bereits nach Kriegsende eine erste Annäherung an die Kinderfigur im Kriegsfilm gab und dass es hierbei nicht um die Darstellung einer historischen Wahrheit ginge, sondern vielmehr darum, wie der Film die Kinder und deren Identitätsbildung in die Erzählung einbinde. Alle vorgestellten Filme zeigten Kinder als die neue Generation mit Rückblick auf die unmittelbare Vergangenheit. Wölfel untersuchte, wie und wann Krieg und Flucht in den einzelnen Filmen reflektiert wurden, welche Funktionen die Rückblende hatte, in welchen Sequenzen diese eingesetzt wurde und inwiefern die Topografie als Stilmittel funktionierte. Vor allem aber beobachtete sie die Darstellung von Geschlecht und stellte fest, dass in ungarischen Filmen und dem DEFA-Film *Frauen und Mädchen* kaum eine Rolle spielten. Das Stilmittel der Rückblende fehlte hier völlig, was laut Wölfel dazu führe, dass jegliche Auseinandersetzung mit der Vergangenheit fehle. Dies machte sie zusätzlich daran fest, dass die Elterngeneration in diesen Filmen völlig abwesend sei, als erwachsene Personen tauche nur die Großelterngeneration auf. Der polnisch-jüdische Film würde hingegen intensiv mit Rückblenden arbeiten. Das erzeuge laut Wölfel die Wirkung einer dokumentarischen Vorgehensweise und einer reflektierten und offenen Darstellung. Außerdem spielten in diesen Filmen viele Frauen und Mädchen eine Rolle und die Kinder fungierten hier als Kritiker\_innen der Erwachseneneneration.

Zusammenfassend konnte beobachtet werden, dass die Kindheiten im Zweiten Weltkrieg durchaus auf ihre Heterogenität hin untersucht wurden. Erinnerungen und Schicksale von unterschiedlichen ‚Gruppierungen‘ von Kindern wurden berücksichtigt, so dass z. B. neben der ‚Opfergruppe‘ der sogenannten ‚Holocaustkinder‘ auch Kinder aus der Hitlerjugend bedacht wurden. Durch die transnationale Ausrichtung der Tagung lag der Fokus aber deutlich auf den verschiedenen Nationalitäten der Kinder. Die ‚Kategorie‘ Geschlecht fand jedoch nur in den oben genannten Vorträgen überhaupt Erwähnung. In allen anderen Beiträgen wurden die Kinder als eine ‚homogene Masse‘ behandelt, der keinerlei Geschlecht zugesprochen wurde. Mit Blick auf dieses Defizit in der Betrachtung von Kriegskindheiten wird deutlich, dass im Bereich der Geschlechterforschung eine Lücke besteht. Mit der Hervorhebung der Vorträge jedoch, welche die ‚Kategorie‘ Geschlecht berücksichtigten, sollte dargestellt werden, welches Potenzial die Untersuchung der unterschiedlichen Lebens- und Erfahrungswelten von Mädchen und Jungen bergen kann.

#### Kontakt und Information

Daniela Reinhardt  
daniela.reinhardt@  
uni-koeln.de

## Buchbesprechungen

Meike Penkwitt rezensiert

### Galster, Ingrid (2015): Simone de Beauvoir und der Feminismus

269 Seiten, 18 €, kart., ISBN 978-3-86754-501-3, Argument Verlag, Hamburg

„Man wird nicht als Frau geboren: Man wird dazu gemacht.“ Dieser Satz Simone de Beauvoirs gehört wohl zu den meistzitierten Sätzen der feministischen und gendertheoretischen Theoriebildung. Trotzdem, so Ingrid Galster, wurde „Das andere Geschlecht“, dessen zweiten Band dieser Satz eröffnet, nur von wenigen auch tatsächlich gelesen. Simone de Beauvoir wirkte (und wirkt) stattdessen für viele in erster Linie als Identifikationsfigur oder auch als eine öffentliche Person, gegenüber der man sich – sei es positiv oder negativ – positioniert, und das sowohl in ihrer Rolle als kritische Intellektuelle wie auch als Partnerin in der Paarkonstellation mit Sartre, die bekanntlicherweise wiederholt zum Trio erweitert wurde. Die Romanistin Ingrid Galster<sup>1</sup>, die vor gut 25 Jahren über die Beschäftigung mit Sartre zu Simone de Beauvoir kam (und zu dieser mittlerweile bereits vier Bücher publiziert hat), führt im ersten Teil des Anfang 2015 im Argument-Verlag erschienenen Sammelbandes „Simone de Beauvoir und der Feminismus“ eine Auswahl aus der Vielzahl bislang erschienener Aufsätze und kürzerer Texte zusammen, in denen sie sich Beauvoir widmet. Der zweite Teil des Bandes versammelt Texte Galsters zur feministischen (insbesondere französischen) Theoriediskussion sowie zu den aktuellen Gender Studies und deren Institutionalisierung in Frankreich.

Die Texte wurden dabei in ihrer ursprünglichen Form erneut abgedruckt, was zwar zu geringfügigen Redundanzen führt, die dem Lesefluss und -spaß aber keinen Abbruch tun. Eine Reihe bereichernder Aktualisierungen hat Galster in Form von Fußnoten oder auch kleinen Nachsätzen eingefügt. Sie arbeitet auf diesem Weg neuere Ergebnisse eigener oder fremder Provenienz ein, die zum Teil auch auf weitere Texte Beauvoirs Bezug nehmen, die seitdem erschienen. Mit großer Wertschätzung, aber nicht (mehr) als Apologetin wirft Galster einen durchaus auch kritischen Blick auf die Widersprüchlichkeiten der Grande Dame des Feminismus, deren Tagebücher und Briefe bei der Veröffentlichung in den vergangenen Jahren in einigen Fällen zu von herber Ent-

täuschung geprägter Kritik und zur Abwendung ehemaliger Verehrerinnen von ihrem einstigen Idol führte.

Insgesamt vier Aufsätze widmet Galster der ‚Bibel des Feminismus‘ „Das andere Geschlecht“. Dabei setzt sie sich nicht nur intensiv mit dem Text selbst auseinander, sondern geht auch auf dessen Rezeption im Erscheinungsjahr 1949 ein. Sie zeigt die Notwendigkeit einer kritischen Ausgabe auf und macht deutlich, dass das Buch auch heute noch durchaus relevant ist, wenn auch nicht gleichermaßen in allen Punkten. Anschließend geht die mittlerweile pensionierte Romanistin auf das intellektuelle Engagement Beauvoirs und Sartres in der Zeit der deutschen Besatzung ein, das – so Galster – nicht ganz das Ausmaß hatte, wie Beauvoir und Sartre es im Nachhinein selber darstellten. Weiterhin widmet Galster sich ausführlich deren legendärem ‚Pakt‘ und dessen Konsequenzen für Dritte. Zu guter Letzt geht Galster auf die posthume Rezeption Beauvoirs in der Pariser Presse ein.

Etwas bedauerlich ist, dass Beauvoir in ihrer Rolle als Romanschriftstellerin – und als solche verstand sie sich ja selbst in erster Linie – in Galsters Betrachtung wenig Raum einnimmt und insbesondere ihre Romane nur en passant thematisiert werden. Die in dem vorliegenden Band versammelten Texte zeigen jedoch ansonsten noch einmal in beeindruckender Weise, dass es sich bei Galster um eine ausgesprochene Beauvoir-Kennerin handelt, die sich immer wieder auf unveröffentlichte Dokumente von und zu Beauvoir beziehen kann.

Auf der theoretischen Ebene arbeitet Galster einerseits überzeugend heraus, wie Beauvoir an verschiedenen Stellen Konzepte und Vorgehensweisen vorweggenommen hat, die in der Regel erst späteren Urheber\_innen zugerechnet werden. Ein Beispiel ist hier die Unterscheidung zwischen einem biologischen und einem kulturellen Geschlecht (wenn auch bei Beauvoir noch nicht unter den Begriffen Sex und Gender), ein weiteres die philosophische Beschäftigung mit dem Thema Körper. Und nicht zuletzt die Analyse

<sup>1</sup> Ingrid Galster ist im September 2015 verstorben (Nachruf in der Rubrik „Personalia“). Die vorliegende Rezension wurde im Sommer 2015 verfasst.

der androzentrischen Prägung von Frauenbildern in der Literatur, wie sie später – zunächst vor allem in den USA – von der feministischen Literaturwissenschaft praktiziert wurde. Galster macht darüber hinaus deutlich, dass so manche auf anscheinende ‚Versäumnisse‘ Beauvoirs zielende Kritik offenbar auf mangelnder Textkenntnis beruht. So geht es im „Anderen Geschlecht“ zwar primär um die Situation der bürgerlichen Frauen, in einzelnen Kapiteln reflektiert Beauvoir aber durchaus die Überschneidung unterschiedlicher Achsen der Ungleichheit, die heute unter dem (scheinbar Neues beschreibenden) Label Intersektionalität diskutiert wird. Galster distanzieren sich in ihren Texten aber auch deutlich von falschen Vereinnahmungen Beauvoirs als Vertreterin einer Denkrichtung *avant la lettre*, so z. B. als Poststrukturalistin oder Vordenkerin der Postmoderne.

Auch sonst bezieht Galster entschiedene Positionen, auch wenn es sich dabei um eine aktuell nicht gerade angesagte Perspektive handelt. Am Beispiel einer beim Neuabdruck eines Textes hinzugefügten Anmerkung wird die (reflektierte) Veränderung der eigenen Positionierung sichtbar: So merkt sie an, dass sie differenztheoretische Positionen, die sie ansonsten scharf kritisiert, mittlerweile nicht mehr ganz so pauschal verurteilt, wie es noch zum ursprünglichen Erscheinungstermin des abgedruckten Textes der Fall gewesen sei.

Mit Blick auf den zweiten Teil des Buches sind zwei Aufsätze besonders hervorzuheben: Unter dem Titel „Positionen des französischen Feminismus“ kritisiert Galster die Verabsolutierung des differenztheoretisch argumentierenden Dreigestirns Cixous, Kristeva und Irigaray zum ‚French Feminism‘, die durch die begeisterte Rezeption durch die in den achtziger Jahren poststrukturalistisch geprägten US-amerikanischen *women studies* verursacht wurde. Die in Frankreich zu diesem Zeitpunkt eigentlich wesentlich prominenteren Egalitätsfeministinnen wurden nach Galster durch diese Rezeptionslinie ausgeblendet und marginalisiert. Rezeptionsprozesse und die sich daraus ergebenden Diskursformationen sind auch Thema in dem Aufsatz „Wege des Feminismus zwischen Frankreich und den USA (1947–2000)“. Hier arbeitet Galster u. a. prägnant heraus, dass eine Reihe von bei Beauvoir erstmals formulierten Ideen auch in Frankreich erst über die Rezeption der Schriften US-amerikanischer Feministinnen wie z. B. Kate Millet bekannt wurden, denen nicht zu Unrecht vorgeworfen wird, ihre Quelle nicht immer ausreichend kenntlich gemacht zu haben.

Beide Teile des Buches enthalten neben den Aufsätzen jeweils einen Abschnitt, in dem aus-

gewählte Rezensionen Galsters zu Büchern versammelt sind, die sich den beiden Themenkomplexen widmen und pointiert eine Reihe von interessanten Einblicken bieten. So widmet sich Galster unter dem Titel „Frauen – Hüterinnen des Feuers“ Katharina Rutschkys „Ausflügen in den real existierenden Feminismus“, die, so Galster, „als Argumentationshilfe auf den Schreibtisch jedes kernig konservativen Politikers“ gehörten. In ihrer Auseinandersetzung mit Sylvia Agacinskis „Politique des sexes“ geht sie auf die französischen Debatten um *mixité* und *parité* ein und stellt u. a. pointiert Elisabeth Badinters publikumswirksamen Aufstand gegen Muttermilch und Stoffwindeln vor: Laut Badinter macht die dabei praktizierte bedingungslose Unterwerfung der Ökolog\_innen unter die Natur die durch Geburtenkontrolle und Einbindung von Frauen in das Erwerbsleben errungenen Fortschritte zunichte, eine Perspektive, die für deutsche Leser\_innen besonders interessant sein dürfte. Neben einem fundierten Einblick in Leben und Schaffen Beauvoirs und die feministische und gender-orientierte Theoriediskussion gibt der Sammelband so erhellende Einblicke nicht nur in das französische Hochschulsystem, sondern auch in die intellektuelle Landschaft Frankreichs. Immer wieder wird deutlich: Hier schreibt eine kritische Intellektuelle über eine kritische Intellektuelle.

Das Buch lädt zum punktuellen Schmökern ein, lässt sich aber auch – bei chronologischer Lektüre – zur vertieften Auseinandersetzung mit dem Leben und Schaffen Beauvoirs und unterschiedlichen (insbesondere französischen) Feminismen und dem Stand der Genderforschung in Frankreich lesen und sei allen Leser\_innen hiermit auf das Wärmste empfohlen. Der Rezensentin macht es Lust sich nicht nur die in der Zwischenzeit erschienen biographischen Texte und „Das andere Geschlecht“, sondern auch die autobiographischen Texte, insbesondere aber auch die Romane nach Jahren einmal wieder gründlich vorzunehmen – dieses Mal vielleicht eher auf Französisch.

#### Kontakt und Information

Dr. Meike Penkwitt  
meike.penkwitt@rwth-aachen.de

Anna Krawitz rezensiert

## Klinger, Sabine (2014): (De-)Thematisierung von Geschlecht. Rekonstruktionen bei Studierenden der Erziehungs- und Bildungswissenschaften

Budrich UniPress, Opladen u. a. 2014, 367 Seiten, 39,90 €. ISBN 978-3-86388-057-6

Thematisieren und reflektieren Studierende Fragen zu „Geschlecht“ und Geschlechterverhältnissen und wenn ja, wie tun sie dies im Hinblick auf ihren studienbezogenen Habitus? Dies sind die beiden wesentlichen Fragen, die die Autorin in ihrer Arbeit beantworten will. Dr. Sabine Klinger ist Universitätsassistentin an der Karl-Franzens-Universität Graz. Die rezensierte Arbeit entstand im Rahmen eines interdisziplinären Promotionskollegs und wurde als Dissertation an der Philipps-Universität Marburg im Fachbereich Erziehungswissenschaft angefertigt.

Mit ihrer Arbeit leistet Sabine Klinger einen Beitrag zur Erhellung habitueller Praxen, Bewertungs-, Denkschemata und Handlungsorientierungen von Studierenden der Erziehungs- und Bildungswissenschaften in Bezug auf die (De-)Thematisierung und die Relevanz von „Geschlecht“ und Geschlechterfragen. Ihrer Ansicht nach besteht eine Forschungslücke des Forschungsgegenstandes „Geschlecht“ hinsichtlich der Betrachtung und Verbindung der Ebenen des Habitus und der gesellschaftlichen Strukturen. Sie begegnet diesem Mangel mit der Einnahme einer neuen Forschungsperspektive und erforscht ihn qualitativ-empirisch an Studierenden der Erziehungs- und Bildungswissenschaften im konjunktiven Erfahrungsraum Universität. Über die Rekonstruktion der studentischen Thematisierungs- und Handlungspraxen leitet die Verfasserin Aussagen über das Wirken gesellschaftlicher Prozesse und des sozialen Feldes ab.

Den Diskurs der (De-)Thematisierung von „Geschlecht“ ordnet die Autorin in die paradoxe Gleichzeitigkeit der Thematisierung von „Geschlecht“ und der Nicht-Thematisierung von Geschlechterdarstellung und -zuordnung ein. Dabei bezieht sie sich auf die Idee von Angelika Wetterer zu den aktiven Strategien der Neutralisierung im Gegensatz zu der eher passiven „Nicht-Thematisierung“. Klingers wesentliche Aussage ist, dass das Ziel der Thematisierung von „Geschlecht“ und Geschlechterverhältnissen der Übergang „von einer unreflektierten Geschlechterpraxis zu einem reflektierten Umgang mit ‚Geschlecht‘“ ist.

Die Arbeit ist in sieben Kapitel aufgebaut. *Kapitel eins* bildet dabei die Einleitung, *Kapitel sieben* besteht aus der Ergebnisdiskussion. Die theoretische Fundierung und die Zielsetzung

der Forschungsarbeit werden in den Kapiteln zwei bis vier ausführlich hergeleitet. Stärker noch steht die empirische Untersuchung in den Kapiteln fünf und sechs im Mittelpunkt der Arbeit. Zunächst wird in *Kapitel zwei* der Diskurs „Geschlecht“ in die Disziplin der Erziehungs- und Bildungswissenschaften eingeordnet. Dabei wird der bildungsmilieutypische Erfahrungsraum dargestellt, in dem sich die Studierenden befinden. Auch die (historische) Verbindung zwischen Geschlechterforschung und Erziehungswissenschaft wird thematisiert. Es folgen die theoretische Fundierung zum Diskurs „Geschlecht“ und Geschlechterverhältnisse, eine Annäherung an den Forschungsgegenstand sowie die Abbildung verschiedener Debatten und Perspektiven zum Thema in *Kapitel drei*. Besonders ausführlich stellt die Verfasserin dabei die verschiedenen Ansätze zur Sensibilisierung für das Thema der Konstruktion von Geschlechterdifferenzen und damit die Herstellung sozialer Ungleichheit heraus. Im *vierten Kapitel* werden verschiedene Perspektiven und Analyseaspekte abgebildet, die einer umfassenden Auswertung des empirischen Materials dienen sollen. Darunter das Habitus-Feld-Konzept von Bourdieu, die praxeologische Wissenssoziologie und die Diskrepanz zwischen der öffentlich suggerierten Gleichberechtigung und der tatsächlichen Ungleichheit zwischen Männern und Frauen. Dieses Kapitel stützt sich insbesondere auf die Ausführungen von Angelika Wetterer (Universitätsprofessorin für Geschlechtersoziologie und Gender Studies) und Angela McRobbie (Kulturwissenschaftlerin). *Kapitel fünf* begründet die praxeologisch fundierte, qualitative bzw. rekonstruktive Forschungsmethode und zeichnet den Forschungsprozess nach. Die Erhebung besteht aus vier Gruppendiskussionen mit 14 Studierenden der Erziehungs- und Bildungswissenschaften an zwei deutschen Universitäten. Die Auswahl des sozialen Feldes, das Gruppendiskussionsverfahren, die Datenerhebung und die Auswertung des Materials werden vertieft. Die Interpretation und Rekonstruktion des empirischen Materials wird in *Kapitel sechs* vorgenommen. Es geht mit Hinblick auf die Forschungsfragen u. a. darum, a) was und wie Studierende über „Geschlecht“ und Geschlechterfragen sprechen, (b) ob sich im

Rahmen dessen habituelle Praxen rekonstruieren lassen und welche individuellen und kollektiven Orientierungen sich dabei offenbaren, (c) ob eine geschlechterreflektierende Haltung Teil des studentischen Habitus ist und (d) ob sich Muster der (De-)Thematisierung erkennen lassen, die auf eine Gleichheitsrhetorik hinweisen oder Ungleichheiten und Benachteiligungen zwischen „Geschlecht“ verdecken.

Eine geschlechtersensible Haltung wird als Teil der bildungs- und erziehungswissenschaftlichen Professionalität verstanden. Entgegen der aufgestellten Hypothese, dass Studierende der Erziehungs- und Bildungswissenschaften aufgrund ihres Studienschwerpunktes einen reflektierten Umgang mit der (De-)Thematisierung von „Geschlecht“ aufweisen, kommt Klinger in ihrer Arbeit zu einem erstaunlichen Ergebnis: „Es bleibt festzuhalten, dass ein reflektierter und reflektierender Umgang mit ‚Geschlecht‘ nicht Teil der studentisch-habituellen Praxis ist und die eigene vergeschlechtlichte und vergeschlechtlichende Position von den Studierenden nicht hinterfragt wird.“ Neben der ohnehin ernüchternden Aussage der Studie, dass in der sozialen Praxis nach wie vor eine Ungleichheit zwischen Männern und Frauen zu bestehen scheint, liegt das eigentliche Fiasko in der Tatsache, dass es ausgerechnet Studierende aus einem als gendersensibel eingestuften Fachgebiet sind. Die Einstellung zu „Geschlecht“ und Geschlechterfragen ist somit nicht nur vom studiumsbezogenen konjunktiven Erfahrungsraum geprägt. Die Ergebnisse zeigen zudem, dass die Relevanz und Bedeutungszuschreibung der Kategorie „Geschlecht“ keine subjektiv individuelle und minderheitliche Wahl ist, sondern vom sozialen Feld und von gesellschaftlichen Diskursen beeinflusst wird. Daher sind es der gemeinsame konjunktive Erfahrungsraum, die sozialen Strukturen, gesellschaftlich rhetorische Modernisierungsprozesse, ein neuer Geschlechtervertrag sowie individuelle Orientierungen, die gemeinsam eine geschlechterreflektierende Haltung beeinflussen.

Die Forschungsergebnisse von Sabine Klinger sind zwar auf eine kleine Stichprobe zurückzuführen, decken jedoch Handlungsbedarf auf und leiten zu weiterführenden Überlegungen. Klinger fordert einen verstärkt geschlechterreflektierten studiumsbezogenen Erfahrungsraum und ein solches Lehrkonzept im erziehungswissenschaftlichen Studium. Die Bewusstseinsförderung als aufgedeckter Bedarf betrifft insbesondere in der Hochschullehre Tätige. Für WissenschaftlerInnen und Lehrende kann interessant sein, was und wie Studierende über das Thema „Geschlecht“ denken, mit welchen weiteren Themen sie es in Verbindung bringen und wie die Reaktion auf gendersensible Themen in Lehrveranstaltungen sind. Darüber hinaus bietet die rezensierte Arbeit Anregungen und Anknüpfungspunkte für eine weitere wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Thema. Fragen, die dabei aufgegriffen werden können, sind: Wie fallen Ergebnisse in anderen Gruppen und bei einer größeren Stichprobe aus? Wie kann ein reflektierter Umgang mit „Geschlecht“ und Geschlechterfragen gefördert werden? Wann und wie, wenn nicht im Studium, bildet sich ein geschlechterreflektierter Umgang heraus?

Die theorieelastigen Inhalte und Gedankengänge sind sehr komplex, aber auch fokussiert dargestellt. Schade ist, dass insbesondere in der Einleitung der Arbeit viele Schreibfehler enthalten sind, die das Lesen behindern und den Text teilweise schwer verständlich werden lassen. Dennoch kann die Arbeit auch für Studierende des Fachbereichs Bildungs- und Erziehungswissenschaften relevant sein. Ihre Stärke liegt in der ausführlichen Darstellung, Einordnung und Herleitung des Forschungsgegenstandes sowie der empirischen Methode. Die Wissensinhalte können daher interessant sein, um einen Überblick über die Geschichte, Diskurse, Begriffe und Thematik von „Geschlecht“ und Geschlechterfragen und deren (De-)Thematisierung zu bekommen. Damit kann die Arbeit selber durch die Thematisierung zur Sensibilisierung und damit zu einem reflektierten Umgang von Studierenden dienen.

## Neuerscheinungen

### **Annette von Alemann (2015): Gesellschaftliche Verantwortung und ökonomische Handlungslogik. Deutungsmuster von Führungskräften der deutschen Wirtschaft**

390 Seiten, 69,99 €, ISBN 978-3-658-03352-1, Springer VS, Wiesbaden

Annette von Alemann untersucht die Frage der gesellschaftlichen Verantwortung aus der Perspektive von Führungskräften von Unternehmen und Wirtschaftsverbänden in Deutschland. Wie nehmen diese Führungskräfte die Gesellschaft wahr und wie verstehen sie ihre gesellschaftliche Rolle und Verantwortung? Die Autorin verbindet einen kritischen elitensoziologischen Ansatz mit Konzepten aus der Forschung zur gesellschaftlichen Verantwortung der Wirtschaft (CSR). Indem sie die organisationssoziologische Orientierung der CSR-Forschung mit dem personenbezogenen Fokus der Elitenforschung verknüpft, eröffnet sie eine neue Perspektive auf die Untersuchung der gesellschaftlichen Verantwortung von Unternehmen und Wirtschaftsverbänden.

**Kontakt und Information**  
Dr. Annette von Alemann  
annette.alemann@uni-koeln.de

### **Katharina Walgenbach, Anna Stach (Hrsg.), (2015): Geschlecht in gesellschaftlichen Transformationsprozessen**

225 Seiten, 29,90 €, ISBN 978-3-8474-0619-8, Verlag Barbara Budrich, Opladen

Aktuelle ökonomische, politische und gesellschaftliche Transformationsprozesse beeinflussen substantiell die Geschlechterverhältnisse. Die derzeitigen Entwicklungstrends verweisen dabei auf eine neoliberale Neuordnung von Ökonomie, Staat, Familie und Privatsphäre. Die Beiträge dieses Sammelbandes untersuchen diese Entwicklungstrends aus unterschiedlichen disziplinären Perspektiven. Insbesondere wird der Frage nachgegangen, ob bzw. wie die Transformationsprozesse von Geschlechterverhältnissen zu einer Neubestimmung pädagogischer Handlungsfelder, Bildungsinstitutionen und erziehungswissenschaftlicher Leitbegriffe, wie z. B. Bildung, Erziehung, Sozialisation und Care, führt.

**Kontakt und Information**  
Prof. Dr. Katharina Walgenbach  
katharina.walgenbach@fernuni-hagen.de

### **Jenny Bünnig, Barbara Holland-Cunz, Sigrid Metz-Göckel, Amrei Sander (Hrsg.), (2015): Intellektuelle Frauen**

GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 2015, 7. Jahrgang – Vol. 7, 160 Seiten, ISSN 1868-7245, Verlag Barbara Budrich, Opladen

Kluge, gebildete, unangepasste, widerständige Frauen – der Schwerpunkt 3/15 der GENDER stellt weibliche Intellektuelle in den Mittelpunkt. Frauen also, die denkerisch die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse erfassen und ihre Gedanken öffentlich formulieren, auch wenn sie sich nicht (immer) als Intellektuelle bezeichnen und ihnen auch in der öffentlichen Wahrnehmung und Geschichtsschreibung häufig die Anerkennung verwehrt bleibt. Regina Dackweiler führt aus, wie die Codierung der Figur des Intellektuellen mit Männlichkeit, Einzigartigkeit, Öffentlichkeit, Geist und Protest die Diskussion und Erforschung intellektueller Frauen verhindert hat. Nataša Pivec stellt mit Andrea Dworkin eine radikalfeministische Intellektuelle ins Zentrum ihrer Betrachtungen, die als „wütend und fett“ noch weniger in das Bild der Intellektuellen passt. Diese und weitere Schwerpunktbeiträge beschäftigen sich aus unterschiedlichen Perspektiven mit dem Verhältnis von Intellektualität und Weiblichkeit und machen deutlich, dass die Auseinandersetzung mit intellektuellen Frauen auch in Zukunft eine herausfordernde, aber wichtige Aufgabe bleibt.

**Kontakt und Information**  
Redaktion GENDER  
redaktion@gender-zeitschrift.de

## Holger Angenent (2015): Berufliche Orientierungen aus biographischer Retrospektive. ErwachsenenbildnerInnen auf dem Weg von der Disposition zur Position

356 Seiten, 44,00 €, ISBN 978-3-8474-0764-5, Verlag Barbara Budrich, Opladen

Wie stark hängen unsere berufliche Wahl und Entwicklung von der eigenen Disposition und wie weit von unserer sozialen Herkunft ab? Auf Basis von biographisch-narrativen Interviews mit studierten ErwachsenenbildnerInnen nimmt der Autor die habituelle Haltung zwischen sozialer Herkunft, Studienwahl-motivation, Passung im Studienverlauf und ersten Arbeitsplatzwahlen in den Blick. Dabei wird die soziale Herkunft der befragten PädagogInnen kontextualisiert und mit weit mehr Inhalt gefüllt als den höchsten Bildungsabschlüssen der Eltern. Hierzu wird ein heuristisches Modell entwickelt, dass habituelle Entwicklungen (Tradierungen, Wandlungen, Transformationen) innerhalb biographischer Gesamtformungen rekonstruiert. Dieses ermöglicht einen methodisch-strukturierten Vergleich von Lebensgeschichten Studierender der ersten Generation und Studierender aus akademischer Herkunft, welcher darstellen kann, warum es trotz eines meritokratischen Gesellschaftsideals noch immer zur Reproduktion sozialer Ungleichheit innerhalb des Bildungssystems kommt. Aus den Ergebnissen schlussfolgert der Autor, dass eine selbstreflexive Auseinandersetzung mit dem eigenen Gewordensein als Fundament für eine selbstbestimmte berufliche Orientierung unabdingbar ist. Dies erscheint besonders vor der immer wieder aufkeimenden akademischen Professionalisierungsdebatte in der Erwachsenenbildung von großer Bedeutung.

### Kontakt und Information

Dr. Holger Angenent  
holger.angenent@hs-niederrhein.de

## Nicole Justen, Babette Mölders (Hrsg.), (2015): Professionalisierung und Erwachsenenbildung. Selbstverständnis – Entwicklungslinien – Herausforderungen

192 Seiten, 29,90 €, ISBN 978-3-8474-0720-1, Verlag Barbara Budrich, Opladen

Welche Fragen stellen sich im Kontext von Professionalität, Professionalisierung und professionellem Selbstverständnis im Bereich der Erwachsenenbildung? Welche Herausforderungen und Entwicklungslinien zeigen sich und welche Auswirkungen haben Entfaltungen in diesen Bereichen auf die Profession? Die AutorInnen bilden aktuelle Forschungen, Hypothesen und Statements aus der Profession ab. Es geht unter anderem darum, welche Herausforderungen an die Profession gestellt sind, wenn diese im Zuge des Konzepts des lebenslangen Lernens, der Globalisierung und der verkürzten Halbwertszeit von Wissen bildungspolitisch dazu aufgefordert ist, Menschen in ihrer Partizipation an Gesellschaft und der Gestaltung ihrer Bildungs- und Berufsbiographien zu unterstützen. Welche Kompetenzen benötigen ErwachsenenbildnerInnen und wie können diese sowohl im akademischen Professionalisierungsprozess als auch in der beruflichen Praxis entwickelt werden? Welche Selbstwirksamkeitserwartungen haben ErwachsenenbildnerInnen und wie steht es um die individuelle Professionalisierung? Mit welchem professionellen Selbstverständnis verlassen AbsolventInnen erwachsenpädagogischer Studiengänge die Universitäten und was bedeuten Kompetenz- und Qualitätsdebatten für Führungskräfte innerhalb der Erwachsenenbildung? Wie muss die Erwachsenenbildung aufgestellt sein, um mit Globalisierungs- und Internationalisierungstendenzen adäquat umgehen zu können und was bedeutet es grundlegend, wenn von der professionellen Entwicklung der Erwachsenenbildung die Rede ist? Der Erwachsenenbildung wird einiges zugemutet, aber auch zugetraut. Wie reagiert die Profession auf diese Zumutungen sowie Herausforderungen und was bedeutet das für ihr professionelles Selbstverständnis und ihre Professionalisierungsbewegungen? Die Beiträge regen auf der Grundlage von empirischem Material, hypothetischen Gedanken und theoretischen Auseinandersetzungen zum Nachdenken an.

### Kontakt und Information

Dr. Nicole Justen  
nicole.justen@uni-due.de

Dipl.-Päd. Babette Mölders  
babette.moelders@uni-due.de

## Sabine Hark, Paula-Irene Villa (Hrsg.), (2015): Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen

264 Seiten, 26,99 €, ISBN 978-3-8376-3144-9, transcript Verlag, Bielefeld

Sexualität und Gender werden immer wieder zu Schauplätzen intensiver, zum Teil hoch affektiver politischer Auseinandersetzungen. Ob es um die Thematisierung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt in der Schule oder die Gender Studies an den Hochschulen geht – stets richtet sich der Protest gegen post-essentialistische Sexualitäts- und Genderkonzepte und stets ist er von Gesten heldenhaften Tabubruchs und Anti-Etatismus begleitet. Dieses Buch versammelt erstmals sozial- und kulturwissenschaftliche Analysen zum sogenannten „Anti-Genderismus“ im deutschsprachigen und europäischen Kontext. Die Beiträge zeigen, dass die Diffamierungen bisweilen auch Verknüpfungen etwa mit christlich-fundamentalistischen Strömungen oder mit der Neuen Rechten aufweisen.

**Kontakt und Information**  
Prof. Dr. Paula-Irene Villa  
paula.villa@lmu.de

## Bettina Dausien, Christine Thon, Katharina Walgenbach (Hrsg.), (2015): Geschlecht – Sozialisation – Transformationen

210 Seiten, 24,90 €, ISBN 978-3-8474-0668-6, Verlag Barbara Budrich, Opladen

Seit der grundlegenden Kritik an der Annahme einer „weiblichen Sozialisation“ in der Geschlechterforschung wurde die Frage, wie Individuen in eine nach Geschlecht strukturierte Gesellschaft hineinwachsen, lange als überholt angesehen. Um zu einer Revitalisierung der Debatte über Sozialisation in der Geschlechterforschung beizutragen, betrachten die AutorInnen diese Frage sowohl hinsichtlich der Transformationen der theoretischen Debatte als auch in Bezug auf den Wandel der gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisse.

In den Anfängen der Frauenforschung erwies sich das Konzept der „geschlechtsspezifischen Sozialisation“ als Motor für empirische Erkundungen von Ungleichheitsverhältnissen und als theoretisch nach vielen Seiten hin anschlussfähig. Schon bald kam es allerdings zur Kritik an der Annahme einer „weiblichen Sozialisation“ in der Geschlechterforschung, die zum einen auf Grundannahmen der Sozialisationsforschung selbst zielte, zum anderen durch sozialkonstruktivistisch, ethnomethodologische und dekonstruktivistische Theoriedebatten in der Geschlechterforschung herausgefordert wurde. Seither hat es den Anschein, als lasse die Hinterfragung theoretischer Konzepte der Sozialisationsforschung auch insgesamt die Frage obsolet werden, wie Kinder, Jugendliche und Erwachsene handlungsfähige Subjekte in einer zweigeschlechtlich organisierten Gesellschaft werden. Das Jahrbuch stellt die Frage nach der Transformation von Sozialisation und Geschlecht in einer doppelten Weise. Zum einen geht es um Transformationen der Debatten zwischen den theoretischen Perspektiven zu Geschlecht und Sozialisation. In entsprechenden Beiträgen geht es um die Frage, welche Theorieperspektiven die bisher kritisierten Dilemmata und Desiderate der Sozialisationsforschung transformieren können. Mit Blick auf exemplarische empirische Studien wird ausgelotet, wie erziehungswissenschaftliche Sozialisationsforschung zu Geschlecht heute konzipiert werden kann, um Prozesse der Vergeschlechtlichung und Ungleichheitsverhältnisse zu erfassen. Zum anderen geht es um aktuelle Transformationsprozesse gesellschaftlicher Geschlechterverhältnisse, die sich etwa in Debatten um eine Veränderung ehemals geschlechtsspezifischer Zuständigkeiten in Familien oder Bildungsinstitutionen zeigen, in denen es aber auch zur Dethe-matisierung von Geschlechterungleichheiten bei gleichzeitiger Reproduktion hierarchischer Geschlechterverhältnisse und zweigeschlechtlicher Normen kommt.

**Kontakt und Information**  
Prof. Dr. Katharina Walgenbach  
katharina.walgenbach@fernuni-hagen.de





**Journal**

Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Nr. 37/2015

Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Universität Duisburg-Essen | 45127 Essen

[www.netzwerk-fgf.nrw.de](http://www.netzwerk-fgf.nrw.de)